

Ab 27. September veröffentlichen wir in ganzseitigen Fortsetzungen:

Zwischen



Himmel und Hölle



Ein Iriesischer Heimatroman um Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirkseua von Ostfriesland

VON THORA THYSELIUS



G R A F T H Y S E I U S

EINFÜHRUNG

Es ist uns gelungen, als Erstabdruck einen Roman zu erwerben, der zweifellos bei unseren Lesern größten Interesse begegnen wird. Das gilt nicht nur für diejenigen die mit der wechselvollen Geschichte unseres Landes vertraut sind, sondern auch für die vielen Neubürger, die nach dem Kriege zu uns gekommen sind. Um was es in diesem Roman geht, hat der Staatsarchivdirektor Dr. Hermann Lubbing, Oldenburg, in einem uns vorliegenden Gutachten zum Ausdruck gebracht.

„Der Roman“, so heißt es darin, „ist der literarische Versuch, die spannungsvolle Zeit des 15. Jahrhunderts lebendig zu machen. Im Mittelpunkt steht die von den modernen Geschichtsforschern stark umstrittene, charakterlich höchst widerspruchsvolle Persönlichkeit des Grafen Gerd von Oldenburg, der bei den händischen Verwicklungen von Flandern bis Mecklenburg der bestgebildete und am meisten gefürchtete Zeitgenosse war, dessen feierlich verbrieftes Geistesleben nicht nur in den händischen Briefen selbst miffallend wurde, dessen kriegerische Abenteuer sein Land in den Rand der ritterlichen brachten dessen ehrgeizige Pläne weitreichenden politischen Verwicklungen und europäischen Verwirrungen im Raum zwischen Burgund und Schweden tühften, sein geheimnisvolle Natur immer wieder Anhänger fand, und der schließlich auf samer Wallfahrt nach S. Jago di Compostela sein unstatliches Leben beschloß. Diese Persönlichkeit uns menschlich näher zu bringen, sie in ihren vielfachen Verstrickungen, Beziehungen zu Brüdern, zu Frau und Kindern, zu Freunden und Gebliebten, zu Pöbeln, wie Karl den Kühnen von Burgund, wie durch psychologisch fein unterbaute tüge Schilderungen plastisch zu gestalten, ist der Verfasserin ausgezeichnet gelungen. Sie hat sich mit bemerkenswertem Einfühlungsvermögen in den „Herbst des Mittelalters“ vertieft und seinen Abglanz literarisch sprechend gestaltet.“

Die nachstehende Einführung möge dazu dienen, einen kurzen Überblick zu geben über die Verhältnisse der damaligen Zeit und die historischen Persönlichkeiten, soweit sie im Hinblick auf die uns besonders interessierenden Streitigkeiten zwischen Oldenburg und Ostfriesland in dem Roman eine Rolle spielen. Graf Gerd, 1430 als dritter Sohn des sehr klugen und weitläufigen Grafen Dietrich von Oldenburg und Delmenhorst geboren, trat als Zwanzigjähriger die Regierung an, und zwar anstelle des ältesten Bruders Kersten, der als Christian I. zunächst König von Dänemark und bald darauf König aller skandinavischen Reiche wurde, während der zweite Bruder Moritz als Geistlicher die Domherrschafft von Bremen und Köln übernahm.

Ursprünglich war Kersten, der Erstgeborene, als Nachfolger seines Vaters vorgesehen, Moritz und Gerd dagegen sollten den Priesterberuf ergreifen. Nach dem Tode König Christophs wählten die Dänen den Herzog Adolf von Holstein zum König, doch lehnte die erst ab und schlug ihnen seinen Neffen Kersten vor, der dann auch den Thron bestieg und die Königin-Witwe Dorothea von Brandenburg ehelichte. Dadurch erhielt Gerd als der weitaus klügere und geometer der beiden jüngeren Brüder die Grafschaft Oldenburg-Delmenhorst, was später allerdings zu nicht verhätlichen Schwierigkeiten und zu einem Bruderkrieg führte, der dem Land viele unnötige Opfer auferlegte.

Die historischen Persönlichkeiten des Romans:

- Graf Dietrich von Oldenburg und Delmenhorst, der „Glückselige“
 - Graf Kersten, sein ältester Sohn, später als Christian I. König von Dänemark, Schweden, Norwegen, Herzog von Schleswig-Holstein-Stormarn
 - Graf Moritz, sein zweiter Sohn, später Domherr von Bremen und Köln
 - Graf Gerd der Mutige, sein dritter Sohn
 - Adelheid von Tecklenburg, seine Gemahlin
 - Herzog Adolf der Weise von Schleswig-Holstein
 - Margarete von Hainstein, seine Gemahlin
 - Hauptling Ulrich Cirkseua von Norden, später Graf von Ostfriesland
 - Theda Ukena, Gräfin von Ostfriesland, seine Gemahlin
 - Tanno Dürck von Jever, Syrk von der Friedeburg, Moritz von Dornum
 - Sohn von Esauus, Hero Tanssen von Sündel
- *
- Kaiser Friedrich der III. von Habsburg, Herzog Karl der Kühne von Burgund
 - Maria, seine Tochter, später deutsche Kaiserin

Schon gleich zu Beginn seiner Regierung schloß Graf Gerd einen Bund mit Hamburg gegen Ulrich von Norden und fiel in Ostfriesland ein. Damit wurde seine kriegerische Einstellung offenbar, die sich in der Folgezeit in endlosen, überall Angst und Schrecken verbreitenden Fehden auslebte. Er strebte nach Machterweiterung, wollte in Glanz und Herrlichkeit leben wie sein königlicher Bruder, und dazu war ihm jedes Mittel recht. Die charakterlich überaus widerspruchsvolle Persönlichkeit dieses immer streibbaren, persönlich sehr tapferen Mannes kennzeichnete u. a. die Tatsache, daß er sich trotz seiner hohen Stellung keineswegs scheute, ausziehb Sie zu raub zu treiben. Während er sich mit den Hansesädten gegen seine zahlreichen Widersacher verbündete, machte er sich kein Gewissen, Wasser und zu Lande empfindlich zu schädigen. Er befand sich sehr oft mit seinen Schiffen in Nord- und Ostsee auf Kaperfahrt, und es war ihm durchaus gleichgültig, wessen Handelsfahrzeuge er aufraubte und ausraubte.

In seinem Streben nach Besitzergreifung auch des vereländes zugerte, er nicht, mit den Hauptlingen des Landes gemeinsame Sache zu machen, wenn er darin einen Vorteil für sich erblickte. Als der Hauptling Tanno Dürck in Dornum an der Jade in Verteidigungszustand setzte, verbündete sich Graf Gerd mit ihm und ließ bei dieser Gelegenheit in der Gegend des heutigen Wilhelmshaven eine Flottenstation errichten, die ihm lange Zeit als Schutzwinkel diente. Bereits im

Jahre 1454 wurde von Lübeck an Danzig beordert, der Graf habe an der Jade „bi der seeckant“ ein festes Blockhaus erbauen und von dort Schiffe ausfahren lassen. Man beobachtete seine seeräuberische Tätigkeit sehr genau, und es ist verständlich, daß er sich durch sein Treiben sehr bald auch die Hamsesädte zu seinen Todfeinden machte. Er hatte Streit mit allen und jedem und brachte dadurch unendlich viel Leid über sein Land und das der Nachbarn, die sich schließlich alle gegen ihn vereinigen, wie auch seine Brüder später von ihm abfielen. Unversöhnlich in seinem Haß gegen ihn war Moritz, der sich überverleibt fühlte und bereits 1462 mit den Grafen von Hoya, mit Bremen und allen Hauptlingen des Jeverlandes und Ostfriesland ein Bündnis schloß, das sich einzig und

Bei alledem mußt es seltsam an, daß Gerd von Oldenburg immer wieder treue Anhänger und Freunde fand, die ihn in seinen Kämpfen entgegen setzten, und daß die Bauern ihm trotz mancher Leiden doch liebten und bewunderten. Die oft ungewöhnlich lebenswürdige Art dieses Mannes und vor allem die auch von den Gegnern anerkannte und gefürchtete persönliche Tapferkeit dieses so widerspruchsvollen Charakteres mögen die Ursache gewesen sein.

Als im Jahre 1464 Ulrich Cirkseua durch Kaiser Friedrich III. zum Grafen von Ostfriesland ernannt wurde, empfand Gerd diese Tatsache als eine tiefe Schmach, die er auf seine kriegerische Art klabutte tilgen zu müssen. Er wußte aber auch, daß hinter Ulrich dessen Gemahlin Theda stand, diese nachherne, weit-

schauende, überaus ehrgeizige Frau, die in jungen Jahren einmal daran gedacht hatte, sich dem Grafen Gerd vermählen zu können. In ihrem Roman läßt die Autorin den gegen den ewigen Wintersacher gerichteten stillen, zähen Kampf einer verachteten Liebe besonders deutlich werden. Er geht mit zu den Höhepunkten der Schilderung, wie überhaupt die Zeichnung der Charaktere, der menschlichen Schwächen und Leidenschaften und die Darstellung der Hintergründe des Geschehens immer wieder in ihren Zeichnungen wie verwiesen in diesem Zusammenhang auf das „Die Feindin“ überschriebene Kapitel, in dem wir erfahren, daß Graf Gerd als blühender Junker bei den Ukenas in Nesse zu Gast war und die gleichaltrige Theda kennenlernte. Damals, als er zu ihr von seinen Idealen und hochfidele Plänen sprach, war es, daß sie in Liebe zu diesem Jüngling entbrannte. Sie wartete geduldig und „schmückte sich wie eine Braut“, als er mit zwanzig Jahren die Pörgierung übernahm, bis sie von seiner Hochzeit mit Adelheid von Tecklenburg erfuhr. Seitdem verlor ihr Gesicht jene Weichheit, seitdem wurde ihre Stimme herrisch und hart. Und dann nahm sie die Werbung des viel älteren Hauptlings Ulrich Cirkseua an, gab sie das Jawort dem Manne, der einst der Feind ihres Hauses, zugleich aber auch Gerds mächtigster Gegner war. Und seit dieser Stunde, da sie Verzicht leistete auf das Glück der Hin- und her, seit dieser Stunde, da sie ihr Weib zum Opfer brachte“, rührte und rastete sie nicht „im Kampf gegen den Mann, der ihre Liebe verachtete, nicht in diesem Kampf floß Blut, aber es „sollte das Feuer löschen, das unter ihrer Starrheit immer noch in ihrem Herzen brannte“. Es ist unerschwer, sich den Trübsal dieser Frau vorzustellen, als sie, am Ziel ihrer Wünsche, viele Jahre später den einzigen Geliebten gegenüberstand, der nun ein „Graf ohne Land“ war, verlassen von seinen Freunden und von aller Welt verfehmt. Gerade diese Begegnung, die uns einen Blick in die Seele dieser seltsamen Frau, ist von dramatischer Wucht und besonders fesselt für alle Leser unseres Landes vertraut sind oder nicht.

1466 starb Graf Ulrich, und Theda übernahm die Vormundschaftsregierung für ihre kleinen Söhne (Enno, Eduard und Uko), was Graf Gerd nur noch mehr Veranlassung gab, in den folgenden Jahren, soweit andere Pläne ihm dafür Zeit ließen, gegen Ostfriesland zu ziehen. Gräfin Theda jedoch hielt die Zügel der Regierung fest in der Hand, verbündete sich 1473 mit den ostfriesischen Hauptlingen gegen Gerd und reichte sich ein Jahr später mit Jeverland, Butjadingen, Stadland sowie den Städten Hamburg, Bremen und Lübeck in die gemeinsame Front gegen den Oldenburger ein.

Die nächsten Jahre waren wieder ausgefüllt mit den hier genannten Kämpfen, die das Land und seine Bewohner in Not und Elend trieben und bald für diesen, bald für jenen mit Sieg oder Niederlage endeten. Von 1488 an wandte sich der heilige Juster Graf in erlöshem Maße dem Seeraub zu, und es stürte ihn dabei wenig, daß am 4. Dezember desselben Jahres 73 seiner Sniegeleuten in Hamburg gefloht wurden. Wie besessen schien dieser ständig abenteuerräuberische Mann, der sein Leben lang „zwischen Himmel und Hölle“ schwabte, aber schließlich der immer größer werdenden Feindschaft zu liegen und abdanken mußte. Er hatte in seinem übersteigerten Ehrgeiz in endlosen Kriegen die Kraft seines Landes zersplittert und konnte seinen Söhnen nur ein sehr geschwächtes Oldenburg als Erbe hinterlassen.

Auf der Rückkehr von einer Pilgerfahrt, zu der ihn sein Gewissen trieb, starb Graf Gerd, den sie in seinen besten Zeiten „den Mutigen“ nannten, am 22. Februar 1500 in Pont St. Esprit in Frankreich, wo er auch begraben wurde und sein Sohn Johann ihm später ein Denkmal setzte.

Es mag zum Schluß noch darauf hingewiesen sein, daß neben den hier genannten historischen Persönlichkeiten auch die in dem Roman geschilderten Nebenpersonen durchweg auf geschichtlicher Überlieferung beruhen, was seine Lektüre nur um so interessanter erscheinen läßt.

Wir veröffentlichen heute die Bildnisse des Grafen Ulrich und der Gräfin Theda von Ostfriesland (nach einer Zeichnung von Carl Kohl, 1844), außerdem ein solches des Herzogs von Burgund (nach einem Gemälde von R. v. d. Weyden, der auf Gerd von Oldenburg teilweise starken Einfluß ausübte, von diesem selbst ein Bildnis zu erhalten, war uns leider nicht möglich. Wir konnten lediglich die oben im Titel des Romans wiedergegebene Zeichnung erwerben, die Gerd als kühnen Ritter darstellt und einem alten Wandgemälde in der Kirche zu Varel entnommen ist. Das links abgebildete Wappen ist das der Grafen von Oldenburg, dem wir das der Cirkseua, aus deren Geschlecht die Grafen von Ostfriesland hervorgingen, gegenüberstellen haben.



Karl der Kühne von Burgund.



Gräfin Theda und Graf Ulrich von Ostfriesland

Thora Thyseius
Rennstraße 6

Zwischen

Himmel und Hölle

Ein irrischer Heimatroman um Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirksewa von Ostriesland

VON THORA THYSELIUS



1. Der Glückselige.

Knisternd brannte das Feuer in dem riesigen Kamin. Die Luft in dem Raum war dümpf und schwer von Wehrauch und dem Duft der gelben Kerzen, die unbewegt zu Häupten des Lagers brannten, auf den Dietrich mühsam um Atem rang.

Er blickte zu dem Fenster hinüber, gegen das der Regen klatschte, und dankbar sah er Adolf es öffnen. Der Schwager schob ihm noch ein Kissen unter den Kopf — nun wurde es besser, nun konnte er es wohl noch zu Ende denken, ehe die Eiskälte des Todes, die die bleichen Hände und Füße bereits erfaßt hatte, ihn ganz gefangen nahm.

„Glückselig, glücklich!“ ... Adolf von Holstein läuschte dem Flüstern der blässen Lippen.

War Dietrichs Leben glücklich gewesen? Glück — gab es das überhaupt in dieser düsteren, verworrenen Welt? Waffengezüge, Kampfgelose, Todeschreie — die hatten des Schwagers Leben erfüllt.

Als er als junger Herr mit den Vettern auf der Oldenburg gehaust hatte, war ihm diese wilde Treiben wohl Lust gewesen. Dann hatte ihm sein Verwandter, Graf Otto von Delmenhorst, die schöne Allet zu Frau gegeben. Auf der Welsburg hatten sie miteinander gelebt in einer verträglichem Stille, wie sie der Seltsamkeit dieser Frau entsprach.

War Dietrich damals glücklich gewesen?

Er hatte Adolf einmal erzählt, daß er ständlg in der Furcht gelebt hätte, Allet, seine erste Frau, zu verlieren. Und eines Tages, als er von der Fasanenjagd heimkam, hatte er sie nicht mehr an Leben gefunden.

16 Jahre lang hatte Dietrich Allet betrauert, seine besten Mannesjahre! Alles Glück ist kurz und endet in Leid. Lohnt es sich, darum zu leben? War nicht nur der selig zu preisen, der der Welt entrinnen konnte, wie jetzt der Schwager hier auf seinem letzten Lager?

Aber nichts von Weltfurcht und Verzicht stand in den ausgesprochenen Zügen Dietrichs zu sein!

Ein Lächeln verklärte die Züge des sterbenden Mannes. Allet — bald würde er ihr sein. Sie wartete auf ihn, sie hielt die Pforte des Himmels für ihn offen.

Des Himmels? Bist du dessen so gewiß, Mann? Denkst du nicht an den Freund Oeko tom Brook, den stolzen Häuptling von Brookmerland, der in seinem Ringen um die Vormacht in Ostriesland so kläglich endete? Du kommst den Waffengefahrten so mancher Schlacht nicht vor Schmach und Elend bewahren, und seine Frau Ingeborg, deine Verwandte, stand bettelnd vor deiner Tür.

Aber Dietrichs Züge waren von keiner Qual verzerrt. Er fühlte sich nicht schuldig. „Ich hielt ihm die Treue, mein kann kein Mann.“

Adolf senkte wieder den Kopf und betete für die Seele des Sterbenden.

Klirrend schlug das Fenster zu. Ein Kauz schrie in den hohen Bäumen des Parkes. Erschrocken fuhren die Knaben zusammen, die zu Fußenden des Sterbelagers knieten, und Adolf schlug ein Kreuz über der Brust des kranken Mannes.

Langze war es nun still. Dietrich lag da mit weit geöffneten Augen, und seine Gedanken waren bei denen, deren Hand er im Leben gehalten hatte und die vor ihm den Weg gegangen waren, den er jetzt antreten sollte.

Pötzlich richtete er die Hand aus. „Heilwig!“ Er streckte die Hand aus, als konnte er sie schon erreichen. Ja, auch seine zweite Frau hatte er geliebt. Eine Tochter und drei Söhne hatte sie ihm geboren: Allet, Kersten, Moritz und Gerd. Dietrichs Blick suchte die Knaben, die eifrig den Rosenkranz durch ihre Finger gleiten ließen.

Adolf winkte sie näher heran. Golden spielte das Licht der Kerzen in Kerstens blonden Haar. Breitschulterig und groß stand er da, seine blauen Augen blickten offen den Vater an. Gleichmäßig und beherrscht war dies junge Gesicht. Man hatte ihn gelehrt, daß die Stunde des Todes keine Ausdrücke wilden Schmerzes dulde.

Die beiden jüngeren Brüder waren gleich groß, aber so sehr voneinander verschieden, als gehörten sie nicht zu einem Stam. Moritz war gedrungen und düster, sein derbes Sommersprossiges Gesicht war mürisch und

verschlissen, als ärgere ihn die Zeit, die er hier am Sterbetische des Vaters verum moßte. Gerd ähnelte dem älteren Bruder Kersten, nur waren seine Züge teilsentfälliger und aus seinen bernsteinhellen Augen schoss Blitze, die eine jähe Unabdingkeit verrieten. Sein noch weicher Knabensinn war zu hitzeren Weinen verzogen, als er sich jetzt schluchzend am Lager niederwarf. Zärtlich streichelte die müde Hand des Vaters das dunkle Gewirr seines Haars.

„Gerd...“ Bittend richtete Dietrich seinen Blick auf Kersten und auf den Schwager Adolf. Sie nickten ihm zu. „Ja, wir wollen alles für ihn tun!“

„Für ihn?“ hatten sie gesagt. Moritz hatte es deutlich gehört. Wie ätzendes Gift tropfelte diese Worte in seine Seele.

„Es sind deiner Schwester Kinder, Adolf, verlaß sie nicht auf dieser Welt!“ bat Dietrichs schwache Stimme weiter.

Adolf richtete sich auf. „So lange ich auf dieser Erde lebe, will ich sie halten wie meine eigenen Söhne.“ Dietrich sah ihm in das klare Antlitz und nickte beruhigt. Ein Wort des Herzogs von Holstein war schwer wie Gold. Das hatte er oft in seinem Leben erfahren dürfen. Und Adolfs Ehe mit Margarete von Holstein war kinderlos geblieben. Sie würden beide nach dieser Aufgabe, die ihnen aus seinem Tod erwuchs, mit beiden Händen greifen.

Weiter sann Dietrich über seine Söhne. Warum war es ihm nicht vergönnt zu sehen, was das Leben aus ihnen machte? Er wußte wohl, daß in allen dreien große Spannungen waren. Ihre Mutter Heilwig und er waren gar zu verschieden geartet gewesen — er selbst hell und froh das Leben anpackend, jung und heiß in seinem Denken und Fühlen, und Heilwig — nun sie war eine gar stille und fromme Frau gewesen, kühl und bedachtsam.

Soviel hatte Dietrich im Leben erfahren, daß die Nachkommen solch verschiedenartiger Eltern im Leben ruhe finden, daß ihre innere Spannung sie ansparnte, ihre Kräfte zu entfallen, zum Guten oder zum Bösen.

Kersten wandte sich der alte Graf an seinen besten Freund. „Wird nicht die Welt sein über Oldenburg und Delmenhorst?“

Trotz der Nähe des Todes erfüllte es Dietrich mit unbändigem Stolz, daß er so sprechen konnte. Er hatte ein Menschenalter an Mühe und Not und Kampf gekostet, die beiden Grafschaften zu vereinigen, und es dünkte ihm ein selbsten Glück, die Herrschaft darüber in einer Hand zu sehen. Er wollte nicht, daß die Macht wieder zersplittert würde. Die beiden jüngeren Söhne sollten den schwarzen Rock anziehen. Inzessano wurden sie ein Bisium oder gar ein Erzbisium erhalten.

Stauend sah Adolf, wie Dietrichs Züge sich neu belebten. Dieser Gedanke an die Einigkeit der beiden Grafschaften hatte den Grafen sein Leben lang vorwärtsgetrieben. Er gab ihm auch im Tode noch Kraft. Glaube er, über sein Ende hinaus diesen Gedanken noch dienen zu können? Würde er nicht, daß der Tod ihm menschlichen Strebens die Ziel setze? Daß keiner bestimmen kann über das was nach ihm geschieht?

Adolf suchte diesen Gedanken zu wehren, die ihn hinderten, mit rechter Andacht die Gebete zu sprechen. „Wie jung er ist in seinem Fühlen“, dachte er stauend, „wie viel jünger als ich — und dabei muß er doch ein gutes Jahrzehnt älter sein.“

Pötzlich richtete sich Dietrich auf den Ellenbogen auf. „Still! Hort ihr? Pferde!“ — Nikolaus...“ und mit einem glücklichen Seufzer sank er zurück.

Kersten riß das Fenster auf. Durch das Brausen des Frühlingssturmes hörte man den Hufschlag von Pferden, und jetzt sah Kersten im fahlen Schein des Mondes, das die düsteren Wolken zerteilte, einen Mann in den Borghof einreiten. Er sah ab und sah den Junker am Fenster stehen.

„Nein, ich habe Euren Oheim, den Herrn Nikolaus, nirgends gefunden. Er war nicht in Bremen.“

Alle halten die Worte des Boten gehört. Dietrichs schmale Lippen umspielte ein trauriges Lächeln. So war es ihm immer mit Nikolaus ergangen.

Nikolaus war der Bruder von Allet, Dietrichs erster Frau, und vielleicht hatte er aus mehr Treue gezeigt, als er es wert schien. Nikolaus war Erbschloß von Bremen gewesen, wie so mancher aus dem Oldenburger Grafengeschlecht. Als großer Herr hatte er ein großartiges Leben geführt. Vielleicht ein wenig zu großartig, denn eines Tages hatte er die Herrschaft Delmenhorst an das Erzstium Bremen verpfändet, obgleich sie doch auf ewige Zeiten mit Oldenburg ungeteilt bleiben sollte wie in den Urkunden zu lesen war.

Aber die losspieligen Feldzüge des kirchlichen Erzbischofs und auch sein gar wildes Leben verschlangen schnell die Pfandsumme. Bald wußte Nikolaus sich keinen anderen Rat, als abzudankern.

Nun konnte er in aller Öffentlichkeit mit seinen vier Söhnen Johann, Nikolaus, Cord und Gerd zusammenleben und neben der

Mutter daselbst seine so viele Geliebte haben, wie sein stümischer Sinn es begehrte. Dietrich hatte die Kummer dieser wüste Leben des Schwagers verfolgt. Nach dem Tode von Heilwig, die ihn naturgemäß von dem Umgang mit diesem Mann zurückgehalten hatte, näherten sich die beiden Männer wieder und Dietrich fand in seiner lebensklugen Art auch einen Ausweg, der Nikolaus aus den verzweifelten Geldnöten und ihm zu einem guten Erbe für seine Söhne verhalf.

Er entriß dem Erzstift die Herrschaft über Delmenhorst und übertrug sie als Rückendeckung der Freundschaft der Bremer Bürger, bezahlte Nikolaus' Schulden und konnte sich Graf von Oldenburg und Delmenhorst nennen.

Dietrich hatte dem Waffengefahrten so mancher heißen Schlacht gern Lebenswohl gesagt, und — er erschrak selbst über diesen Gedanken, den ihm angesichts des Todes wohl der Teufel eingegeben mochte — gern im trüben Begegnung zwischen Adolf und Nikolaus beigewohnt.

Beide waren sie ihm nicht nur als Schwager verbunden... Der abgedankte Erzbischof, Allet's Bruder, sowie der würdige Herzog von Holstein, Heilwig's Bruder, waren ihm Freunde. Aber größere Gegenätze als diese beiden Männer gab es auf dieser Welt nicht — Jah und ungerührt, streiftüchtig und herrschsüchtig war Nikolaus, aber offen und gutheißig dabei, während der Herzog seine stehende Würde verließ. Der bedachte jedes Wort, ehe er es aussprach. Er schlichtete jeden Streit und hülfte sich, anderen seinen Willen aufzuzwingen. Aber nie ließ er sich bis auf den Grund seiner Seele blicken. Dietrich lächelte, glücklich, daß er zwischen beiden stand.

Adolfs Brauen zuckten unmerklich. Welch willige Gedanken mochten den Schwager bewegen? Bedachte er nicht die Nähe des Todes? Bedachte er nicht, daß er ohne Wahrung ohne die Segnungen der heiligen Kirche die lange Wanderung antreten sollte? Daß sein Leichnam in ungeweihter Erde verweilt werden würde?

Über Dietrich war der Kirchenbann verhängt, weil er einen Geistlichen in Ketten gesetzt hatte, ohne dessen Verurteilung die kirchlichen Verpflichtungen gegen die Kirche zu erfüllen.

„Aber Dietrich, die Gedanken auszusprechen, sagte Dietrich: „Mir ist nicht bange, hab' ich doch Frieden im eigenen Herzen. Und du, Adolf, und meine Knaben seid wohl ebenso gute Fürsprecher für mich bei Gott und allen Heiligen, wie es ein Priester sein könnte. In St. Lambert wird sich schon ein Geistlicher finden, der mich neben Heilwig erben hat. Sie die Mutter meiner Söhne. Auf Erden hatte sie das größere Recht auf mich im Himmel wird sie es mir nicht wehren, wenn ich zwischen ihr und Allet gehe.“

Ein seltsames Lächeln voll Wissen um alle Glückseligkeit umspielte Dietrichs Mund und erstarrte im Tode.

2. Aus Widukinds Stamm.

Die Klosterwände bildeten einen Kreis um die ringenden Brüder. Moritz tröufte das Blut aus der Nase, und Gerd rang es aus einer Wunde über der Stirn, aber sie ließen nicht ab voneinander. In verbissener Wut sprang der Jüngere immer wieder den anderen an. Die Klosterwände lachten und trieben mit ihren Rufen die beiden Raubhölde immer wieder an. Einige ältere standen verächtlich abseits. Gar zu oft bot sich ihnen dieses Bild.

Der dicke Abt war auf den Lärm hin ans Fenster getreten und sah nun kopfschüttelnd zu. Warum strafte ihn Gott, daß er solchen Unhold zu hüten hätte wie diesen Junker Gerd von Oldenburg? Er hätte ihn längst mit Schimpf von der Schule gejagt, wäre er nicht besorgt um die Gunst des ehrwürdigen Herzogs Adolf von Holstein, der ihm den Nerven im Obhut gegeben hatte.

Allen Schabernack tat Gerd den Mönchen an, die sich redlich mühten, ihn ihrer Gehorsamkeit teilhaftig werden zu lassen. Aber der Bursche sah da mit gelangweiltem Gesicht, wenn er nicht auf einen Unfug sann. Daß er trotzdem leidlich Latein lernte, in den alten Schriften lesen konnte und sogar einige Fertigkeit in der Schwabkunst verfügte, war nur dem Umstand zu verdanken, daß sich Gerd's heller Verstand trotz bösen Willens nicht ganz dem Verschleiben konnte, was geliebte Männer ihm immer und immer wieder darboten.

Und Moritz? Der Abt wandte sich achselzuckend ab. Moritz tat zwar star und gewissenhaft, was von ihm verlangt wurde, aber mit seiner mürischen Art gewann er sich wenig Freunde. Meckten sich die beiden die Schadel einschlagen, dachte der Abt, was das beste für die Menschheit. — Und gleich bot er Gott ein Vergebung für diese histerlichen Gedanken.

Nur einer sah mit ehrlicher Besorgnis dem immer wilderen Kampf der Brüder zu. Leidmuth, der Scholast, dem das Priestertum in die junge Gesicht geschrieben war.

Als Moritz jetzt laut aufstiehe unter den donnernden Flüssen des Bruders, sprang Leidmuth zwischen die Kämpfenden und

blickte mit seinen klaren blauen Augen in Gerd's verwirrtes Gesicht. „Schlag“ nur“, sagte er. „Aber da senkte Gerd den Kopf und ging in den Park hinunter. Leidmuth folgte ihm. Ein Moritz kummerte sich niemand.“

Unter den westwärtsgehenden Ästen der alten Eiche traf Leidmuth den Freund, der in die Ebene blickte, die sich vor ihm dehnte.

„Warum mußt du es immer wieder tun, Gerd?“

„Weil er ein Lauling ist!“

„Nun, das sind viele. Willst du mit ihnen allen Streit haben?“

„Ja.“

Da verstummte Leidmuth.

Sein Mühen um die Eintracht zwischen den Brüdern war vergebens. Als Kersten, der älteste Grafensohn, vor Jahresfrist Abschied nahm, um zum Hofe des Kaisers zu reisen, hatte er ihm, Leidmuth, die Verständigung zwischen den jüngeren Brüdern ans Herz gelegt. Und er hatte sich redlich darum bemüht.

Aber Moritz und Gerd standen sich mit solcher Feindschaft gegenüber, daß ihr Haß ihn aufforderte, sobald sie sich nur berührten, Gerd's wildes Draufgängerum stoß sich überall an der Mittelmäßigkeit des Bruders. Gerade dies, daß Moritz sich in nichts unterschied von Durchnid, lag wie Welten zwischen den Kindern aus einer Mutter Schoß.

„Die Unrast und die Trägheit!“ beziffert da Leidmuth plötzlich die Gegenstände zwischen den Brüdern. Moritz verharbt in schwerer Trägheit. Unbewegt läßt er das Leben über sich hinbrausen. Er duckt den Kopf zwischen seine breiten Schultern, und seine Gedanken schleichen wie eine Schnecke. Nie greift er in das Geschehen ein. Alles läßt er auf sich zukommen.“

„Und du, Gerd, bist die Unrast. Atemlos, pausenlos jagst du voran, alles unrennend, was sich dir in den Weg stellt. Du greifst jeden Ball auf, den dir der Zufall zuschickt. Vorwärts geschickt wirst du von deinen Plänen, deren Vervollendung in weiter Ferne liegt. Und wenn dir gar eins deiner Ziele wieder erfüllt von neuen Ideen. Du — du bist ein Maßloser! Gott schütze dich vor dir selbst, Freund!“

Aber weißt du, daß beides vor Gott Sünde ist. Die Unrast so gut wie die Trägheit? Du sollst so wenig deine Tage verun in fauler Lausigkeit, wie dein Leben lang in wilder Hetze dahinjagen, daß dir nicht Zeit bleibt, Gottes Werk ringum zu sehen und seine Herrlichkeit zu preisen.“

Mulle, Gerd, die ist es, die unser Leben reich und schön macht. Mit Mülle die Pflichten unserer Tage erfüllen, das ist ein Gott wohlgefälliges Leben.“

Aber Gerd schüttelte den Kopf. — „Du weißt, ich komme aus Widukinds Stamm.“

Leidmuth nickte. Über seiner eigenen Herkunft lag Dunkel. Als er jünger war, hatte ihn manchmal ein zarte verschleierte Frau im Kloster besucht. Ihr zärtlicher Kuß auf seine Stirn blieb ihm in Erinnerung als ein köstliches Geschenk dieser Erde. Als er das letzte Mal sah, hatte sie sie ihm geschenkt. „Die Güte für dein Vater und mich — wir liebten uns mehr, als diese Welt es dulde.“

Das war alles, was er von ihr wußte. — Ihn geboren hatte und die ihm den Namen gab: Leidmuth!

Trotzdem bezifferte Leidmuth, daß es eben Heranwachsenden mit heißem Stolz erfüllen konnte, aus einem alten Herrschergeschlecht zu stammen.

Die oldenburgischen Grafen leiteten ihre Herkunft auf Walbert und Wiebert zurück, die Nachkommen Widukinds, die in der Wiedehausen Gegend begütert waren. Stolz zählten sie von Graf Unno und dessen Sohn Friedrich dem Löwentäter, dessen Heirat die Oldenburger die gelben Balken ihres Wappens zu verdanken hatten. Und Mathilde, die zweite Gemahlin Heinrichs I., die Mutter Ottos des Großen, nannten sie ihre Verwandte.

Nicht minder stolz war Gerd auf die Ahnen seiner Mutter. Heinrich der Elterne war sein Urgedvater, und nach dessen Vater Gerd dem Großen von Schleswig-Holstein hatte man ihm den Namen gegeben.

„Ich will wie die Ahnen werden, wie Heilwig Widukind“ flammte Gerd auf. „Ein Held will ich werden und ein Herrscher! Über die Meere will ich fahren auf stolzen Schiffen — Leidmuth, wirst du einmal am Meer? Hast du gesehen, wenn die Wogen mit weißer Schaumkronen ans Ufer rollen. Noch höre ich den Wellenschlag im Ohr und den wilden Schrei der Mow. Über die Meere will ich fahren, und mein Schwert soll an die Schilde von Ritters schlagen.“

„Du wirst den schwarzen Priesterrock tragen, Gerd. So hat es dein Vater für dich bestimmt.“

„Nie werde ich ein Priester!“

Mit geballten Fäusten stand Gerd da, den zornigen Kopf in den Nacken gelegt, funkelnden Auges.

(Fortsetzung folgt)

verschlissen, als ärgere ihn die Zeit, die er hier am Sterbetische des Vaters verum moßte. Gerd ähnelte dem älteren Bruder Kersten, nur waren seine Züge teilsentfälliger und aus seinen bernsteinhellen Augen schoss Blitze, die eine jähe Unabdingkeit verrieten. Sein noch weicher Knabensinn war zu hitzeren Weinen verzogen, als er sich jetzt schluchzend am Lager niederwarf. Zärtlich streichelte die müde Hand des Vaters das dunkle Gewirr seines Haars.

„Gerd...“ Bittend richtete Dietrich seinen Blick auf Kersten und auf den Schwager Adolf. Sie nickten ihm zu. „Ja, wir wollen alles für ihn tun!“

„Für ihn?“ hatten sie gesagt. Moritz hatte es deutlich gehört. Wie ätzendes Gift tropfelte diese Worte in seine Seele.

„Es sind deiner Schwester Kinder, Adolf, verlaß sie nicht auf dieser Welt!“ bat Dietrichs schwache Stimme weiter.

Adolf richtete sich auf. „So lange ich auf dieser Erde lebe, will ich sie halten wie meine eigenen Söhne.“ Dietrich sah ihm in das klare Antlitz und nickte beruhigt. Ein Wort des Herzogs von Holstein war schwer wie Gold. Das hatte er oft in seinem Leben erfahren dürfen. Und Adolfs Ehe mit Margarete von Holstein war kinderlos geblieben. Sie würden beide nach dieser Aufgabe, die ihnen aus seinem Tod erwuchs, mit beiden Händen greifen.

Weiter sann Dietrich über seine Söhne. Warum war es ihm nicht vergönnt zu sehen, was das Leben aus ihnen machte? Er wußte wohl, daß in allen dreien große Spannungen waren. Ihre Mutter Heilwig und er waren gar zu verschieden geartet gewesen — er selbst hell und froh das Leben anpackend, jung und heiß in seinem Denken und Fühlen, und Heilwig — nun sie war eine gar stille und fromme Frau gewesen, kühl und bedachtsam.

Soviel hatte Dietrich im Leben erfahren, daß die Nachkommen solch verschiedenartiger Eltern im Leben ruhe finden, daß ihre innere Spannung sie ansparnte, ihre Kräfte zu entfallen, zum Guten oder zum Bösen.

Kersten wandte sich der alte Graf an seinen besten Freund. „Wird nicht die Welt sein über Oldenburg und Delmenhorst?“

Trotz der Nähe des Todes erfüllte es Dietrich mit unbändigem Stolz, daß er so sprechen konnte. Er hatte ein Menschenalter an Mühe und Not und Kampf gekostet, die beiden Grafschaften zu vereinigen, und es dünkte ihm ein selbsten Glück, die Herrschaft darüber in einer Hand zu sehen. Er wollte nicht, daß die Macht wieder zersplittert würde. Die beiden jüngeren Söhne sollten den schwarzen Rock anziehen. Inzessano wurden sie ein Bisium oder gar ein Erzbisium erhalten.

Stauend sah Adolf, wie Dietrichs Züge sich neu belebten. Dieser Gedanke an die Einigkeit der beiden Grafschaften hatte den Grafen sein Leben lang vorwärtsgetrieben. Er gab ihm auch im Tode noch Kraft. Glaube er, über sein Ende hinaus diesen Gedanken noch dienen zu können? Würde er nicht, daß der Tod ihm menschlichen Strebens die Ziel setze? Daß keiner bestimmen kann über das was nach ihm geschieht?

Adolf suchte diesen Gedanken zu wehren, die ihn hinderten, mit rechter Andacht die Gebete zu sprechen. „Wie jung er ist in seinem Fühlen“, dachte er stauend, „wie viel jünger als ich — und dabei muß er doch ein gutes Jahrzehnt älter sein.“

Pötzlich richtete sich Dietrich auf den Ellenbogen auf. „Still! Hort ihr? Pferde!“ — Nikolaus...“ und mit einem glücklichen Seufzer sank er zurück.

Kersten riß das Fenster auf. Durch das Brausen des Frühlingssturmes hörte man den Hufschlag von Pferden, und jetzt sah Kersten im fahlen Schein des Mondes, das die düsteren Wolken zerteilte, einen Mann in den Borghof einreiten. Er sah ab und sah den Junker am Fenster stehen.

„Nein, ich habe Euren Oheim, den Herrn Nikolaus, nirgends gefunden. Er war nicht in Bremen.“

Alle halten die Worte des Boten gehört. Dietrichs schmale Lippen umspielte ein trauriges Lächeln. So war es ihm immer mit Nikolaus ergangen.

Nikolaus war der Bruder von Allet, Dietrichs erster Frau, und vielleicht hatte er aus mehr Treue gezeigt, als er es wert schien. Nikolaus war Erbschloß von Bremen gewesen, wie so mancher aus dem Oldenburger Grafengeschlecht. Als großer Herr hatte er ein großartiges Leben geführt. Vielleicht ein wenig zu großartig, denn eines Tages hatte er die Herrschaft Delmenhorst an das Erzstium Bremen verpfändet, obgleich sie doch auf ewige Zeiten mit Oldenburg ungeteilt bleiben sollte wie in den Urkunden zu lesen war.

Aber die losspieligen Feldzüge des kirchlichen Erzbischofs und auch sein gar wildes Leben verschlangen schnell die Pfandsumme. Bald wußte Nikolaus sich keinen anderen Rat, als abzudankern.

Nun konnte er in aller Öffentlichkeit mit seinen vier Söhnen Johann, Nikolaus, Cord und Gerd zusammenleben und neben der

Mutter daselbst seine so viele Geliebte haben, wie sein stümischer Sinn es begehrte. Dietrich hatte die Kummer dieser wüste Leben des Schwagers verfolgt. Nach dem Tode von Heilwig, die ihn naturgemäß von dem Umgang mit diesem Mann zurückgehalten hatte, näherten sich die beiden Männer wieder und Dietrich fand in seiner lebensklugen Art auch einen Ausweg, der Nikolaus aus den verzweifelten Geldnöten und ihm zu einem guten Erbe für seine Söhne verhalf.

Er entriß dem Erzstift die Herrschaft über Delmenhorst und übertrug sie als Rückendeckung der Freundschaft der Bremer Bürger, bezahlte Nikolaus' Schulden und konnte sich Graf von Oldenburg und Delmenhorst nennen.

Dietrich hatte dem Waffengefahrten so mancher heißen Schlacht gern Lebenswohl gesagt, und — er erschrak selbst über diesen Gedanken, den ihm angesichts des Todes wohl der Teufel eingegeben mochte — gern im trüben Begegnung zwischen Adolf und Nikolaus beigewohnt.

Beide waren sie ihm nicht nur als Schwager verbunden... Der abgedankte Erzbischof, Allet's Bruder, sowie der würdige Herzog von Holstein, Heilwig's Bruder, waren ihm Freunde. Aber größere Gegenätze als diese beiden Männer gab es auf dieser Welt nicht — Jah und ungerührt, streiftüchtig und herrschsüchtig war Nikolaus, aber offen und gutheißig dabei, während der Herzog seine stehende Würde verließ. Der bedachte jedes Wort, ehe er es aussprach. Er schlichtete jeden Streit und hülfte sich, anderen seinen Willen aufzuzwingen. Aber nie ließ er sich bis auf den Grund seiner Seele blicken. Dietrich lächelte, glücklich, daß er zwischen beiden stand.

Adolfs Brauen zuckten unmerklich. Welch willige Gedanken mochten den Schwager bewegen? Bedachte er nicht die Nähe des Todes? Bedachte er nicht, daß er ohne Wahrung ohne die Segnungen der heiligen Kirche die lange Wanderung antreten sollte? Daß sein Leichnam in ungeweihter Erde verweilt werden würde?

Über Dietrich war der Kirchenbann verhängt, weil er einen Geistlichen in Ketten gesetzt hatte, ohne dessen Verurteilung die kirchlichen Verpflichtungen gegen die Kirche zu erfüllen.

„Aber Dietrich, die Gedanken auszusprechen, sagte Dietrich: „Mir ist nicht bange, hab' ich doch Frieden im eigenen Herzen. Und du, Adolf, und meine Knaben seid wohl ebenso gute Fürsprecher für mich bei Gott und allen Heiligen, wie es ein Priester sein könnte. In St. Lambert wird sich schon ein Geistlicher finden, der mich neben Heilwig erben hat. Sie die Mutter meiner Söhne. Auf Erden hatte sie das größere Recht auf mich im Himmel wird sie es mir nicht wehren, wenn ich zwischen ihr und Allet gehe.“

Ein seltsames Lächeln voll Wissen um alle Glückseligkeit umspielte Dietrichs Mund und erstarrte im Tode.

2. Aus Widukinds Stamm.

Die Klosterwände bildeten einen Kreis um die ringenden Brüder. Moritz tröufte das Blut aus der Nase, und Gerd rang es aus einer Wunde über der Stirn, aber sie ließen nicht ab voneinander. In verbissener Wut sprang der Jüngere immer wieder den anderen an. Die Klosterwände lachten und trieben mit ihren Rufen die beiden Raubhölde immer wieder an. Einige ältere standen verächtlich abseits. Gar zu oft bot sich ihnen dieses Bild.

Der dicke Abt war auf den Lärm hin ans Fenster getreten und sah nun kopfschüttelnd zu. Warum strafte ihn Gott, daß er solchen Unhold zu hüten hätte wie diesen Junker Gerd von Oldenburg? Er hätte ihn längst mit Schimpf von der Schule gejagt, wäre er nicht besorgt um die Gunst des ehrwürdigen Herzogs Adolf von Holstein, der ihm den Nerven im Obhut gegeben hatte.

Allen Schabernack tat Gerd den Mönchen an, die sich redlich mühten, ihn ihrer Gehorsamkeit teilhaftig werden zu lassen. Aber der Bursche sah da mit gelangweiltem Gesicht, wenn er nicht auf einen Unfug sann. Daß er trotzdem leidlich Latein lernte, in den alten Schriften lesen konnte und sogar einige Fertigkeit in der Schwabkunst verfügte, war nur dem Umstand zu verdanken, daß sich Gerd's heller Verstand trotz bösen Willens nicht ganz dem Verschleiben konnte, was geliebte Männer ihm immer und immer wieder darboten.

Und Moritz? Der Abt wandte sich achselzuckend ab. Moritz tat zwar star und gewissenhaft, was von ihm verlangt wurde, aber mit seiner mürischen Art gewann er sich wenig Freunde. Meckten sich die beiden die Schadel einschlagen, dachte der Abt, was das beste für die Menschheit. — Und gleich bot er Gott ein Vergebung für diese histerlichen Gedanken.

Nur einer sah mit ehrlicher Besorgnis dem immer wilderen Kampf der Brüder zu. Leidmuth, der Scholast, dem das Priestertum in die junge Gesicht geschrieben war.

Als Moritz jetzt laut aufstiehe unter den donnernden Flüssen des Bruders, sprang Leidmuth zwischen die Kämpfenden und

blickte mit seinen klaren blauen Augen in Gerd's verwirrtes Gesicht. „Schlag“ nur“, sagte er. „Aber da senkte Gerd den Kopf und ging in den Park hinunter. Leidmuth folgte ihm. Ein Moritz kummerte sich niemand.“

Unter den westwärtsgehenden Ästen der alten Eiche traf Leidmuth den Freund, der in die Ebene blickte, die sich vor ihm dehnte.

„Warum mußt du es immer wieder tun, Gerd?“

„Weil er ein Lauling ist!“

„Nun, das sind viele. Willst du mit ihnen allen Streit haben?“

„Ja.“

Da verstummte Leidmuth.

Sein Mühen um die Eintracht zwischen den Brüdern war vergebens. Als Kersten, der älteste Grafensohn, vor Jahresfrist Abschied nahm, um zum Hofe des Kaisers zu reisen, hatte er ihm, Leidmuth, die Verständigung zwischen den jüngeren Brüdern ans Herz gelegt. Und er hatte sich redlich darum bemüht.

Aber Moritz und Gerd standen sich mit solcher Feindschaft gegenüber, daß ihr Haß ihn aufforderte, sobald sie sich nur berührten, Gerd's wildes Draufgängerum stoß sich überall an der Mittelmäßigkeit des Bruders. Gerade dies, daß Moritz sich in nichts unterschied von Durchnid, lag wie Welten zwischen den Kindern aus einer Mutter Schoß.

„Die Unrast und die Trägheit!“ beziffert da Leidmuth plötzlich die Gegenstände zwischen den Brüdern. Moritz verharbt in schwerer Trägheit. Unbewegt läßt er das Leben über sich hinbrausen. Er duckt den Kopf zwischen seine breiten Schultern, und seine Gedanken schleichen wie eine Schnecke. Nie greift er in das Geschehen ein. Alles läßt er auf sich zukommen.“

„Und du, Gerd, bist die Unrast. Atemlos, pausenlos jagst du voran, alles unrennend, was sich dir in den Weg stellt. Du greifst jeden Ball auf, den dir der Zufall zuschickt. Vorwärts geschickt wirst du von deinen Plänen, deren Vervollendung in weiter Ferne liegt. Und wenn dir gar eins deiner Ziele wieder erfüllt von neuen Ideen. Du — du bist ein Maßloser! Gott schütze dich vor dir selbst, Freund!“

Aber weißt du, daß beides vor Gott Sünde ist. Die Unrast so gut wie die Trägheit? Du sollst so wenig deine Tage verun in fauler Lausigkeit, wie dein Leben lang in wilder Hetze dahinjagen, daß dir nicht Zeit bleibt, Gottes Werk ringum zu sehen und seine Herrlichkeit zu preisen.“

Mulle, Gerd, die ist es, die unser Leben reich und schön macht. Mit Mülle die Pflichten unserer Tage erfüllen, das ist ein Gott wohlgefälliges Leben.“

Aber Gerd schüttelte den Kopf. — „Du weißt, ich komme aus Widukinds Stamm.“

Leidmuth nickte. Über seiner eigenen Herkunft lag Dunkel. Als er jünger war, hatte ihn manchmal ein zarte verschleierte Frau im Kloster besucht. Ihr zärtlicher Kuß auf seine Stirn blieb ihm in Erinnerung als ein köstliches Geschenk dieser Erde. Als er das letzte Mal sah, hatte sie sie ihm geschenkt. „Die Güte für dein Vater und mich — wir liebten uns mehr, als diese Welt es dulde.“

Das war alles, was er von ihr wußte. — Ihn geboren hatte und die ihm den Namen gab: Leidmuth!

Trotzdem bezifferte Leidmuth, daß es eben Heranwachsenden mit heißem Stolz erfüllen konnte, aus einem alten Herrschergeschlecht zu stammen.

Die oldenburgischen Grafen leiteten ihre Herkunft auf Walbert und Wiebert zurück, die Nachkommen Widukinds, die in der Wiedehausen Gegend begütert waren. Stolz zählten sie von Graf Unno und dessen Sohn Friedrich dem Löwentäter, dessen Heirat die Oldenburger die gelben Balken ihres Wappens zu verdanken hatten. Und Mathilde, die zweite Gemahlin Heinrichs I., die Mutter Ottos des Großen, nannten sie ihre Verwandte.

Nicht minder stolz war Gerd auf die Ahnen seiner Mutter. Heinrich der Elterne war sein Urgedvater, und nach dessen Vater Gerd dem Großen von Schleswig-Holstein hatte man ihm den Namen gegeben.

„Ich will wie die Ahnen werden, wie Heilwig Widukind“ flammte Gerd auf. „Ein Held will ich werden und ein Herrscher! Über die Meere will ich fahren auf stolzen Schiffen — Leidmuth, wirst du einmal am Meer? Hast du gesehen, wenn die Wogen mit weißer Schaumkronen ans Ufer rollen. Noch höre ich den Wellenschlag im Ohr und den wilden Schrei der Mow. Über die Meere will ich fahren, und mein Schwert soll an die Schilde von Ritters schlagen.“

„Du wirst den schwarzen Priesterrock tragen, Gerd. So hat es dein Vater für dich bestimmt.“

„Nie werde ich ein Priester!“

Mit geballten Fäusten stand Gerd da, den zornigen Kopf in den Nacken gelegt, funkelnden Auges.

(Fortsetzung folgt)

verschlissen, als ärgere ihn die Zeit, die er hier am Sterbetische des Vaters verum moßte. Gerd ähnelte dem älteren Bruder Kersten, nur waren seine Züge teilsentfälliger und aus seinen bernsteinhellen Augen schoss Blitze, die eine jähe Unabdingkeit verrieten. Sein noch weicher Knabensinn war zu hitzeren Weinen verzogen, als er sich jetzt schluchzend am Lager niederwarf. Zärtlich streichelte die müde Hand des Vaters das dunkle Gewirr seines Haars.

„Gerd...“ Bittend richtete Dietrich seinen Blick auf Kersten und auf den Schwager Adolf. Sie nickten ihm zu. „Ja, wir wollen alles für ihn tun!“

„Für ihn?“ hatten sie gesagt. Moritz hatte es deutlich gehört. Wie ätzendes Gift tropfelte diese Worte in seine Seele.

„Es sind deiner Schwester Kinder, Adolf, verlaß sie nicht auf dieser Welt!“ bat Dietrichs schwache Stimme weiter.

Adolf richtete sich auf. „So lange ich auf dieser Erde lebe, will ich sie halten wie meine eigenen Söhne.“ Dietrich sah ihm in das klare Antlitz und nickte beruhigt. Ein Wort des Herzogs von Holstein war schwer wie Gold. Das hatte er oft in seinem Leben erfahren dürfen. Und Adolfs Ehe mit Margarete von Holstein war kinderlos geblieben. Sie würden beide nach dieser Aufgabe, die ihnen aus seinem Tod erwuchs, mit beiden Händen greifen.

Weiter sann Dietrich über seine Söhne. Warum war es ihm nicht vergönnt zu sehen, was das Leben aus ihnen machte? Er wußte wohl, daß in allen dreien große Spannungen waren. Ihre Mutter Heilwig und er waren gar zu verschieden geartet gewesen — er selbst hell und froh das Leben anpackend, jung und heiß in seinem Denken und Fühlen, und Heilwig — nun sie war eine gar stille und fromme Frau gewesen, kühl und bedachtsam.

Soviel hatte Dietrich im Leben erfahren, daß die Nachkommen solch verschiedenartiger Eltern im Leben ruhe finden, daß ihre innere Spannung sie ansparnte, ihre Kräfte zu entfallen, zum Guten oder zum Bösen.

Kersten wandte sich der alte Graf an seinen besten Freund. „Wird nicht die Welt sein über Oldenburg und Delmenhorst?“

Trotz der Nähe des Todes erfüllte es Dietrich mit unbändigem Stolz, daß er so sprechen konnte. Er hatte ein Menschenalter an Mühe und Not und Kampf gekostet, die beiden Grafschaften zu vereinigen, und es dünkte ihm ein selbsten Glück, die Herrschaft darüber in einer Hand zu sehen. Er wollte nicht, daß die Macht wieder zersplittert würde. Die beiden jüngeren Söhne sollten den schwarzen Rock anziehen. Inzessano wurden sie ein Bisium oder gar ein Erzbisium erhalten.

Stauend sah Adolf, wie Dietrichs Züge sich neu belebten. Dieser Gedanke an die Einigkeit der beiden Grafschaften hatte den Grafen sein Leben lang vorwärtsgetrieben. Er gab ihm auch im Tode noch Kraft. Glaube er, über sein Ende hinaus diesen Gedanken noch dienen zu können? Würde er nicht, daß der Tod ihm menschlichen Strebens die Ziel setze? Daß keiner bestimmen kann über das was nach ihm geschieht?

Adolf suchte diesen Gedanken zu wehren, die ihn hinderten, mit rechter Andacht die Gebete zu sprechen. „Wie jung er ist in seinem Fühlen“, dachte er stauend, „wie viel jünger als ich — und dabei muß er doch ein gutes Jahrzehnt älter sein.“

Pötzlich richtete sich Dietrich auf den Ellenbogen auf. „Still! Hort ihr? Pferde!“ — Nikolaus...“ und mit einem glücklichen Seufzer sank er zurück.

Kersten riß das Fenster auf. Durch das Brausen des Frühlingssturmes hörte man den Hufschlag von Pferden, und jetzt sah Kersten im fahlen Schein des Mondes, das die düsteren Wolken zerteilte, einen Mann in den Borghof einreiten. Er sah ab und sah den Junker am Fenster stehen.

„Nein, ich habe Euren Oheim, den Herrn Nikolaus, nirgends gefunden. Er war nicht in Bremen.“

Alle halten die Worte des Boten gehört. Dietrichs schmale Lippen umspielte ein trauriges Lächeln. So war es ihm immer mit Nikolaus ergangen.

Nikolaus war der Bruder von Allet, Dietrichs erster Frau, und vielleicht hatte er aus mehr Treue gezeigt, als er es wert schien. Nikolaus war Erbschloß von Bremen gewesen, wie so mancher aus dem Oldenburger Grafengeschlecht. Als großer Herr hatte er ein großartiges Leben geführt. Vielleicht ein wenig zu großartig, denn eines Tages hatte er die Herrschaft Delmenhorst an das Erzstium Bremen verpfändet, obgleich sie doch auf ewige Zeiten mit Oldenburg ungeteilt bleiben sollte wie in den Urkunden zu lesen war.

Aber die losspieligen Feldzüge des kirchlichen Erzbischofs und auch sein gar wildes Leben verschlangen schnell die Pfandsumme. Bald wußte Nikolaus sich keinen anderen Rat, als abzudankern.

Nun konnte er in aller Öffentlichkeit mit seinen vier Söhnen Johann, Nikolaus, Cord und Gerd zusammenleben und neben der

Mutter daselbst seine so viele Geliebte haben, wie sein stümischer Sinn es begehrte. Dietrich hatte die Kummer dieser wüste Leben des Schwagers verfolgt. Nach dem Tode von Heilwig, die ihn naturgemäß von dem Umgang mit diesem Mann zurückgehalten hatte, näherten sich die beiden Männer wieder und Dietrich fand in seiner lebensklugen Art auch einen Ausweg, der Nikolaus aus den verzweifelten Geldnöten und ihm zu einem guten Erbe für seine Söhne verhalf.

Er entriß dem Erzstift die Herrschaft über Delmenhorst und übertrug sie als Rückendeckung der Freundschaft der Bremer Bürger, bezahlte Nikolaus' Schulden und konnte sich Graf von Oldenburg und Delmenhorst nennen.

Dietrich hatte dem Waffengefahrten so mancher heißen Schlacht gern Lebenswohl gesagt, und — er erschrak selbst über diesen Gedanken, den ihm angesichts des Todes wohl der Teufel eingegeben mochte — gern im trüben Begegnung zwischen Adolf und Nikolaus beigewohnt.

Beide waren sie ihm nicht nur als Schwager verbunden... Der abgedankte Erzbischof, Allet's Bruder, sowie der würdige Herzog von Holstein, Heilwig's Bruder, waren ihm Freunde. Aber größere Gegenätze als diese beiden Männer gab es auf dieser Welt nicht — Jah und ungerührt, streiftüchtig und herrschsüchtig war Nikolaus, aber offen und gutheißig dabei, während der Herzog seine stehende Würde verließ. Der bedachte jedes Wort, ehe er es aussprach. Er schlichtete jeden Streit und hülfte sich, anderen seinen Willen aufzuzwingen. Aber nie ließ er sich bis auf den Grund seiner Seele blicken. Dietrich lächelte, glücklich, daß er zwischen beiden stand.

Adolfs Brauen zuckten unmerklich. Welch willige Gedanken mochten den Schwager bewegen? Bedachte er nicht die Nähe des Todes? Bedachte er nicht, daß er ohne Wahrung ohne die Segnungen der heiligen Kirche die lange Wanderung antreten sollte? Daß sein Leichnam in ungeweihter Erde verweilt werden würde?

Über Dietrich war der Kirchenbann verhängt, weil er einen Geistlichen in Ketten gesetzt hatte, ohne dessen Verurteilung die kirchlichen Verpflichtungen gegen die Kirche zu erfüllen.

„Aber Dietrich, die Gedanken auszusprechen, sagte Dietrich: „Mir ist nicht bange, hab' ich doch Frieden im eigenen Herzen. Und du, Adolf, und meine Knaben seid wohl ebenso gute Fürsprecher für mich bei Gott und allen Heiligen, wie es ein Priester sein könnte. In St. Lambert wird sich schon ein Geistlicher finden, der mich neben Heilwig erben hat. Sie die Mutter meiner Söhne. Auf Erden hatte sie das größere Recht auf mich im Himmel wird sie es mir nicht wehren, wenn ich zwischen ihr und Allet gehe.“

Ein seltsames Lächeln voll Wissen um alle Glückseligkeit umspielte Dietrichs Mund und erstarrte im Tode.

2. Aus Widukinds Stamm.

Die Klosterwände bildeten einen Kreis um die ringenden Brüder. Moritz tröufte das Blut aus der Nase, und Gerd rang es aus einer Wunde über der Stirn, aber sie ließen nicht ab voneinander. In verbissener Wut sprang der Jüngere immer wieder den anderen an. Die Klosterwände lachten und trieben mit ihren Rufen die beiden Raubhölde immer wieder an. Einige ältere standen verächtlich abseits. Gar zu oft bot sich ihnen dieses Bild.

Der dicke Abt war auf den Lärm hin ans Fenster getreten und sah nun kopfschüttelnd zu. Warum strafte ihn Gott, daß er solchen Unhold zu hüten hätte wie diesen Junker Gerd von Oldenburg? Er hätte ihn längst mit Schimpf von der Schule gejagt, wäre er nicht besorgt um die Gunst des ehrwürdigen Herzogs Adolf von Holstein, der ihm den Nerven im Obhut gegeben hatte.

Allen Schabernack tat Gerd den Mönchen an, die sich redlich mühten, ihn ihrer Gehorsamkeit teilhaftig werden zu lassen. Aber der Bursche sah da mit gelangweiltem Gesicht, wenn er nicht auf einen Unfug sann. Daß er trotzdem leidlich Latein lernte, in den alten Schriften lesen konnte und sogar einige Fertigkeit in der Schwabkunst verfügte, war nur dem Umstand zu verdanken, daß sich Gerd's heller Verstand trotz bösen Willens nicht ganz dem Verschleiben konnte, was geliebte Männer ihm immer und immer wieder darboten.

Und Moritz? Der Abt wandte sich achselzuckend ab. Moritz tat zwar star und gewissenhaft, was von ihm verlangt wurde, aber mit seiner mürischen Art gewann er sich wenig Freunde. Meckten sich die beiden die Schadel einschlagen, dachte der Abt, was das beste für die Menschheit. — Und gleich bot er Gott ein Vergebung für diese histerlichen Gedanken.

Nur einer sah mit ehrlicher Besorgnis dem immer wilderen Kampf der Brüder zu. Leidmuth, der Scholast, dem das Priestertum in die junge Gesicht geschrieben war.

Als Moritz jetzt laut aufstiehe unter den donnernden Flüssen des Bruders, sprang Leidmuth zwischen die Kämpfenden und

blickte mit seinen klaren blauen Augen in Gerd's verwirrtes Gesicht. „Schlag“ nur“, sagte er. „Aber da senkte Gerd den Kopf und ging in den Park hinunter. Leidmuth folgte ihm. Ein Moritz kummerte sich niemand.“

Unter den westwärtsgehenden Ästen der alten Eiche traf Leidmuth den Freund, der in die Ebene blickte, die sich vor ihm dehnte.

„Warum mußt du es immer wieder tun, Gerd?“

„Weil er ein Lauling ist!“

„Nun, das sind viele. Willst du mit ihnen allen Streit haben?“

„Ja.“

Da verstummte Leidmuth.

Sein Mühen um die Eintracht zwischen den Brüdern war vergebens. Als Kersten, der älteste Grafensohn, vor Jahresfrist Abschied nahm, um zum Hofe des Kaisers zu reisen, hatte er ihm, Leidmuth, die Verständigung zwischen den jüngeren Brüdern ans Herz gelegt. Und er hatte sich redlich darum bemüht.

Aber Moritz und Gerd standen sich mit solcher Feindschaft gegenüber, daß ihr Haß ihn aufforderte, sobald sie sich nur berührten, Gerd's wildes Draufgängerum stoß sich überall an der Mittelmäßigkeit des Bruders. Gerade dies, daß Moritz sich in

Zwischen Himmel und Hölle



G
R
A
F
G
E
R
D

Ein friesischer Heimatroman um Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirkse von Ostriesland

VON THORA THYSELIUS

I. Fortsetzung.

Leidmuth erschrak vor diesem wilden Ausbruch. Welches Erbteug Gerd in sich? War er nicht der sanftmütigen Heilig Sohn, des würdigen Herzogs Adolf von Holstein Schweterekind? Sagte man nicht, daß Dietrich, dem Vater, kluge Beherrschung nach? Kam hier wieder die ganze Unbegreiflichkeit zum Durchbruch, wie sie in Gerd's Verwandtem Nikolaus, dem abgedankten Erbischof von Bremen, lebendig war? Jetzt hatte Nikolaus von seinen zahllosen und hollösen Handlen im Grabe aus, nachdem er die Angelegenheiten der Grafschaft, die von seinem Vetter und Schwager Dietrich mühselig geordnet waren, wieder in wilde Verwirrenheit versetzt waren. Sollte Gerd seine guten Kräfte vergeuden wie dieser unselbige Mann?

„Gerd!“, rittend legte Leidmuth dem Freunde die Hand auf die Schulter. „Warum willst du nicht dem Herrn dienen?“

„Ich kann ihm besser dienen, wenn ich ein Kind's Stamm zu bekomme.“

Plötzlich glatteten sich seine Züge, und er zog den anderen auf die rohgezimmerte Bank unter der Eiche. „Sieh, Leidmuth, ich will vor der Ruhm- und die Herrlichkeit Gottes kämpfen. Du hast doch selbst einmal gesagt“, fügte er treuherrlich hinzu, „jeder muß und sein, wozu ihn Gott erschaffen habe. Dich hat Gott zum Priester erschaffen. Aber mich? Sieh hier diese Faust! Ein Schwert müssen die führen oder ein Schiff durch die Wogen steuern!“

Leidmuth bängte um den Freund. Er wußte, Gerd konnte die Fesseln nicht ertragen, die das Priesteramt auferlegen würde. Aber wie sollte er sich davon befreien?

3. Die Wende.

Drückende Schwüle lastete über der Schulstube. Müde ließen die Schüler die Köpfe hängen während der Pater mit schleppender Stimme aus heiligen Schriften vorlas. Zwischen durch hörte man das Summen der Fliegen, die gegen die bleifarbigen Fenster fliegen.

Der Pater las von der Sünde. „Ob das Sünde ist, was ich mir Dina erlebe?“ sann Gerd. Nun mochte es Sünde sein und Gott ihn dormalst dafür strafen. Er wollte die Süße der heimlichen Stunden nicht mehr missen.

„Der Herzog wandte sich jetzt zu Moritz, dessen Sturheit die Wandlung kaum begriff.“

„Du siehst nun ein Bischof oder Erbischof offen, Moritz. Du kannst studieren in Rostock, Leipzig, Erfurt, Paris — wie du es dir wünschst.“

Wünschte Moritz sich irgend etwas? Unbewegten Gesichts hörte er zu. Die Gedanken hinter der düsteren Stirn konnte niemand erraten.

„Nun wandte sich der Herzog Gerd zu, der mit Fragen auf Kersten einströmte. Adolfs Gesicht strahlte auf in tiefer Güte. Jetzt hatte er etwas zu verschenken, das einem Menschenleben Beglückung werden konnte.“

„Und dir, Gerd, haben wir an Stelle von Kersten die Grafschaft Oldenburg-Delmenhorst zugedacht. — Nun!“ Lächelnd legte er dem hochgewachsenen Neffen die Hand auf die Schulter.

„Freut es dich so, Bruder?“ fragte Kersten. Gerd stand verstört. Wünsche haben Wünsche Gewalt? Hatte er durch seine Wünsche diese Wandlung herbeigeführt?

Er drückte dem Onkel und dem künftigen König die Hand und stürmte in den Hof. Den falben Hengst, den Kersten geritten hatte, zog er aus dem Stall und schwang sich auf den ungesattelten Pferderücken.

Der Septembtag war nun kühl geworden, und ein feiner Windhauch lag über den Wiesen. Querfeldein galoppierte der Hengst.

Da sah Gerd auf dem Rücken einen blauen Rock und darüber den weißen Nacken und die roten Locken von Dina. Er setzte über die Hecke, packte das Mädchen um die Hüfte und rief sie Pferd.

Nun flatterten die roten Haare zusammen mit der falben Mähne des Hengstes, in die sie sich krallte. Gerd preßte sie an sich und küßte sie wild. So jagten sie dahin bis es dem Falben genug schied und er in eine sanftere Gangart fiel.

Da glitten die beiden vom Pferderücken in das weiche Gras unter einem runden Weidenbusch. Leise zog der Bach vorbei, und Gerd's Kopf lag in Dina's Schoß.

ein flüchtiger Blick glitt zu Moritz hinüber, der mit ungewogenem Gesicht höflich die Verwanden grüßte.

„Wie die Nacht steht er zwischen beiden“, dachte der Herzog und verlor darüber den letzten Zweifel, daß er die rechte Entscheidung für die Brüder getroffen hatte.

Adolf betrachtete die ihm anvertraute Erde, die seinen Schweterekind als eine ihm von Gott gestellte Aufgabe. Wie Dietrich, der selbige Schwager bestimmt hatte, vermählte er die junge Allet mit einem Grafen von Holstein. Den ältesten Grafensohn, Kersten, ließ er in allen ritterlichen Künsten wohl unterrichten, um ihn auf die Übernahme der Herrschaft Oldenburg-Delmenhorst vorzubereiten.

Welches Glück war es für ihn und Margarete gewesen, nach ihrer kinderlosen Ehe dieses sprudelnde Leben ins Haus zu bekommen. Sie beide glaubten, mehr empfangen als gegeben zu haben. Margarete hatte die bittere Trauer geweiht, als Kersten zum Hof des Kaisers zog. Sie hatte angeführt, daß Kersten gewiß von jenem schlafmütigen Friedrich nicht so viel lernen konnte, wie von ihm, Adolf.

Der Herzog lächelte. Noch immer sah Margarete in ihm die Vollendung aller ritterlichen Tugend — und das war gewiß gut, vor allem für sie selbst.

Moritz und Gerd waren auch eine Weile am holsteinischen Hof gewesen, dann ließ er sie nach ihres Vaters Wunsch für ihren geistlichen Beruf ausbilden.

Jetzt aber war eine Wendung eingetreten, die das Geschick der jungen Grafensohn von Grund auf änderte.

„Hier ist wohl nicht der Ort, darüber zu sprechen.“ Den Herzog störten die Stechfliegen und die drückende Sonne auf dem baumlosen Hofplatz.

Eilfertig geleitete ihn der Pater in ein kühles Zimmer und brachte Wein und ein neues Becher für die Gäste.

„Diesen beiden müßt ihr heute auch den edlen Trunk gewähren“, bat der Herzog. Mit einem verwunderten Blick setzte der Pater Tisch, aber er nahm munder kostbar.

Adolfs schmale Hand zitterte unmerklich, als er jetzt seinen Becher gegen Kersten erhob.

„Wir wollen auf das Wohl Eures Bruders, des Königs von Dänemark, trinken!“

Schwer setzte Gerd seinen Becher zurück, und Moritz blieb vor Verwunderung der Mund offenstehen.

„Ja, der Dänenkönig Christoph ist zu Helmsingborg ohne Erben gestorben. Ritterschaft und Stände trugen mir als einem Verwandten des dänischen Königshauses die Krone an. Aber mich gelüstet nicht mehr nach Ehre und Ruhm. Ich schlug ihnen euren Bruder vor.“

„Du nimmst die Krone nicht selbst?“

„Verwundert starrete Gerd den Onkel an.“

„Ich bin ein alter Mann.“

„Siebenundvierzig Jahre!“

„Nun, vielleicht hebe ich die Mülle meines Lebens mehr als alle Macht, die diese Welt zu vergeben hat.“

„Nein“, fiel Kersten ein, „der Onkel gönnt mir die Krone mehr als sich selbst.“

Er beugte sich über Adolfs feine Hand und küßte sie.

„Und dir, Gerd, haben wir an Stelle von Kersten die Grafschaft Oldenburg-Delmenhorst zugedacht.“

„Lächelnd legte er dem hochgewachsenen Neffen die Hand auf die Schulter.“

„Freut es dich so, Bruder?“ fragte Kersten. Gerd stand verstört. Wünsche haben Wünsche Gewalt? Hatte er durch seine Wünsche diese Wandlung herbeigeführt?

Er drückte dem Onkel und dem künftigen König die Hand und stürmte in den Hof. Den falben Hengst, den Kersten geritten hatte, zog er aus dem Stall und schwang sich auf den ungesattelten Pferderücken.

Der Septembtag war nun kühl geworden, und ein feiner Windhauch lag über den Wiesen. Querfeldein galoppierte der Hengst.

Da sah Gerd auf dem Rücken einen blauen Rock und darüber den weißen Nacken und die roten Locken von Dina. Er setzte über die Hecke, packte das Mädchen um die Hüfte und rief sie Pferd.

Nun flatterten die roten Haare zusammen mit der falben Mähne des Hengstes, in die sie sich krallte. Gerd preßte sie an sich und küßte sie wild. So jagten sie dahin bis es dem Falben genug schied und er in eine sanftere Gangart fiel.

Da glitten die beiden vom Pferderücken in das weiche Gras unter einem runden Weidenbusch. Leise zog der Bach vorbei, und Gerd's Kopf lag in Dina's Schoß.

„Nie, nie vergesse ich dich!“ versprach der junge Graf.

Dina blickte mit ihren hellen Augen in den sinkenden Abend und schwieg.

4. Des Königs Bruder.

Beleihen hing der Himmel über der Kieler Bucht, und der Regen rauschte hernieder. Gerd lachte, wie die kleinen silbernen Bälle von seiner funkelnden Rüstung sprangen. Ein Boot ruderte ihn und das Herzogsparer von Schiff zu Schiff, die in der Bucht vor Anker lagen.

Stättlich und schön waren diese Ausleger, die Herzog Adolf seinem Neffen Kersten zu ihm gegen Schweden schicken wollte. Nichts fehlte daran. Gut und fest waren die Tau, blankgeschuert die Decks. Blendend weiß waren die Segel und wohl ausgerüstet die Schiffsbediene, denen die Kampflust so aus den Augen sprühte.

Gerd kletterte eilig die glatte, nach frischem Teer riechende Schiffswand hinauf und musterte mit seinen flinken Augen Schiff und Mannschaft. Schwerfällig folgte ihm Herzog Adolf und lächelnd blickte die Herzogin Margarete von unten zu ihnen hinauf.

Der Herzog und sie freuten sich über den Eifer des Neffen, der so begierig war auf diese Ausfahrt, mit der er sich Ehre und

„Schiff voraus!“ schrie der Mann im Mast. Gerd's scharfe Augen erspähten bald auch den Punkt am Horizont. Er ließ alle Segel setzen und Kurs darauf nehmen.

„Hier, es sind sechs Schiffe!“ rief der Mann im Mast.

„Um so besser!“ lachte Gerd mit seinen weißen Zähnen.

Mittrausch blickten ihn die Schiffsknechte an. Sechs Schiffe würde er doch nicht annehmen? Gerd ging auf sie zu und sagte, gleichgültig, als lägen hundert Schlauchten hinter ihm: „Macht euch bereit! Wir wollen es den Pfefferböcken zeigen!“

Woher wußte der Bruder des Königs, daß es eine Kauffahrerflotte und nicht etwa Karl Knutsons Ausleger war?

Aber Gerd behielt recht. Es waren sechs schwerbeladene Rigaer Handelsschiffe. Als die Rigaer die „Rixde Margarete“ mit weißen Segeln auf sich zubewahren sahen, mußten sie sich vergebens zu entfliehen mit ihren schweren Koggen. Zitternd standen alle Mann an der Reeling und warteten das Nahen des Schiffes ab.

„Marsch, an die Waffen!“ befahl der Kapitän des ersten Schiffes. Aber nur ein kleiner Widerhall wurde ihm. Der kleine Richard erbrach sich gar und rief grübelnd nach seiner Mutter.

Jetzt war Gerd's Schiff heran. Die Enten haken sausten durch die Luft, und die Kerle, denen Mortier und Beulelast aus den Augen sprühten, kletterten wie die Teufel an Bord.

Aber Gerd war ihnen allen voran. Er stürzte dahin, daß ihm keiner standhalten konnte. Und als der baumlange Steuermann vor ihm in die Knie brach, setzte er ihm die Spitze seines Schwertes auf die Brust und befahl ihm, mit ihm zu kämpfen. „Ich schlauche kein Vieh ab, du Feigling!“ Als er dem Mann das Schwert aus der Hand geschlagen hatte, rang er mit ihm Brust an Brust. Verächtlich schlug er ihm die Faust ins Gesicht, als er ihn in kurzem zu Boden gerungen hatte.

Zornig blickte er sich nach neuem Kampf um, aber alles an Bord war niedergemetzelt oder stand gefesselt da. Seine Leute hatten gute Arbeit gemacht. Sie waren dabei, die übrigen fünf Schiffe zu kapern.

Schreckensbleich hatten die Besatzungen dem wilden Sturm zugesehen, und fast kampflos ergaben sie sich in ihr Schicksal.

Verächtlich schritt er an den gefesselten Männern entlang. Dem einen spie er ins Gesicht. „Warum wehrst ihr euch nicht, feiges Gesindel?“ Da fielen sie alle auf die Knie und senkten die Köpfe, als wäre es des Grafensohnes gutes Recht, sie ihnen allen abzuschlagen.

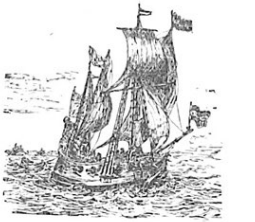
„Knechtsvolk!“ Ein grimmier Haß gegen diese Kaufleute mit ihrem jämmerlichen Gebaren glomm jäh in Gerd's Herzen auf.

Die Schiffsknechte umringten ihren jungen Herrn und schlugen mit den Waffen gegen ihre Schilde. „Heil, junger Held!“ Der murrige Jan grinst jetzt, daß in seiner sommersprossigen Fratze die gelben Pfefferzähne zu sehen waren. Sechs Schiffe auf einen Schlag, das war eine fette Beute!

Von Bord zu Bord lag die Kunde, als sich die „Rixde Margarete“ mit der dänischen Flotte vereinigt hatte, und der König kam an Bord, um seinem Bruder zu seiner ersten Heldentat zu beglückwünschen.

Auf ihren Schultern trugen ihn seine Schiffsknechte in Bornholm an Land, wo Gerd zusammen mit dem Ritter Olaf Axel mit den Schweden unterhandeln sollte.

Was tat es da, daß man die Rigaer Kaufleute mit ihren Schiffen untertags wieder abziehen lassen mußte, weil sich kein feindliches Gut an Bord befand?



Zweimast-Boyer im Mittelalter

Ruhm zu gewinnen dachte. Margarete war es, die Adolf geraten hatte, Gerd selbst unter den Schiffen wählen zu lassen. Und am Morgen hatte sie dem Neffen die kostbare Rüstung geschenkt.

„Gott segne ihn!“ betete sie in ihrem Herzen. Sei Adolf ihn ihr als Zehnjährigen diesen Jungen gebangt, und wieder um Gottes Sinnes war, daß er nicht die Grenze zwischen Gut und Böse achtete. Der schwarze Rock hätte ihn gewiß vor mancher Versuchung bewahrt. Statt dessen gab ihm nun das Schwert das Schwert in die Hand — und seine blitzenden Augen verrietten, daß er es wohl führen würde.

„Für Ehre und Ruhm, Tante Margarete!“ hatte er heute morgen gesagt, als er sie zum Dank küßte.

„Ach Jung, was ist Ehre? Was ist Ruhm? Du willst mit dem Schwert toten, was Gott erschaffen hat...“

„Oder der Teufel, Tante Margarete! Ich tote ja nur meine Feinde!“

Da schwieg sie vor so viel sorgloser Jugend. Nicht alle konnten weise sein wie ihr Herzog.

„Dieses hier nehme ich — die Rixde Margarete“ hörte sie jetzt von der Reeling Gerd's Stimme, und zum ersten Male wurde es ihr bewußt, daß es die Stimme eines Mannes war.

Mürrisch blickten die Schiffsknechte, höhnisch grinsten Jan, dem der Bart rot um die breiten Lippen sproß. Des Königs Bruder hatte ein Knabe, der nie zuvor Salzwasser geschmeckt hatte. Ein Kind noch mit einem Milchbart! Wenn die erste Woge die Planken auf und nieder tanzte ließ, würde dieser junge Anfänger krank in der Koje liegen, und die anderen würden die Beute machen auf diesem herrlichen Zug gegen das reiche Gotland!

Solange Herzog Adolfs ruhige Augen die Schiffsknechte im Zaum hielten, blieben die aufässigen Gedanken unausgesprochen. Aber als sie dann auf See den anderen Auslegern voraussetzten, diese ganz außer Sicht ließen, wurde das Murren der Männer laut.

„Wir sollten ihn ertränken wie eine junge Katze!“ fluchte der wilde Jan. „Wenn Karl Knutsons Flotte uns allein trifft, sind wir verloren.“

Gerd lehnte am Mast und blickte über das Meer. Grau wogte es vor ihm in unendlicher Weite, und der Gischt spritzte über die Bordwand. Tief sog er den Duft des Wassers ein.

Herrgott, das Glück zersprengte ihm fast die Brust! Er fuhr über das Meer, er trug einen Harnisch. Und ein Schwert hing an seiner Seite. Der Mann am Steuer mußte seinem Wort gehorchen, auf seinen Befehl würden alle diese wildbärtigen Männer nach ihren Waffen greifen.

Und vor einem halben Jahr noch saß er auf der Schulbank und mußte den Tadel des Paters ertragen.

„Schiff voraus!“ schrie der Mann im Mast. Gerd's scharfe Augen erspähten bald auch den Punkt am Horizont. Er ließ alle Segel setzen und Kurs darauf nehmen.

„Hier, es sind sechs Schiffe!“ rief der Mann im Mast.

„Um so besser!“ lachte Gerd mit seinen weißen Zähnen.

Mittrausch blickten ihn die Schiffsknechte an. Sechs Schiffe würde er doch nicht annehmen? Gerd ging auf sie zu und sagte, gleichgültig, als lägen hundert Schlauchten hinter ihm: „Macht euch bereit! Wir wollen es den Pfefferböcken zeigen!“

Woher wußte der Bruder des Königs, daß es eine Kauffahrerflotte und nicht etwa Karl Knutsons Ausleger war?

Aber Gerd behielt recht. Es waren sechs schwerbeladene Rigaer Handelsschiffe. Als die Rigaer die „Rixde Margarete“ mit weißen Segeln auf sich zubewahren sahen, mußten sie sich vergebens zu entfliehen mit ihren schweren Koggen. Zitternd standen alle Mann an der Reeling und warteten das Nahen des Schiffes ab.

„Marsch, an die Waffen!“ befahl der Kapitän des ersten Schiffes. Aber nur ein kleiner Widerhall wurde ihm. Der kleine Richard erbrach sich gar und rief grübelnd nach seiner Mutter.

Jetzt war Gerd's Schiff heran. Die Enten haken sausten durch die Luft, und die Kerle, denen Mortier und Beulelast aus den Augen sprühten, kletterten wie die Teufel an Bord.

Aber Gerd war ihnen allen voran. Er stürzte dahin, daß ihm keiner standhalten konnte. Und als der baumlange Steuermann vor ihm in die Knie brach, setzte er ihm die Spitze seines Schwertes auf die Brust und befahl ihm, mit ihm zu kämpfen. „Ich schlauche kein Vieh ab, du Feigling!“ Als er dem Mann das Schwert aus der Hand geschlagen hatte, rang er mit ihm Brust an Brust. Verächtlich schlug er ihm die Faust ins Gesicht, als er ihn in kurzem zu Boden gerungen hatte.

Zornig blickte er sich nach neuem Kampf um, aber alles an Bord war niedergemetzelt oder stand gefesselt da. Seine Leute hatten gute Arbeit gemacht. Sie waren dabei, die übrigen fünf Schiffe zu kapern.

Schreckensbleich hatten die Besatzungen dem wilden Sturm zugesehen, und fast kampflos ergaben sie sich in ihr Schicksal.

Verächtlich schritt er an den gefesselten Männern entlang. Dem einen spie er ins Gesicht. „Warum wehrst ihr euch nicht, feiges Gesindel?“ Da fielen sie alle auf die Knie und senkten die Köpfe, als wäre es des Grafensohnes gutes Recht, sie ihnen allen abzuschlagen.

„Knechtsvolk!“ Ein grimmier Haß gegen diese Kaufleute mit ihrem jämmerlichen Gebaren glomm jäh in Gerd's Herzen auf.

Die Schiffsknechte umringten ihren jungen Herrn und schlugen mit den Waffen gegen ihre Schilde. „Heil, junger Held!“ Der murrige Jan grinst jetzt, daß in seiner sommersprossigen Fratze die gelben Pfefferzähne zu sehen waren. Sechs Schiffe auf einen Schlag, das war eine fette Beute!

Von Bord zu Bord lag die Kunde, als sich die „Rixde Margarete“ mit der dänischen Flotte vereinigt hatte, und der König kam an Bord, um seinem Bruder zu seiner ersten Heldentat zu beglückwünschen.

Auf ihren Schultern trugen ihn seine Schiffsknechte in Bornholm an Land, wo Gerd zusammen mit dem Ritter Olaf Axel mit den Schweden unterhandeln sollte.

Was tat es da, daß man die Rigaer Kaufleute mit ihren Schiffen untertags wieder abziehen lassen mußte, weil sich kein feindliches Gut an Bord befand?

5. Kerstens Hochzeit.

Die kleine Ingrid durfte ihr Feiertagsgewand anziehen — „das rote Samtkleid mit dem gestickten Mieder“... denn unser junger König Kersten feiert heute Hochzeit!“

Was tat es da, daß man die Rigaer Kaufleute mit ihren Schiffen untertags wieder abziehen lassen mußte, weil sich kein feindliches Gut an Bord befand?

Im ganzen Land läuteten die Glocken, daß jedem ganz feierlich zumute werden mußte. Schon in der Frühe fuhren die Bauern mit ihren Karren die heiligen Wege zur Stadt hinunter. Dort gab es Spiel und Tanz. Die Gaukler und Seltzäner waren zugelassen wie die Ratten nach einem Brocken Speck.

„Es wird eine gute Zeit kommen“, drohte Ake Helmsons Stimme zu dem kleinen Per Person hinüber. Mit seiner breiten Hand deutete er über die Weiden, die weiß waren vom ersten Raubwind des nahenden Winters.

„Scharfe Schwert wird es geben“, erstelte Per Person. „Siehst du nicht, daß jeder Gehalt in der Sonne funkelt wie ein geschliffenes Schwert?“

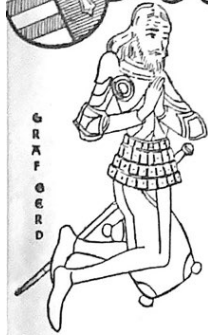
„Aber reiche Ernte — große Beute!“ prahlte weiter Ake und meinte die Eschbäume, die Hagebutten, die Haselnußsträucher.

„Ich hab dem König meinen fetten Ochsen für die Festfahl geschickt!“

„Einen ganzen Ochsen? Bei Gott, du läßt es dich etwas kosten! Von mir bekam er sechs Gänse, die Märta selbst gemästet hat.“

(Fortsetzung folgt)

zwischen Himmel und Erde



Ein friesischer Heimatroman um Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirksena von Ostriesland

VON THORA THYSELIUS

nhalt des bisher erschienenen Teils: Am Tode des Grafen Dietrich von Oldenburg und Delmenhorst nimmt dessen Schwager Herzog Adolf von Holstein, die drei des Grafen in seine Obhut Kersten, der abrennt, und der Nachfolger seines Vaters, Ulrich Moritz und Gerd auf die Klöster kommen. Die beiden jüngeren Brüder ehen sich nicht und geraten oft in Streit, in der Klosterzeit, Ledwigt zum schlichter, Einige Zeit später wird Kersten König von Dänemark gewählt, und Gerd, längste, soll an seiner Stelle die Grafschaft Nord übernehmen. Vorerst jedoch geht er im Hof des Herzogs nach Kiel, von wo aus er eine Flotte zu seinem Bruder führt, um in seinem Kampf gegen Schweden zu sein. Bald darauf findet König Kerstens Hochzeit. Das dänische Volk feiert dann den dänischen Festschmaus und unterhält sich über bevorstehende Ereignisse.

Die Herren aus Deutschland sollen nicht in Dänemark hinge nur ein Hering der Decke, herunter, der zur Mähzeit umgeschwenkt würde — und wer daran könnte, hätte Glück gehabt! Schallschlag Ake auf seinen breiten Schenkel lachte dröhnend über seinen eigenen fast zu gehört, daß Schiffer Jens mit seinen Leuten ausgezogen ist, um alle Flüsse Seen abzufischen? Schon seit Wochen und sieden und baden die königlichen; Alpalsteat Gerücherte Makrelen in und Heringe — Heringe! Ake schmalzte der Zunge und verdrehte die Augen im fa, ja, auf Jahre hinaus werden wir keil-Fisch in unseren Gewässern fangen können unterbrach ihn Person grämlich Bist du des Teufels, Pö! Und wenn wir Hungers sterben müßten: unser König eine Festtafel haben, von der die ganze ist spricht."

Doch — wir können es uns ja etwas lassen! Doch Pö, denn wenn König rsten die dürre Brandenburgerin nicht ihr heiraten mögen, hätte es uns noch mehr kostet."

Auch die Herrschaften an der Königstafel sprachen diesen Umstand als besonders edlich. Welch hohe Abfindungssumme hätte die König Christops Witwe gewähren lassen, wenn der 23jährige Kersten sich nicht reitfertigen hätte, Dorothea nach Ablauf 3 Trauerjahre zu ehelichen!

„Aber wie jung er ist neben ihr“, bedauerte die Damen ihren König und reckten sich wie, damit er aufmerksam werden sollte f ihre hohen ausarrisierten Stirnen mit den negebülten Brauen oder auf den modischen schallt ihrer Kleider.

„Ihr solltet Euch schämen!“ rüstete Frau frid „Ihr betriegt die Brandenburgerin mit uren Gedanken vor der ersten Nacht!“

„Sicher hat der König eine Geliebte unter n Damen von Oldenburg oder Holstein die zum Fest geladen hat“, vermutete Runfrid n Bergen. „Nein, nein, er ist keusch und mahbar“, wußte eine andere.

Grämlich sah Dorothea neben ihrem jungen mahl. Sie glaubte, es dem heutigen Tag buldig zu sein. Tiefe Trauer um König Christoph zur Schau zu tragen, obgleich doch jeder Lande wußte, wie schlecht sie miteinander lebt hatten. Er hatte es sie Tag für Tag entlassen, wußte sie ihm nicht den Erben hat.

Kersten wandte sich ihr manchmal mit nem freundlichen Wort zu, und an seinem schelm nicht niemand, wie sehr ihm ihre Antworten langweilten. Er fisch tat er den Edn seines Landes Bescheld, als fühlte er sich ohnehin durch ihre derben Trinksprüche, o sie ihm darbrachten, während sie wacker am Wildpret, den gerüsteten Ferkeln, den süßierten Lämmern, den gefüllten Gänzen sprachen.

Kühl und klar blicben seine jungen Augen, ad er nun manchmal warf er einen verärmelten Blick zu seinem Onkel Adolf hin, der, der zur Rechten der Königin saß. Sie side halten ja gewußt, was ihnen mit dem Hochzeits- und Krönungsmahl hier in im lauffreudigen skandinavischen Reich bestand.

Rüllend saßen die Gäste über den Tellern all rotegeochter Krobbe, die sie schmatzend

ausaugten, und immer wieder füllten sie dazu ihre Prunkbecher mit süßem Honigbier, das unentwegt aus den Eutern der goldenen Kuh floß, ein Kunstwerk ganz köstlicher Art, wie Kersten durch den Hofmarschall belehrt wurde.

Als die Mandeln und Spezerien und süßen Weine aufgetragen wurden, saßen den Herren die neuen glänzenden Hüte bereits schief über den erhitzten Gesichtern, wenn sie in den Hof gingen, um sich dort zu erheben. Längst war Moritz, kalkweiß im Gesicht, davongeschlichen. Jetzt schief er in einem Winkel seinen Rausch aus. Auch den Herrn Olaf hatte die Müdigkeit von dem maßlosen Essen und Trinken übermannt. Er hatte den Kopf auf den Tisch gelegt und schnarchte.

Aber alsbald verlockte eine fette Aalpastete, ein flammender Pudding, umgossen mit reinem Punsch, das Kunstwerk einer wagenradgroßen Torte, alle zu neuem Schlemmen.

Die Damen zogen verstoßen unter dem Tisch ihre spitzen Schnabelschuhe aus, weil sie so sehr drückten, und gerieten deswegen in Verlegenheit, wenn sie von den derben Späßen und Griften ihrer Tischnachbarn auf die Bänke sprangen, kreischend ihre bauschigen Röcke raffend.

Ach, welch herrliches Fest im Schloß zu Kopenhagen! Der König ließ die edlen Pferde aus dem Oldenburger Gestüt vor die Reichskassens spannen und fuhr mit den Gästen hinaus. Dort brachten flinke kleine Segler mit dem flatternden Dannebrog sie zu den Schiffen hinaus, die in ihrer Pracht die Herrlichkeit des Dänenreiches offenbarten. Im Schloß wurde währenddessen gerichtet zu neuer Tafel.

Der Sänger Hergen stand an des Königs Seite, griff in die Saiten der Laute und sang sein Lied von den Helden aus Widukinds Stamm.

Gerds Herz klopfte. Jetzt — jetzt gleich würde er berichten von seiner Fahrt nach dem Haupt vor dem jungen Bruder des Königs. Er stürzte den Becher roten Weines hinunter, und seine Phantasie entzündete sich an Gerds sprühenden Augen.

Die harmlosen Risaer Koggen wurden schwerbewaffnete Kampfschiffe und der zitternde Kaufherr ein grimmiger Räuber. Als das Lied zu Ende war, tranken die Herren aus Schweden, aus Norwegen, aus Dänemark und Holstein dem jungen Grafen zu und knallten die Becher auf den Tisch. Ja, das war ein Königshaus nach ihrem Herzen.

Die Damen jubelten und warfen Gerd Blumen zu. Wenn er nur wollte, würden sie ihm ihre Gunst zugleich zuwenden, denn der junge König hatte wohl kein Herz unter seinem silbernen Küras und dem lichtblauen Mantel, so unbewegten Gesichts sah er da zu Häupten der Tafel.

Gerd war nichtern geblieben bei all dem Wein und dem gelben Honigbier, und nur mäßig hatte er den Genüssen der Tafel zu gesprochen. Jetzt aber berauschte ihn die Ehre, die ihm zuteil wurde.

Er reckte sich. Wer war er? Der kleine Graf von Oldenburg? Er war des Königs Bruder, er war ein Held! Neunzehn Jahre war er und hatte eine ganze Flotte aufgebracht.

Lücheld wandte er sich zu der reizenden Dänin an seiner Seite, deren zartes Gesicht ausgemalt war wie die rote Haube über ihren gewölbten Stirn. Er beugte sich über die kleine Hand, die von kostbaren Ringen funkelte.

„Dagmar — Dagmar von Nordensköld...!“ Gleich darauf mußte er die knisternde Seide ihres Festgewandes vor der fetten Tunde reiten, die ihr anderer Tischnachbar sich über den Schoß goß. Da bat Gerd die Dame, mit ihm in ein ruhigeres Gemach zu gehen.

Ernüchtert saß er der Schönen in dem steifen Stuhle gegenüber. Aber da lehnte Dagmar sich an ihn. Er fühlte die weiche Rundung ihres Körpers, er sah die zarten Brüste in dem weiten Ausschnitt des edelsteinbesetzten Kleides, er spürte den Duft ihrer Haut. Da riß er sie an sich und küßte sie.

Heiß tropfte das Wachs der Kerze auf seine Hand, mit der er Dagmar umschlungen hielt. Er mußte an Dina denken, der er die Traue versprochen hätte, an die schöne, starke Dina. Aber als Dagmar die dunklen Wimpern über den blauen Augen aufschlug, küßte er sie wieder.

6. Gott weiß, was davon kommen mag.

Sporenklirrend trat Gerd in die Ratsstube. Hier war es kühl, und in den Bechern schäumte gutes Hamburger Bier.

Da saßen den jungen Grafen die Wut. Er war auf den staubigen Wegen in sengender Sonne geritten — und die Herren von Regenschaffersrat saßen da gemütlich und trannten alle miteinander! Da, Dekan Stenken, hast wußt bei Onkel Nikolaus die Bänke und Tücken gelernt, als du bei ihm Kaplan warst!

In einem Saal lass, ich dich ertränken! Auf der Stelle gibst du die Güter wieder heraus, die du dir zu Unrecht angeeignet hast.

Und du, Jakob von der Specken“, wandte sich Gerd gleich an den ruhigen Gelehrten, „hast du etwa das Lagerbuch so säuberlich aufgestellt, um dich um so besser bereichern zu können? — Ich will es euch lehren! Eine andere Zeit bricht jetzt an. Fort mit euch allen!“

Gerd hob Diderich von Bardewisch die Faust unter die Nase.

Da stand der Drost Wilke Fresse auf und sagte: „Ihr braucht uns nicht fortzujagen, Graf Gerd. Wir gehen. Wir sehen, ihr wollt lieber mit dem Teufel regieren“, dann durch die Türspalte sah er das schiefmüulige Gesicht von Iles Unverzagt schielen.

Seit Graf Dietrichs Tod hatte dieser Ritter Wilke Fresse sich um die Grafschaft gemüht, redlich und treu. Gerd durchzuckte es, ihn zurückzuthun, aber dann dachte er daran, wie dieser selbe Mann ihm die Zügel straff wog. Was hatte Fresse sich darum zu kümmern, daß er zu seinem Regierungsantritt die 100 Gulden als Willkommensgabe vom Fester Kloster verlangte, hattet Wozu brauchten die Schwarzröcke das Geld? Aber er, er brachte es! Er brauchte Pferde und Waffen und Männer, die er zum Kampf ausrüsten ließ. Er wollte nicht klein und bescheiden leben wie ein Häusler. Er war des Königs Bruder, und er wollte die Grafschaft groß und herrlich machen.

„Acht Sparsamkeit und Redlichkeit!“ hatte ihm der Drost Fresse gepredigt! Vielleicht hatte er recht, vielleicht war das auch ein Weg. Aber der Weg war zu lang — er hatte keine Zeit. Er wollte weit. Im Kampf wollte er erzwingen.

Und einen hatte Gerd gefunden, der keinen bauerlichen Dickschidel hatte wie diese Herren von Regenschaffersrat, einen, der ihn versah, der begreift, daß er nicht eng und begrenzt leben mochte: Iles Unverzagt, den Johanniritter! Der kannte die Welt! Der war nicht stumpf und stur wie diese hier. Mit ihm konnte er sprechen von Turnieren und fremden Höfen. Kein Plan war dem zu verwerfen, keine Hoffnung zu verstiegen. Er feuerte den jungen Herrn nur immer noch an seinem Mißgeschick.

Seit Gerd die Herren vom Regenschaffersrat davongejagt hatte, sah man ihn nie ohne den Johanniritter, dessen Faunsgesicht sich zu gleisnerischer Glätte verzog, sobald der Graf sich ihm zuwandte.

Die Bauern bekruzigten sich, und die Frauen wischten sich mit der Schürze die Tränen aus den Augen, wenn die beiden Herren vorbeirrten. Daß ihr schöner und lieber Herr sich mit solch einem Bösewicht einließ Abends beteten sie an den Betten der Kinder: „Daß der böse Drost Iles Unverzagt uns verschone!“

Allen Mißwuchs dieses Jahres legten sie diesem Mann zur Last, und zitternd sahen sie am nächtlichen Himmel den Kometen mit seinen feurigen Schweif.

Aber schlimm wurde es erst, als es diesem dicken schwedischen Erzprobt einfiel, in Delmenhorst einen Ruhetag in seine lange Reise von Rom nach Upsala einzulegen, daß die Pfert ritt Gerd zuschanden, als er auf diese Nachricht hin von Oldenburg nach Delmenhorst jagte.

„Eien Splon! Sicher war dieser Herr aus Upsala ein Splon! Der Schwedenkönig Karl Knutson hatte ihn geschickt, um bei Gerd ausundschaften zu lassen, was sein Bruder Kersten gegen Schweden planete! Aber der sollte sich geirrt haben! Der glaubte wohl, leichtes Spiel mit einem solch unerfahrenen Herrn zu haben. Hal Er war auf der Hut! Kersten konnte sich auf ihn verlassen.“

Kurzerhand setzte er den Dicken gefangen und ließ ihn hungern bei Wasser und Brot. Seine prächtigen Pferde, den Wagen, das Gepöck legte er mit Beschlag. Und die päpstlichen Bullen nahm er an sich. Sollten das nicht etwa Geheimdokumente sein?

Aber der Erzprobt war ein hochangehender Herr. Das Domkapitel und der Erzbischof von Bremen verwandten sich für ihn. Doch Gerd fiel es nicht ein, ihn wieder freizulassen, da er Grafen aus und belegte sein Land mit dem Kirchenfluch.

Die Leute stürzten aus den engen Gassen in ihre Stuben und warfen sich vor dem Kreuzifix nieder. Schon wieder läutete die Pestglocke, und der schwarzbehangene Pestkranz rumpelte am Hause vorbei. „Herrgott, verlaß uns nicht und erlöse die Seele unseres jungen Grafen von dem Bösen“, beteten sie.

Kein Priester segnete die Toten ein, kein Priester gab den Neugeborenen die heilige Taufe. Und wenn zwei sich in Liebe zugehen waren, mußten sie in Sünden miteinander leben, weil die Kirche ihnen den Segen zu ihrem Bund verweigerte.

Dieses gab den Neugeborenen die heilige Taufe. Und wenn zwei sich in Liebe zugehen waren, mußten sie in Sünden miteinander leben, weil die Kirche ihnen den Segen zu ihrem Bund verweigerte.

Und nur, weil der Erzprobt aus Upsala, dessen feierl Bauch inzwischen merklich dünner geworden war, noch besser im Turm von Delmenhorst gefangen war.

Weißen stand er vor der Tür. Dem Schweden standen die Tränen in den Augen, wenn er an das Julfest dabei dachte.

Da brieten und buken sie nun, schlachteten den Juleber und brauten das Weihnachtsbier — und er saß hier bei Wasser und Brot.

Er träumte davon, daß die Bauern mit ihren Schlitzen durch die Winternacht zur Mitternachtsmesse in die Kirche kamen. Ihr Weg war erleuchtet von den Kerzen, die die Leute in die Fenster gestellt hatten, und die Stille der Nacht war erfüllt von dem Lüten der hellen Schlittenglocken.

In der Kälte der Kirche stand der Atem dieser Menschen wie Opferrauch. — Aber dann, nach der Messe, wurden riesige Schüssel mit heißem Brantwein aufgetragen, der wie Feuer durch die erstarrten Glieder rann.

Ach Schweden, Heimat! Wie sehr sehnte sich der gute Erzprobt danach, jetzt die zum geliebten Mälarsee Bauern über den hartgefrorenen Mälarsee fahren zu sehen. Fette Ochsen und Sticke voll Korn brachten sie zum Fest in die Stadt, hier der ihr König Karl Knutson alle Edlen seines Landes zur Weihnachtsfest einlud. — Und er, der Erzprobt von Upsala, mußte hier in dem Turm des kleinen Grafen von Oldenburg verschmachten!

Gerd versetzte seine Ohren vor all den Klagen, die wegen dieser Sache an ihn herangetragen wurden. Was scherte es ihn, daß sein Meier aus Zwischenham dem Pfarrer Dietrich? Arore den Schädel einschlug, weil der Geistliche seiner treuen bescheidenen Mutter in ihrer Seelenqual die heilige Wehrzunge verweigerte, da ja wegen der Gefangenschaft des Erzprobtes der Kirchenfluch über dem Land lag.

Schlimmer kränkte es Gerd, daß die Priester von St. Lamberti ihre Kirchentüren auch vor ihren eigenen Landesherren geschlossen hielten. Aber bald fand er heraus, warum ihm mehr weh tat als ihm die vorenthaltene Tröstung seiner Seele: Er legte St. Lamberti 70 Gulden Sühnegeld wegen Aufässigkeit gegen die weltliche Obrigkeit auf, und die mußte Dekan Stenken zahlen, sonst wollte der Graf ihn selbst in einem staubigen Sack mit einem Stein um den Hals in der Hunte erlösen.

Tag und Nacht war Herzog Adolf geritten, als er von diesem wilden Gebaren seines jüngsten Neffen hörte. Kurzatmig stand er nun vor ihm, um seine sonst so ruhigen Augen funkelten in hellem Zorn.

„Schämst du dich nicht? Mißbrauchst du so das Vertrauen, das Kersten und ich in dich Dietrich? Arore der Stelle läßt du den Schweden reisen und gibst ihm das Seine zurück? Du bringst uns noch alle ins Unglück, wenn du uns den Papst zum Feinde machst. — Und nun vor ihm, um seine sonst so ruhigen Augen funkelten in hellem Zorn.“

„Hast du vergessen, Gerd“, setzte er nach einer Weile sanfter hinzu, als er Gerds ehrliche Bestürzung gewahrte, „daß wir dieses kurze Leben nutzen müssen, um Gutes zu wirken?“

7. Ulrich von Norden.

Mit langen Schritten durchmaß der Häuptling von Norden den saalartigen Wohnraum. Alle Muskeln in seinem scharfen braunrotverbrannten Gesicht waren gespannt. Ohne es zu wissen, zählte er die Fliesen an der Wand und erzählte sich, daß die zu Bruch von Raubvögeln zusammengesetzt waren.

Warum hatte Folke nicht zu dem Holländer gesagt, sie wolle Schiffe mit schwelenden Segeln an den Wänden sehen, wie Moritz von Dornum sie in seinem Hause hatte, oder aber Kühe, grasende Kühe, wie in Sibos Schloß in Esens! Aber nein, nun konnte er sein Leben lang auf diese albernem Vogel suchen.

Was mochte der Holländer sich dabei gedacht haben? Folke hatte dieses alles herichten lassen während seines letzten Zuges gegen Jeverland. Auch der Fußboden war seitdem nicht mehr grauer Lehm, sondern blanke schwarze und weiße Streifen waren zu allerhand Mustern zusammengesetzt. Folke selbst lag nun oft auf den Knien auf dem Fußboden, um ihn zu scheuern.

Ulrich seufzte. Aber er war gewiß ungeachtet. Alles konnte ein Mann von einer Frau nicht erwarten. Folke war arbeitsam und tüchtig, aber sie taugte nicht dazu, in den Armen eines Mannes zu liegen. Sie war hart und ungehorsam wie ein Bred, und alt und wackelnd. Folke war arbeitsam und tüchtig, aber sie taugte nicht dazu, in den Armen eines Mannes zu liegen. Sie war hart und ungehorsam wie ein Bred, und alt und wackelnd.

Es war so kühl in diesem Haus, das rings umstanden war von uralten Eichen, das rings breite Äste bis an die Fenster stießen. Auch im Sommer drang kaum ein Sonnenstrahl durch das Grün. Schwärzer Krähen nisteten in den Bäumen. Ruhlos umflatterten die Vögel das Haus, und ihr heiseres Gebräch qualte Ulrich oft, daß er seine Knechte anhielt, um der Armbrust nach ihnen zu schließen. Aber ihrer wurden nicht weniger.

Ulrich trat an das kleine runde Fenster. Es war das einzige, das den Blick freilag nach dem Hofplatz hinaus. Von hier aus pflegte Folke zu spühen, ob die Mägde die Milchkanne recht scheuerten, ob die Knechte die Pferde sorgsam striegelten.

Hinter dem Hofplatz dachten sich die Weiden, auf denen wegen der späten Jahreszeit nur noch das Jungvieh graste.

(Fortsetzung folgt)

Zwischen Himmel und Erde



G
R
A
F
E
R
D

Ein Irischer Heimatroman um Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirksena von Ostriesland
VON THORA THYSELIOUS

1. Fortsetzung.

Ostriesland — ein Land! Weiden, Weiden, Weiden bis ans Meer! Norder-, Brokner-, Auricherland, Emden, Bess und Lengenerland — alles es! Er schloß die seltsam hellen Augen zu einem schmalen Spalt, so daß die im Zimmer nicht den stehenden Glanz in ihnen gewahren konnten. Noch immer saß der Gast mit seinem bleichen Gesicht vor der Schürze, Ulrich hatte Folke sagen wollen, sie sollte Hero Tansen von dem zehnten Tonnen Bier einschicken, von dem er die Hausfrau mußte ja wissen, was dem Gast zukam und des Hauses Ehre gezieme. Stumm schob Hero jetzt die Schale von sich und besagte des Häuptlings hartem Blick.

„Ja, Ulrich, ich komme wieder in meiner alten Sache. Hilf mir zu meinem Recht! Das Schloß Inhausen gehört meiner Frau Tjadert, aber ihr Halbbruder Alke sitzt darauf. Der Schalk blitzte Ulrich aus den Augen. Er wollte wohl, wie es damals zugegangen war, darüber war in Ostriesland genug gelaht worden.

Hero war mit Frau Tjadert zur Beichte gewesen. — Gott möchte wissen, was für Sünden diese beiden Frauen immer zu beichten hatten. Und bei ihrer Rückkehr aus der Kirche hatten ihre eigenen Burgmannen ihnen vor der Nase die Brücke hochgezogen. Hero und Tjadert mußten noch froh sein, daß sie ihnen keine Steine nahen. Die beiden hatten wohl gerade nicht verstanden, durch die vielen Fasten, die sie auf Inhausen hielten, die Liebe ihrer Leute zu gewinnen. Alke hatte vielleicht Spiel gehabt.

„Ja“, fuhr Hero grämlich fort, „und jetzt hat Tanno Düren von Jever für Alke und für meines Schwiegervaters andere uneheliche Kinder Wilke, Gerd und Benlup die Erbberechtigung bei Papst Nikolaus V. durchgeföhnet, und Benlup Ehem mit Lübbe Onken von Knipens ist auch eingesehnet worden.“

„Was? Folke, die mit unbestimmtem Gesicht am Webstuhl gesessen hatte, war aufgesprungen und stemmte die derben Fäuste in die Hüften: „Benlup? Sieben Jahre haben die beiden miteinander gehaht. Drei Kinder haben sie miteinander gezeugt...“

„... und jetzt segnet der Papst diesen lästerlichen Bund“, vollendete Hero. Ulrich verbarg ein schmales Lächeln. Ja, das mußte Folke dieser Benlup wohl mitgönnen. Erst bekam es alles, was Gott Folke versagt hatte: ein helles heimliches Glück — und jetzt sollte sie auch noch in Ehren mit dem leben dürfen, dem ihre sündige Leidenschaft gehört hatte.

Ulrich hatte Benlup früher gut gekannt. Sie war schön, und sie waren gut Freund miteinander gewesen. Aber Folke war reiche Erbschaft, Wipfels von Esens, und Benlup war nur die uneheliche Tochter von Iko Onken, um dessen Schloß Inhausen sich Tjadert rauffen. Da war Ulrich die Wahl nicht schwer geworden.

„So, so“, sagte er jetzt zwischen den Zähnen, „das hat Tanno Düren für seinen Freund Lübbe von Knipens getan... Und du willst, daß ich mich demetwegen mit aller Welt erzürne?“ drehte er sich barsch zu Hero herum. „Ist nicht genug Blut um Inhausen geflossen? Warum verschaffst du dir nicht selbst dein Recht? Warum sind alle gut Freund mit Alke, und du hast keinen einzigen, der zu dir steht? Warum stehst du so schlecht mit deinen Leuten? Man bekommt nichts umsonst in dieser Welt, und wer immer bettelt, bekommt die Tür gewiesen.“

„Hero Tansen war noch blässer als vorher. Er schwankte, als er aufstand. „Soll das heißen...“ flüsterte er. „...“, hörte da Ulrich zu seinem Erstaußen Folkes Stimme, „das soll heißen, daß du deine Buttermilch schlappern kennst, wo du willst, aber nicht bei uns!“

Mühsam wandte sich Hero zum Gehen. Es tat Ulrich leid. So hart hatte er nicht zu Hero sein wollen. Unwillig wandte er sich gegen Folke und wollte sie zurechtweisen wegen ihrer Eigenmächtigkeit. Aber dann schwing er doch. Gar zu oft hatte er erlebt, daß seines Weibes Stimme schärfer war als seine.

In der Tür stand Hero mit drei Männern zusammen, die in die Stube rissen. Sie waren kotbespritzt, und die Nase tropfte

von ihren Mänteln, daß Folke gleich nach den Mägden rief, die hinter den Männern aufwischen mußten.

Erschöpft sanken sie auf die Ofenbank nieder, und für einen Augenblick genossen sie wohl die Wärme des Torffeuers. Es waren Ulrichs Meier Meint Izen aus Repsholt, Edzard Eden aus Dykhausen und Helmerik Harms aus Wisedo. Sie schauten sich wohl alle drei, von dem zu sprechen, weswegen sie auf den durchweichten Wegen bei diesem Hundewetter zu dem Häuptling nach Norden geritten waren.

Hero stand an der Tür, und sein Blick hing an ihren Lippen. Vielleicht kam durch sie noch Hilfe für ihn? Sonst war das Spiel für ihn verloren, und er und Tjadert mußten um Aufnahme bei ihren Kindern bitten.

Ulrich strich sich mit der Hand über den kahlen Schädel und sagte, ohne aufzublicken: „Er ist in Repsholt eingefallen, ohne Fehdeansage! Wie der Sturmwind war er über uns. 600 Kühe, viele Truhen und Schränke hat er mitgenommen.“

In Dykhausen hat er geplündert“ fiel Edzard Eden ein — und wieder hat er verbrannt“, vollendete Helmerik Harms. „Mit den Hamburgern ist er im Bunde“, fing Meint Izen wieder an.

„Er, er, er... wer ist er?“ Ulrichs Backen hatten sich gestrafft. Er sah jetzt gefährlich aus, als wenn er zuschlagen wollte, aber gleich, wenn er traf.

„Wer anders als Gerd von Oldenburg?“ wurde die bange Stille von Folke unterbrochen, deren Scharfsinn sofort den Zusammenhang begriff. „Hörst du denn nicht, wie dieser junge Raubvogel schreit nach Macht? Er will dir dein Land entreißen, Ulrich.“

Da knirschten Ulrichs Zähne aufeinander. Wagle es dieser zwanzigjährige Knabe, ihn entgegenzutreten? Wagte er es, ihm, dem Herrn von Ostriesland, die Macht zu schmälern? So dicht vorm Ziel wollte dieser junge Graf ihn aus der Bahn schleudern? Ein Leben lang hatte Ulrich gerungen um Macht und Besitz, um die Vormacht über Ostriesland. Auch die Ehe mit dieser ungeliebten Frau hatte er zu keinem anderen Ziel geschlossen. Die Grafenkrone wollte er sich erlangen — und keiner sollte es wagen, ihn in seinen Plänen zu stören.

Er schob Hero beiseite und rief nach den Knechten. „Laß sattlen, Ulri! Wir reiten zur frischesten Wede. Da will ich ihn treffen, diesen jungen Gerd von Oldenburg, der es wagt, mich herauszufordern.“

Ohne ein Wort war Folke hinausgegangen und kam mit Ulrichs Rüstung und Schwert zurück.

„Das sagte eine kleine dünne Stimme aus der Ofenecke: „Set klug Ulrich, selbst dich es nicht im Gutes mit ihm versuchen? Ein lebender Freund ist mehr wert als tausend tote Feinde! Denk daran, was wir am Sonntag miteinander sprachen: Du mußt dein Land an die Segnungen des Friedens gewöhnen. Dann leben sie dich, dann wollen sie dich alle zum Herrn, dann fällt die Macht in deine Hände.“

Ulrich beugte sich über die kleine zuckmehlkauerete Gestalt und küßte sie auf die Stirn: „Später, Mutter! Diesen frechen Buben muß ich züchtigen!“

II.

1. Karl Knutson.

Froh schloß Gerd den Bruder in die Arme. „Willkommen in Kopenhagen! Erzähl mir von daheim!“ hat er — aber nein, zuerst muß du ihn sehen.“ Er zog Gerd mit, und dann standen sie zusammen an der Wiege.

„Olat!“ sagte Kersten und strahlte vor Stolz. Dorothea war zu ihnen getreten. Hifisch grüßte sie den Schwager. Sie sah jetzt nicht mehr so grämlich und alt neben dem jungen König aus wie damals auf der Hochzeit. Gerd staunte. Was hatte sie so verwandelt?

Aber dann hatte Kersten es eilig mit Gerd über seine Pläne zu sprechen.

„Kennst du Karl Knutson Bonde?“

„Er ließ Wein bringen und rief nach dem Sänger Trygve Larson, der gestern ein neues Lied aus Svealand mitgebracht hatte. Trygve sang es mit seiner tiefen Stimme in schwedischer Sprache, und wir Gerd nicht verstand, übersetzte Kersten ihm schnell.“

Karl Knutson — er war es, der neben dem alten Bauernführer Engelbrekt regierte, als die Schweden den Unionskönig Erik das erste Mal davongejagt hatten. Man sah förmlich nach Trygves Worten den jungen feurigen Herrn ungeduldig neben dem bedachtensamen Engelbrekt die Zügel halten. Dann wurde Engelbrekt in einer Frühlingnacht auf dem Holm vor Göksholm ermordet von dem Adligen Magnus Benkston Natt und Dag.

Was tat Herr Knutson, um Engelbrekt zu rächen? Er stellte dem Mörder einen Schutzbrevet aus, um die mächtige Signe der Natt und Dags für sich zu gewinnen. Zwar wagte Magnus nicht, dem zu trauen. Er ging lieber in die Schären und maß dort mit dem abgelebten König Erik seine Kunst im Seevärkerhandwerk.

„Sleat du, Gerd, so einer ist Karl Knutson von Schweden“, sagte Kersten. „Er hält seinen Freunden nicht die Treue und hilft Räubern und Mördern.“

Aber in Trygves dunklen Augen konnte man nicht sehen, wie er über Karl dachte. Erst kürzlich hatte er in Stockholm ein anderes Lied gesungen.

Ohne auf die Herren zu achten, sang er weiter von Karl und Erik Puke, dem wilden Schwedischen Thron, bis Karl schließlich Puke auf dem Schaffot hinrichten lassen konnte. Aber Schwedens Krone bekam er doch nicht. Die wurde Christoph zuteil, dem König von Dänemark und Norwegen, Christoph, dem ersten Gemahl von Dorothea.

„Ich war dabei, als sich der kleine, dicke Christoph das erste Mal Arm in Arm mit Herrn Karl in Stockholm zeigte!“ Trygves Stimme wurde lebendig.

„Unser Herr — Herr Knutson —“ verbesserte er sich, „ist groß und stattlich und schön wie ihr!“ Trygve verneigte sich vor den Brüdern. Und das Volk lachte über den kleinen, dicken Deutschen. Es schrie, Karl sollte König von Schweden sein. Ein Schwede sollte endlich wieder auf Schwedens Thron gegen die fremden Vögte, die Dänen und Deutschen, zum Thron lassen.

Erschrocken hielt Trygve inne. Aber Kersten sah angelegentlich zum Fenster hinaus. Er wollte wissen, was man in Schweden wirklich über Karl dachte.

Christoph war gut Freund mit Karl, fuhr Trygve vorsichtiger fort. Er gab ihm Finnland und Oeland zum Lehen und bat ihn, Herr Karl möchte ihm raten wie ein Vater seinem Sohn.

Bei dieser Vorstellung mußten die Brüder lachen. Dann hätte Herr Karl wohl lästerlich über Karl gezeugt müssen.

„Ja“, sagte Trygve, „Karl schlug damals vor, Christoph sollte lieber die Vaterrolle übernehmen. — Was sich ereignete, als Christoph die Rundenkönig, wie wir ihn in Schweden nennen, so plötzlich starb, wissen die Herren.“

Enttäuscht sah Kersten den Säger die Laute westellen. Gern hätte er gewußt, wer von den Oxenstiernas, den Natt und Dags den Gyllenstiernas, den Silversparres dem Bonde feindlich gesinnt war — und auch, ob das Volk Karl liebte, weil er so frei und großherzig war, oder ob ihm seine Untreue gegen Engelbrekt noch nicht verziehen hatte und ihm sein hochfahrendes Wesen vorzuziehen.

Aber mehr wollte Trygve nicht sagen. Er hatte ein schwedisches Herz, und das verriet er nicht um dänisches Gold.

Christophs Tod, der Kersten die dänische Kronerbrachte, ließ Karl den schwedischen Thron gewinnen. Und seitdem raufen sich Kersten und Karl um Norwegen, das zu schwach war, einen eigenen König zu wählen. Karl ist gerade kein Heidenliebe, das Trygve zu seiner Laute singen konnte, wie ich den norwegischen Thron gewann“, berichtete Kersten. Die norwegischen Ritter hatten Karl alle zum Herrn erkoren, aber die schwedischen Großen mißgönnten ihrem Herrn diesen Machtzuwachs. Sie zwangen ihn, mir Norwegen zu überlassen. Wie gut Freund ich seitdem mit ihm bin, kannst du dir denken!“

„Sie wurden unterbrochen durch Dorothea, die die Herren zur Tafel bitten ließ. Die Königin sah die große Vertraulichkeit zwischen den Brüdern nicht gern. Mißtraute sie Gerd und Kersten, Kersten ruzelte die Stirn. Er hatte dies in den zwei Jahren seiner Ehe nun oft erlebt.“

Dorothea war eifersüchtig. Sie war eifersüchtig auf alles, was nicht von ihr kam. Mitten in der Nacht konnte sie sich stumm an seine Seite setzen, wenn er mit den dänischen Herren zechte. Sie sagte kein Wort. Sie kam nur und blieb und ließ sich durch kein lüftendes Wort, durch keinen bösen Blick fortschicken.

„Sie war auch eifersüchtig auf die Jagd die er liebte, auf die Schiffe, auf denen er viel Zeit zubrachte. Nächsten würde ihm dieser böse lauernde Blick auch wohl treffen, wenn er sich über die Wiege des kleinen Prinzen beugte.“

Sie liebte ihn, ja, aber sie quälte ihn mit dieser Liebe, die alles für sich haben wollte, hatte ihm jede Freude, die außerhalb ihres Kreises lag, mißgönnte. Sie entge ihm ein, sie fesselte ihn, Herrgott, er wollte fort, er wollte fort sein von diesem unfirschen Weibe.“

„Ged hatte auch diesmal nicht die rechte Ruhe, sich den Eierkuchen den Pasteten und den Kuchen hinzuziehen. Unter den Dänen der Königin sah er das schmale Gesicht Dagmar von Nordenskölds. Ein Blick verriet ihm, daß sie den Bruder des Königs noch nicht vergessenen hatte.“

„Die Sterne funkelten über dem Sund von Kopenhagen, als die Brüder endlich wieder allein waren. Kersten hatte die Pferde satteln lassen, und nun ritten sie schweigend in der mondhehlen Nacht am Strand entlang.“

Im Schloß hatten die Wände Ohren, und die Königin brauchte nicht von dem zu wissen, was Kersten bewegte. Aber einem nicht es sagen, was ihn Tag und Nacht nicht losließ.

Sie waren in den kleinen Birkenwald gekommen. Die Stämme schimmerten weiß im Nacht. Nach dem Regen duftete das junge Laub streng und gut. Hier liefen die Männer die Pferde in Schritt fallen und ritten dicht nebeneinander.

„Schwedens Krone“, flüsterte Kersten, Schwedens Krone muß ich gewinnen. Du, Gerd, mußt mir helfen, Karl zu stürzen.“

Gerd hielt sein Pferd an und schweig. So große Pläne hatte der Bruder? Ihn schwindelte, wenn er zurückblickte. Ihr Vater hatte anfangs die Krone vererbt. Grafchaft Oldenburg mit dreien teilen müssen. Bei seinem Tode war es stolz gewesen, seinem ältesten Sohn die Alleinherrschaft über Oldenburg und Delmenhorst zu hinterlassen.

Inzwischen aber war dieser selbe Sohn König von Dänemark und Norwegen geworden, und jetzt griff er nach der dritten skandinavischen Krone an Schweden.

Kersten mißdeutete Gerd Schweden. „Oder ist dir bange? Magst du nicht meine Flotte gegen Schweden und Holland führen?“

„Bruder!“ sagte Gerd nur.

„Als sie die Pferde wendeten, war der Himmel im Osten rot von einem großen Feuer. Im Schloß warteten bereits Boten, die dem König meldeten, daß Karl Knutson mit einem großen Heer in Schonen eingefallen sei.“

Die Boten waren grünlich und zitterten, als sie berichteten, der schwedische König führe unheimliche Büchsen mit sich, die Steine und Pulver spuckten. Soldaten Karrenbüchsen waren nie vorher in skandinavischen Ländern gesehen worden.

Der Feuerschein, der jetzt riesengroß am Himmel stand, käme aus Lund. Alle zwanzig Kirchen und alle die reichen Klöster hätte Karl mit seiner neuen Waffe in Brand geschossen.

Schweigend sahen sich die Brüder an. Das war das Zeichen.

2. Dina.

Gerds Gesicht brannte von dem scharfen Ritt in der Winterküte. Stampend wärmte er sich die verklammerten Füße vor dem Holzfeuer, dessen gelber Rauch sich langsam empor und durch die Dachstützen suchte.

Zufrieden amte Gerd diesen vertrauten Geruch, der vermischte mit dem Dunst von Kühen und dem Duft von Heu. Aufatmend setzte er sich an den weißgeheuernten Tisch und machte sich über die Grütze her, in die Dina ihm heißen Rahm göß.

„Als er fertig war, griff er nach ihr und zog sie auf seinen Schoß.“

„Jetzt gehe ich nie mehr von dir fort“, versprach er ihr zwischen seinen Liebkosungen. Sie lachte ihn an mit ihren weißen Zähnen, aber sie sagte ihm nicht mit einem Wort, daß er dieses Versprechen so wenig halten würde wie all die anderen zuvor.“

Wozu? Jetzt war er bei ihr. Jetzt fühlte sie seine Liebe.

Der kleine Dirk war aufgewacht Schreidend er nach der Mutter. Dina versetzte, ihm Strümpfe über die kleinen dicken Beine zu ziehen, aber er strebte mit aller Macht zu Gerd, der den zapplenden Buben in die Luft warf, daß er hell aufjauchte.

Was würde Kersten sagen, wenn er diesen Her sieht? Der Bruder würde sie stolz zeigen auf seinen Prinzen in der dänischen Königswiege. Gerd mußte lassen. Sein Bube konnte ihm schon auf seinen eigenen Füßen entgegenlaufen.

Er griff in die Tasche und holte einen schweren Beutel heraus. Zwischen Dins dunklen Brauen stand eine scharfe Falte. Sie schob den Beutel zurück, sie wollte kein Gold. „Doch, diesmal mußst du es nehmen“, bat Gerd. „Leg es weg für den Jungen. — Dein Vater hat es dir mitgebracht von der Reise!“

Er rieb sein Gesicht an den weichen Backen des Kleinen.

Dina setzte sich zu ihnen auf die Bank und ihre hellen Augen verrietten, daß sie gerne mehr gehört hätte davon, wo Gerd vom vergangenen Ostern bis zu diesem Neujahrstfest gewesen war. Sie fragte ihn nicht, aber wenn er sprach, lauschte sie so, daß ihr keins seiner Worte verloren ging.

„Lachend sah Gerd sie an. „Nein, komm, ich will meinen Kopf in deinen Schoß legen!“

Gehorsam zog sie ihm die Stiefel aus und gab dem kleinen Dirk ein paar rotbackige Äpfel zu. Spielen.

Später suchte Ihse Unverzagt seinen Herrn in der Käte. Aus früheren Tagen wollte der Johanniter, wo Gerd zu finden war, wenn er ohne die zahlreichen Herren ritt, die sonst sein Gefolge ausmachten.

Gerd war diese Vertraulichkeit mit seinem Drosen längst leid. Aber er nötigte ihn doch zum Bleiben, und Dina legte Speck und Brot auf den Tisch.

„Er sieht wahrhaftig wie ein Teufel aus“, dachte Gerd, als Ihles sich mit seinen häßlichen Fingern, an denen die Nägel verkümmert waren, die Bissen in den Mund schob.

(Fortsetzung folgt)

Zwischen Himmel und Erde

Ein Iriesischer Heimatroman um Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirkensa von Ostriesland

VON THORA THYSELIUS



GRÄFERD
er der Johanniter wußte geschickt das
nach so zu lenken, daß Gerd's Laune sich
rie. Es war kein Geheimnis geblieben,
Kerstens Zug gegen Schweden und Karl
son mißbilligt war. Dies heilige Gebiet
te also gemieden werden.
sie brachte Gerd dazu, von seinen Aben-
n auf See zu erlauben. Funken wohl-
erüstete Schiffe hatte Kersten ihm an-
aut, und damit hatte Gerd so lange in
Nord- und Ostsee herumgekreuzt, bis
eines Tages 22 reiche Holländer in die
gingen.
rd schlug sich in Erinnerung daran ver-
t auf die Schenkel. Viele angesehenen
waren an Bord der Schiffe gewesen.
mußten sich gegen hohes Lösegeld frei-
en. Die reiche Beute wurde teils in Ko-
gen, teils in Flenburg verkauft.
den Kielern und Lübeckern hatte Gerd
noch erzuht, weil die ihre Märkte nicht
n Gütern öffnen wollten. Denen würde
e Unverschämtheit schon noch heim-
n.
r schlug Gerd's Stimmung um. Er ge-
n Zorn bei dem Gedanken an die engen
Pfeffersäcke.
ruhig rückte Hies auf seinem Stuhl hin-
her. Er wußte erfahrungsgemäß, daß
s Unmut nach irgendeinem handgreif-
Anlaß suchte. Und es stand zu be-
ten, daß diesmal er dazu herhalten
e.
en domerte Gerd's Faust auf den Tisch
r kleine Dirk klammerte sich weinend
ine Mutter.
e, und die Drost — wie hast du die
genutzt, während ich auf See war? —
es, was man mir zutrug: Warst du
yrk auf der Friedeburg? Hast du mit
en ostriesischen Feinden — mit Ulrich
Norden und Sibö von Esens — eintrü-
e Speckstücke aus der Suppe gefischt?
s Gesicht war verzerrt vor Angst. Er
erte an allen Gliedern. Nein, er konnte
ut leugnen, daß er ein halbes Jahr
yrk in Ostriesland gewesen war und
d dort hatte wohl sein lassen. „Aber
abe den Hauptmann von der Friede-
u Dirk nur nach Trüben Plänen aus-
en wollen“, versuchte er sich zu ver-
ten.
er Gerd hörte gar nicht mehr zu. Er
g ihm die Faust ins Gesicht und ver-
dem Stölpelnden noch einen Fußtritt,
r aus der Tür floh.
r“, sagte Dina — und weiter nichts. Sie
u Dirk auf den Schoß und wiegte ihn,
r wieder still war.
r ruhig ging Gerd hin und her.
e sollte er es ihr nur sagen? Er hatte
n die Arme nehmen wollen und hatte
en goldenen Ring an den Finger stecken
die schönen Stoffe in den Schoß legen
n, die er von der holländischen Beute
kbehalten hatte.
er jetzt war ihm dazu die Lust ver-
n. Er mußte wieder fort, er mußte
n. Wenn sogar Hies Unverzaght ihm ver-
was hatte er dann von anderen zu er-
n?
r sagen mußte er es ihr doch. Mit dem
en zu ihr, während er ins flackernde
starrte, begann er: „Oheim Adolf und
en lassen mir keine Ruhe. Ich soll Graf
en Teckenburgs Tochter heiraten. Ad-
heißt sie.“
er ihm blieb alles still. Nach einer
drehte er sich um. Dirk war auf Dinas
einschneidend. Sie legte den Finger
n Mund und betete das Kind auf der
ank.
d war hinter sie getreten und küßte
den Nacken, die weiß aus dem Hals
schimmerte. Dann zog er den Rappen
en Stall und tritt in die klirrende
macht hinaus.
nd folgte Dinas Blick dem Davon-
enden. Adelhild von Teckenburg sollte
von Oldenburg werden? — Dina hatte
rechen hören von einer stolzen Häupt-
chter aus Ostriesland — Theda Ulesna.
nd erzählte man sich, die kühle Friesin
Jeden Freier ab, weil sie auf die Wer-
des Grafen Gerd wartete.

2. Der Wezelagerer.

h heute scheuerte Hille wieder die
und streute in schönen Mustern we-
auf die Lehnstühle, als wären sie
zuvor viele Gäste im Krug gewesen.

Sie hing frische Wadholderzweige auf, um
durch den würzigen Duft die Fliegen zu ver-
scheuchen. Sie ging in die Speisekammer und
zählte die Würst- und Schinken und über-
legte, ob sie reichen würden, viele hungrige
Reisende damit satt zu machen. In der Milch-
kammer schöpfte sie sorglich den Rahm von
den Saiten, ließ die Sauermilch gerinnen und
formte Handkäse aus dem trockenen Quark.
Dann band sie sich die Schürze mit dem
hübischen Tannenmuster vor, die ihre Mutter
als Hochzeitsgut mitgegeben hatte, und
stellte sich in die Haustür. Sie versuchte, ein
helles und frohliches Gesicht zu machen, denn
sie sagte sich, daß das die Reisenden als
eines von der Krögersfrau erwarteten.
Jan Kröger schlurfte an seiner Frau vor-
bei. Er tat, als sähe er sie da gar nicht in
der Tür stehen und nach Gästen ausschaun.
Das wirre strohblonde Haar hing ihm struppig
um den Kopf und er kratzte sich das
unrasierte Kinn. Hille hörte, wie er die
Kellerstiege hinabstapfte und sich von dem
Unerwarteten, von dem viele Tonnen dort
oben lagen. Dem Mann erwiderte herauf,
reichte sich gähnend, schlug nach ein paar
Fliegen und legte sich stöhnend auf die Ofen-
bank.
„Du sollst nach der Stalltür sehen“, rief
Hille ihm zu. „Sie kreischt in die Augen.“
Das schickte sich nicht, wenn die Herren aus
Lübeck und Braunschweig ihre Pferde hier
einstellten. „Kommen keine Herren aus
Braunschweig und Lübeck“, knurrte Jan und
drehte sich auf die andere Seite.
Hille stand noch eine Weile und schaute
die sonnenbeschienene Straße hinunter. Un-
gebetlich standen die hellen Birken, und am
Wegrand blühten die Königskerzen.
Kein Wagenzug, nicht mal ein einziger
Reiter oder ein Mann mit einem Hund-
karrren oder ein einzelner Wanderer kam von
Wildeshausen, und ebenso still lag die Strecke
nach Delmenhorst hinunter.
Schließlich konnte die junge Frau diese ver-
wünschte Stille nicht mehr ertragen. Sie
legte den Kopf auf den Zaun, an dem die
reinen Winden blühten, und weinte bitterlich.
Bist du nicht werden, wenn nun nie mehr ein
Reisender aus dem großen Stallsaale durch
einkehrte? Welcher Schimpf kam über sie,
wenn sie die Pacht nicht zahlen konnten?
Wann ist Isak nicht die Zinsen für die
Schuld bezahlen konnten, für die ihr Vater
gutgeigert hatte?
Das war der Fluch, das war der Fluch!
Hille weinte immer verzweifelter. Sie war
eine Bäckerstochter aus Delmenhorst, und
nach Fug und Recht hatte ihr Vater gewollt,
daß sie einen ehrlichen Bäckermeister ehe-
lich heiratete, zumal alle ihre Geschwister an
der Pest gestorben waren.
Aber Hille hatte geweint und getrotzt, bis
der Alte, dessen weiches Herz der einzigen
Tochter kaum etwas abschlagen konnte, in
stille Gesichts mit Jan Kröger eingewilligt hatte.
Jan hatte einen neuen Krug gebaut an der
flämischen Handelsstraße, die über Delmen-
horst, Wildeshausen, Kloppenburg, Haselünne
nach Flandern führte, und auf der jeden Tag
lange Warenzüge aus Danzig, Lübeck, Ham-
burg und Braunschweig entlangkamen.
Abends hatten sich dann die Kaufherren
aus Oldenburg, Süderdithmarschen, ein-
gefunden und hatten Brüsseler Spitzen,
Brabantische Seide oder fremdländische Ge-
würze eingehandelt.
Hille schluchzte laut auf, als sie an das
benannte Leben und Treiben dachte, das in
Krüge geherrscht hatte. Wenn die Herren
ein gutes Geschäft abgeschlossen hatten,
klopfen sie der munteren Wirtsfrau die
Wange und schenken ihr wohl gar so ein
kostbares Stück Brot, das sie sich Sonntags
zum Kirchgang umlegte.
Schon seit Wochen kamen keine Kaufleute
mehr.
Hille fuhr aus ihren trüben Gedanken auf.
Was das nicht Riderollen! Wahnhäßig! Da
kam ein Wagen von Delmenhorst herunter.
Schnell kühlte sie sich das verweinte Gesicht,
wischte noch einmal mit dem Tuch über den
Tisch, obgleich sich Stäubchen zu sehen war,
und stieß den schmarchenden Jan an.
Aber ihr erwartungsvolles Gesicht wurde
bestürzt, als sie außer ein paar Delmen-
horster Herren Isak aus dem Wagen steigen
sah. Beschiden setzte der Jude sich in eine
Ecke, während Jan den Herren sein gutes
kühles Bier einschenkte.
„Wir sind wohl seltene Gäste?“ hörte Hille
Hinnerk Steens hässliche Stimme. Sie sah
formlich wie er mit spitzen Blick die leeren
Tische und Bänke ringsum aufspiegle.
Und in kummervoller Naß füllte Albert
Adlers hinzu: „Hier geht es nicht anders als
überall, wo Graf Gerd's Straßensraub die
Kaufleute verschucht.“
„Dst, pst!“ zischelte Steen, „was des Gra-
fen Leute dich hören, hüest du am nächsten
Feind! Nicht Raub ist es, wenn er die Waren-
züge aus den Hinnestädten auf seinen
Straßen überfällt, sondern ehelicher Krav-
26 Herren hat er neulich in den Turm von
Delmenhorst gesperrt!“ setzte er flüsternd
hinzu. „Sie müßen sich alle mit schwerem
Losegeld loskaufen, und ihre Waren behält
er dazu! Nur die Hamburger ließ er frei
laufen, weil die ihm gegen Ulrich von Norden
geholfen haben.“

„Aber jetzt ist es den Städten zu bunt“, er-
zählte Adlers. „Sie haben ihren Kaufleuten
bit vierzig Gulden Strafe und vier Wochen
Arrest verboten, einen Geleitsbrief von unse-
rem Grafen Gerd zu nehmen und die Stra-
ßen durch Oldenburg, Delmenhorst und Hoya
zu benutzen.“ — „Keine Post und kein Handel
mehr“, klagte Hinnerk Steen.
Jan hatte offenen Mündes zugehört. Dann
stürzte er schnell hintereinander drei Kannen
Bier hinunter und schüttelte sich. Womit
Hille verdient, daß Gott ihn so strafe?
Hille hatte sich mit einem kleinen ver-
zerrten Lächeln in ihrem blassen Gesicht zu
Isak gesetzt. Sie schob ihm Brot und Butter
und ihren schönen Handkäse hin und bat:
„So eßt doch, Herr Isak!“ Solange er aß,
dachte sie, konnte er nicht gut von dem Geld
sprechen.
Aber Isak fuhr, ohne ein Wort mit ihr
oder Jan über das Geld gesprochen zu haben,
mit den beiden anderen nach Oldenburg
weiter. Doch Hille wußte wohl, daß das nur
ein Aufschub war. Er mußte ja kommen
und sein Geld fordern. Das war sein gutes
Recht.
Eine wilde Angst packte Hille. Ruhlos
warf sie sich in der Nacht von einer Seite
auf die andere. „Die Hitze!“ stöhnte sie, wenn
Jan sie in seiner Arme nehmen wollte.
Am anderen Morgen, als der Tau noch über
den Feldern lag, spannte sie den Brauen vor
den Wagen, und die Jan noch erschrocken
sein Fenster stürzen konnte, war sie mit flin-
ken Fittchenall davongejagt.
Sie wollte zum Grafen. Sie wollte ihm
sagen, wie bittere Unbill ihnen allen zuge-
fügt wurde, wenn er weiter die Kaufleute
überließ, so daß keiner mehr die flämische
Straße ziehen mochte. Sie hatte doch gehört,
Gerd sei ein guter und freundlicher Herr. Er
konnte doch nicht zulassen, daß sie unver-
schuldigt in solch große Not geraten.
Hille hatte noch immer dasselbe blassene
entsetzte Gesicht, als sie am Sonntag-
morgen in St. Lambert zur Messe ging. Sie
niemals zu den anderen Kirchenbesuchern
spähte nach dem Gestalt des Grafen.
Aber sie sah nirgends einen Mann, auf den
die Beschreibung der Leute gepaßt hätte.
Groß und breiterschultrig sollte Graf Gerd
sein, und ein schönes braunverbranntes
Gesicht hingen die glatten braunen Haare.
Wenn er einen ansah mit seinen bernstein-
hellen Augen, sollte es sein wie das Blitzen
von Schwerkstein.
Hille hatte sich nicht bis vor den Altar ge-
drängt. Da konnte sie die Gräfin sehen, die
andächtig zu ihren Gebeten den silbernen
Rosenzweig mit den roten Korallen durch ihre
schmalen Finger zittern ließ.
Mochte Gott ihr verzeihen, daß sie heute
in der Messe keine rechte Andacht zeigte. —
Sie mußte wieder und wieder diese sanfte und
stille Gräfin betrachten. Auch
staunte Hille über den gelblich-schwarzen
Damastrock, der halbverdeckt war von dem
roten Atlasmantel. Am schönsten aber dünkte
Hille der in Gerd's gefalteten Perlenkette, mit
dem das weiße, gefaltete Kopftuch ge-
schmückt war, das die üppigen blonden Fle-
chten halb frei ließ.
Neben Adelhild kniete ein weißhaariger
Mann, den sie nicht Verwesung denn Gottes-
dienst folgte. „Herzog Adolf von Holstein“
flüsterte eine dicke Bürgerin Hille zu. „Er
ist gekommen, um den jungen Grafen zur
Heirat zu bringen wegen seiner Lübecker
Fehde.“
Da fiel es Hille wieder schwer auf die
Seele, weswegen sie nach Oldenburg gekom-
men war. Nach der Messe wartete sie vor
der Kirche auf Adelhild. Sie sah, wie die
Gräfin Gaben an die Bettler und Krüppel
austeilte, wie sie einer Dienerin befahl, ein
neugeborenes Kind, daß jemand auf die
Kirchenschwelle gelegt hatte, mit ins Schloß
zu nehmen.
Dies alles machte Hille soviel Mut, daß
sie es wagte, sich der Gräfin zu Füllen zu
wenden. „Freundlich strich Adelhilds Hand
über Hilles Kraushaar. „Komm nur nach-
her zur Burg“, sagte sie, „che sie in ihrer
Kavasse mit den vier Schimmeln davor da-
vonfuhr.“
Hilles Knien zitterten, als der weißhaarige
Diener sie zu der Gräfin führte. Aber sie
sah nicht etwa auf einem Thron, wie Hille
sie sich vorgestellt hatte, und sie spielte auch
nicht mit goldenen Bällen, sondern sie sah
ganz einfach in ihrem weißen Kleid im Gar-
ten unter einem Ahorn, die ihr vor der son-
nerhitzigen Schatten spendete. Hille konnte ihr
alles erzählen, was ihr Herz bedrückte. Ad-
elhild unterbrach sie mit keinem Wort. Und
dann zog sie den kostbaren Ring vom Finger
und sagte: „Damit wird Isak vorrecht zu-
frieden sein. Später wird sich schon weiter
Rat finden.“
Solche Hilfe hatte Hille nicht begehrt, aber
sie war so sehr dankbar, daß der jungen
Gräfin, daß sie die Gabe annahm.
Als Hille fort war, schlug Adelhild die
Hände vor Gesicht und weinte. So fand Her-
zog Adolf sie. „Nun“, meinte er, „wenn du
jedem, der Gerd schädigt, die ihr vor der son-
nerhitzigen Schatten spendete, ein Schmuckstück
schenken willst, so wirst du bald arm sein.
Gerd läßt sich nicht davon abbringen, das
Blockhaus an der Jade weiter zu befestigen.“

Da er den Kaufleuten nicht mehr zu Lande
bekommen kann, überfällt er sie auf dem
Wasser, und das bringt ihm noch mehr ein.
Neun Busen und Ewer und zwei Holländer
Schiffe hat er schon genommen. Die Kriegs-
knechte laufen ihm zu aus allen Städten.
Gestern allein sind hundert aus Damzig ge-
kommen. Und mir läßt die Hanse keine Ruhe
mit ihren Klagen“, schloß Herzog Adolf grim-
mig. „Viel Unrecht tut dein Gemahl!“
Adolf wußte wohl, daß die Hanse auch
Kersten und den Schwedenkönig Karl Knut-
son um Hilfe gegen Gerd anrief. Aber Gerd
Knutson hatte im eigenen Lande gar zu
tun, und Kersten war mit Gerd heimlich im
Bunde.
Das war es, was Adolf am meisten be-
drückte.
Da hatte er die Neffen mit soviel Sorgfalt
zu rechtlichen Menschen erzogen. Aber jetzt
da sie ihr Scherlein dazu beisteuern sollten
die Geschicke dieser Welt zum Guten zu len-
ken, jetzt zeigten sie nichts als Habgier,
Machtgier, Egelgutt!
„Was ist der Kampf — was ist der Krieg?“
Birg sich dahinter anderes als Gewinnucht
und Gewalttat des einzelnen? Er nutzt die
Schwäche der Masse, er predigt ihnen von
Tapferkeit und Treue und Selbstaufopferung
Jen sie in seinen eitelsten Egoismus und
benutzt sie zu seinen egoistischen
Zielen.“
Adelhild schloß schauernd die Augen.
„Gehörte Gerd zu denen, die trieben, die
hemmungslos sich selbst liebten? Oder gehörte
er zu den Getriebenen, die blind waren für
das Leben hinter den Dingen?“
Nein, nein, nein, sie wußte, er war beides
nicht. Sie ließ sich ihre Liebe zu diesem
Mann nicht durch den kalten Verstand zer-
pflücken! Gerd — er diente Gott und Teufel
zugleich.
Herzog Adolf fuhr fort, ihr seine Gedanken
darzulegen. Gerd's Frevel gegen die Hanse
dankte ihn unangehörlich.
Adelhilds Lächeln war ein wenig bleich.
Sie hatte die Tränen abgewischt und sah den
Herzog fest an: „Nein, so ist es nicht. Die
Lübecker haben Gerd viel Schimpf angetan
und mit den Stralsundern hat er sich über-
worfen, weil sie ihren guten Bürgermeister
Gerd's Freund Otto Voge, mit Schimpf davongejagt
haben. Und der Kaiser selbst hat
Gerd doch aufgefodert, er solle dem Deut-
schen Orden beistehen gegen die Danziger
Thornor und Königsberger!“
„Ja, so steht es an den Lübecker Kirchen-
büchern zu lesen auf dem Pergament mit
Gerd's Siegel darunter“, bestätigte Adolf
Kopfschüttelnd ging er weiter in den Park
hinein.
Er hatte nicht gewußt, daß diese zart
empfindsame Adelhild Gerd liebte. Solange
ihre Zentschuldungen für seine Frevel-
taten fand, wußte er ihr gewiß nicht der
Schwier von den Augen reifen.
4. Heimkehr.
Adelhild stand am Fenster und blickte in
den Wintertag hinaus. Langsam hob sich die
dichte Nebel, und die Sonne drang durch die
Bäume standen voll ruhend. Eine Reihe
die schimmernden Fäden in den blassen
Strahlen der Sonne Die junge Frau seufzte.
„Ob Gerd heute kam? Sie war in dieser
Wintermonat bleich und schmal geworden
und wenn sie allein war, stand in ihrer
Augen eine tiefe Traurigkeit.“
Aus der Wiege hinten im Zimmer drang
ein kleines, wimmerndes Weinen Adelhild
beugte sich über das Kind, und ihr Gesicht
wurde noch kummervoller. Kleiner Sohn
Sein Vater hatte ihn noch nicht einmal be-
grüßt. Vielleicht mußte er sterben, bevor e-
im gesehen hatte, denn das Kind war klein
und schwach.
Damals, als es zur Welt kommen sollte
hatte sie Boten an Gerd nach Dänemark ge-
schickt. Stunde um Stunde hatte sie in ihre
Schmerzen gewartet, daß sie seinen schneller
festen Tritt hören würde. Wie hatte sie sich
danach gesehnt, daß er sie in seine Ar-
me nehme! Aber er kam nicht.
Als der kleine Sohn dann geboren war un-
de dem Vater wiederum Nachricht sendete
glaube sie gewiß, er würde zugleich zu ih-
ren reifen. Er mußte doch denselben Stolz um
dieselbe Freude über dies Kind empfinden
wie sie.
Sie lag da in ihrem scharlachroten Pracht
gewand hundert-geschlossenen Fensterrahmen
und die gelben Honigkerzen brannten daß e-
dummpig und schwül in dem ungelüfteten
Raum war. Noch viele Tage länger, als es de
Brauch war, blieb sie in der Wochenstube
aber Gerd kam nicht.
Stattdessen schickte er ihr kostbare Stoff
und Wein und diesen goldenen Gürtel dessen
Glieder zierlich mit kurzen Goldketten an
einandergeklopft waren und die seitdem
Tag für Tag trug. Er ließ sie bitten, daß e-
auf den Namen „Gerd“ taufen zu lassen un-
das Fest gebühlich mit allen Freunden zu
begehen.
Im selbst hielten Geschäfte fest. Geschäft
... Adelhild hatte sich mit seiner Fian-
der Nord- und Ostsee kreuzte, und daß e-
oft bei König Kersten zu taufen zu lassen un-
das Fest gebühlich mit allen Freunden zu
begehen.
(Fortsetzung folgt)

zwischen

Himmel und Hölle

Ein friesischer Heimatroman um Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirksena von Ostriesland

VON THORÄ THYSELIUS



G R A F G E R D

Fortsetzung.

Schwager Moritz, der seit kurzem gekehrt war und der zu seiner Würde Komherr von Bremen und Köln noch die Universitätsprofessoren hinzugekommen, ließ durchblicken, daß nicht nur dies in zur See Gerd so gut gefiel, sondern es ihm immer wieder zum dänischen König hinzu wegen einer Frau.

Moritz nannte damals auch den Namen: nur von Norkenheit. Aber Adelheid statt aller Antwort nur gelächelt. Adm war es noch kühler zwischen ihr Schwager Moritz geworden. Es gab nur g Menschen, an denen Adelheid nicht lebenswerte Eierschaft zu entdecken zerpfückt alles, was schön ist, dachte und das ist schlecht.

Adelheid erfuhr jetzt auch, wie wenig es eigener Wille gewesen war, sie zu setzen zu machen — und daß sich in Ostland jene Häuptlingstochter Theda Ukenam und Haß verzehret, weil Gerd ihre verschmäht hatte. — In dem Leben die- wianes schien die Liebe einen gar ge- n Raum einzunehmen.

Adelheid erfuhr jetzt auch, wie wenig es eigener Wille gewesen war, sie zu setzen zu machen — und daß sich in Ostland jene Häuptlingstochter Theda Ukenam und Haß verzehret, weil Gerd ihre verschmäht hatte. — In dem Leben die- wianes schien die Liebe einen gar ge- n Raum einzunehmen.

Adelheid erfuhr jetzt auch, wie wenig es eigener Wille gewesen war, sie zu setzen zu machen — und daß sich in Ostland jene Häuptlingstochter Theda Ukenam und Haß verzehret, weil Gerd ihre verschmäht hatte. — In dem Leben die- wianes schien die Liebe einen gar ge- n Raum einzunehmen.

Adelheid erfuhr jetzt auch, wie wenig es eigener Wille gewesen war, sie zu setzen zu machen — und daß sich in Ostland jene Häuptlingstochter Theda Ukenam und Haß verzehret, weil Gerd ihre verschmäht hatte. — In dem Leben die- wianes schien die Liebe einen gar ge- n Raum einzunehmen.

Adelheid erfuhr jetzt auch, wie wenig es eigener Wille gewesen war, sie zu setzen zu machen — und daß sich in Ostland jene Häuptlingstochter Theda Ukenam und Haß verzehret, weil Gerd ihre verschmäht hatte. — In dem Leben die- wianes schien die Liebe einen gar ge- n Raum einzunehmen.

Adelheid erfuhr jetzt auch, wie wenig es eigener Wille gewesen war, sie zu setzen zu machen — und daß sich in Ostland jene Häuptlingstochter Theda Ukenam und Haß verzehret, weil Gerd ihre verschmäht hatte. — In dem Leben die- wianes schien die Liebe einen gar ge- n Raum einzunehmen.

Adelheid erfuhr jetzt auch, wie wenig es eigener Wille gewesen war, sie zu setzen zu machen — und daß sich in Ostland jene Häuptlingstochter Theda Ukenam und Haß verzehret, weil Gerd ihre verschmäht hatte. — In dem Leben die- wianes schien die Liebe einen gar ge- n Raum einzunehmen.

Adelheid erfuhr jetzt auch, wie wenig es eigener Wille gewesen war, sie zu setzen zu machen — und daß sich in Ostland jene Häuptlingstochter Theda Ukenam und Haß verzehret, weil Gerd ihre verschmäht hatte. — In dem Leben die- wianes schien die Liebe einen gar ge- n Raum einzunehmen.

Gerd sprang aus dem Sattel und warf einen Knechte die Zügel zu. Katrin, die Magd mit den tiefen Grübchen in den Backen, stand in der Stalltür. Gerd kniff sie in den Arm, daß das Mädchen hell aufkreischte, und dann gab er ihr einen schallenden Kuß auf den Mund. „Zum Willkomm!“ rief er laut genug, daß Adelheid es hören konnte. Nach ihr hatte er immer noch heraufgehoben.

Nachher saßen sie bei der Mahlzeit, Gerd, Moritz und sie. Moritz hatte dem Bruder viel zu berichten von der Veichtaer Fehde. Wacker hatte er Gerd's Abwesenheit dazu benutzt, sich trotz seiner geistlichen und weltlichen Würden im Kriegshandwerk zu üben. Zwischen Veichta und Münster einersets und Oldenburg andererseits war es lebhaft hin- und hergegangen mit Brennen und Plündern und Viehforttreiben.

Moritz' schläfrige Augen wurden ordentlich lebendig, als er davon erzählte. Gerd sah ihn erstaunt an. Sollte etwa doch ein rechter Kerl in dem Bruder stecken?

Er versprach Moritz in seiner raschen Art, die Fehde gegen Veichta mit aller Macht zu Ende zu führen. Aber bald schon geruete ihn sein Versprechen. Es wäre doch wohl besser gewesen, er suchte endlich ein leidliches Auskommen mit den Nachbarn. Auch dem Seekrieg mit der Hanse wollte er nun entsagen, wie er mit Kersten übereingekommen war. Die letzten Fahrten hatten ihnen beiden nicht viel eingebracht.

Er war froh und aufgeräumt bei Tisch, und Adelheid hörte ihm zu mit einem kleinen glücklichen Lächeln. Sie wunderte sich, wie willfährig er allem zustimmte, was Moritz vorschlug. Das war sonst nicht seine Art. Nach der Mahlzeit, als Gerd schon im Begriff war, mit ihr die Treppe hinauf zu ihrem Zimmer zu gehen, wandelte er sich noch einmal an Moritz. Für die Hilfe, die ihr unserem Bruder Kersten geleistet habe, hat er mir seinen Anteil an Oldenburg und Delmenhorst überschrieben. Mir gehören nun also zwei Drittel der Erbschaft.

Moritz war bleich geworden. Er hatte die Fäuste hinter dem Bruder. Da hatten Kersten und Gerd also vollends ihn, den mittleren Bruder, außer Acht gelassen, als zählte er nicht. Moritz sah gefährlich und böse aus, wie er da mit ausgestreckten Beinen am Tisch saß.

Frägnad sah Adelheid ihren Mann an, als sie allein waren. So sehr sie sich Gerd's Fragen über den Machtwachs freute, verstand sie doch, wie sehr dies Moritz kränken mußte, und daß darin Gefahr für seine Zwietracht bestand. Aber Gerd gedachte über diese Angelegenheit, die er mit Kersten bestens geregelt hatte, keine Rechenschaft abzulegen, weder Moritz noch Adelheid. Jetzt sollte sie ihm endlich den kleinen Gerd zeigen. Er tat so, als sei es durchaus nicht seine Schuld, daß er nicht vordem Zeit dazu gefunden hätte.

Als er das jämmerliche kleine Wesen sah, schüttelte er traurig den Kopf. Sollten denn alle rechtmäßigen Erben Dietrichs sterben, ohne ihre Füße die Erde berührt hätten? Den kleinen Olaf in Kopenhagen hatten sie in einen silbernen Sarg gelegt, und auch der zweite Sohn, Knut, den Dorothea Kersten geboren hatte, schien kränzlich und schwach. Gerd dachte flüchtig an die Kinder, die er mit Dina hatte — an Dirk und an das kleine Mädchen, das Dina „Rixde“ genannt hatte nach seinem ersten Schiff. Diese Kinder waren munter und vergnügt gewesen, als er sie gestern beim Vorbereit begrüßte. Dina dünkete ihm nach jedem Kind schöner und stärker.

Verlegen wischte er sich über die Stirn, als er jetzt Adelheids wartenden Augen begegnete. Nun würde sie wohl nach Frauenart mit Tränen und Vorwürfen über ihn herfallen, daß er so lange fortgeblieben war. Aber statt dessen legte sie ihm die Arme um den Hals und sagte: „Gut, daß du jetzt bei mir bist!“

5. Der Deich. Mit hellem Schellengläut fuhr der Schillten am Strom entlang. Manchmal holperte er über die gefrorenen Erdklumpen, daß die kleinen Schief standen. Dann lachte die Gräfin hell und übermütig.

Leidmuth mußte sie immer wieder ansehen, wie sie dasaß, die dunkle Pelzkappe ein wenig schief auf den blonden Flechten und bis an den Hals verummelt in einen zottigen Bürenpelz, der an der Innenseite ausgeschlagen war mit roter Seide.

Er hatte sie zuletzt gesehen, kurz bevor sie ihr erstes Kind erwartete, den kleinen Gerd. Damals schien sie ihm zart und zerbrechlich und von jener leisen Schwermut, die empfindsame Seelen erfüllt, denen ein geliebter Mensch Schmerzen zufügt. Leidmuth hatte seitdem oft mit Sorgen daran gedacht, wie der ungestümte Gerd mit dieser Frau leben sollte. In wieviel Kriegshändeln würde er inzwischen wieder verwickelt sein!

Erstaunt hatte Leidmuth auf seiner Durchreise in Oldenburg gehört, daß das gräfliche Paar schon seit Wochen in Harrien an der Weser wohne. Beide? Auch die Gräfin?

Es lag so wenig in Gerd's Gewohnheiten, auf seine Streifzüge und Ausfähte seine Frau mitzunehmen. Früher pflegte er immer zu sagen, Frauen gäbe es überall.

„Nein, nein“, sagte der alte Johann, der schon zu Graf Dietrich's Zeiten auf der Burg gestanden hatte, „der Herr Graf nimmt die Burg für Tag zu Nacht immer zu, er mag sich mehr von ihr. Sie reiten zusammen auf die Jagd, und im vergangenen Sommer, bevor der kleine Alf geboren werden sollte, sind sie hier für zwei Wochen gewesen, wesserauf und wesseraufwärts. Die Gräfin hat frische rote Backen davon bekommen — und ein fröhliches Herz“, fügte der Alte treuherzig hinzu.

Das dünkete auch Leidmuth so, als er Adelheid in Harrien traf. Sie zeigte ihm stolz ihren zweiten Sohn, den kleinen Alf, der gesund und kräftig in der Wiege strampelte. Sein älterer Bruder, Gerd, hing der Mutter am Rock. Er war noch immer ein wenig schwach und kränklich, aber mit Gottes Hilfe würden sie ihn doch wohl behalten dürfen.

Adelheid ließ gleich den Schillten anspannen, denn Gerd würde sich so sehr freuen, den Freund wiederzusehen. Leidmuth hatte in diesen Jahren in Erfurt und Paris gelebt, und wenn er während seiner Ferien einmal nach Oldenburg kam, war Gerd auf See oder bei Kersten in Dänemark. Sie hatten sich nicht gesehen, seit sie zusammen die Klosterkirche besuchten.

Hier, wo die acht alten Krüppelweiden wie zu einem Thing zusammenstanden, hielt Adelheid und sie zusammen über die glitzenden Eisschollen, die der Strom am Fuß aufgeträumt hatte. Adelheid faßte den Priester bei der Hand, und jetzt ließen die glitzenden so beide über die glatte Eislische Mandmal rutschen sie aus, dann lechte Adelheid ausgelassen.

Hier, wo die acht alten Krüppelweiden wie zu einem Thing zusammenstanden, hielt Adelheid und sie zusammen über die glitzenden Eisschollen, die der Strom am Fuß aufgeträumt hatte. Adelheid faßte den Priester bei der Hand, und jetzt ließen die glitzenden so beide über die glatte Eislische Mandmal rutschen sie aus, dann lechte Adelheid ausgelassen.

Nun waren sie so dicht herangekommen, daß sie die Miene unterscheiden konnten. Gerd warf die hohe Felzmütze, die er wie dem sich in einem Sack die Aale wanden. Sein Gesicht war froh und voll Eifer, als er immer wieder in sie blickte.

Adelheid sumnte jetzt eine kleine Melodie, da drehte er sich überrascht herum. Mit ein paar Schritten war er bei ihnen. „Leidmuth!“ rief er, „solche Freude strahlte aus Gerd's Gesicht, daß ich mich nicht zu halten konnte.“ Sie hatten sich so viel zu erzählen. Adelheid mußte sich auf Gerd's kleinen Schen setzen und die wimmelnden Aale in dem silbernen Sack auf ihrem Schoß halten. Sie hob lächelnd ihr Gesicht zu den beiden Männern, die, ganz in ihr Wiedersehen verloren, hinter ihr gingen und sie über das Eis schoben.

Als Leidmuth in Gerd's kühnes klares Gesicht mit den scharfen Augen blickte, wußte er: Er ist noch der Freund von ehedem. Nein, die Jahre, die zwischen ihnen lagen, trennten sie nicht. Sie hatten keine Schau voreinander, von Dingen zu sprechen, die sie sonst sorglich vor den Augen der Welt verborgen hielten.

„Wißt du noch“, sagte Gerd, als sie zu dritt in dem kleinen engen Gefährt saßen und er Adelheid auf dem Schoß hielt, „wißt du noch, wie ich damals unter der alten Elcha im Klostergarten zu dir sagte, ich wollte ein Ritter werden? Jetzt bin ich Herr über dies Land und will es groß und stark machen. Das Schwert habe ich seitdem oft genug geführt.“ Jener leichtsinnige Glanz trat wieder in seine Augen. „Noch im vergangenen Herbst gegen die Heiden und gegen das Erstlitz Bremen, gegen die Ostfriesen.“ „Ja“, sagte er, nach einer Weile und gab Adelheid einen Kuß auf die rosige Wange, „diese hier hat es nicht leicht mit mir!“

Aber Adelheids strahlendes Gesicht strafte seine Worte Lügen. Sie hörte jetzt nicht mehr zu, was die Männer sich über die Zeitläufte der großen Welt zu erzählen hatten — sie sann darüber nach, seit wann Gerd und sie eigentlich so gut Freund miteinander waren.

War es seit dem Morgen, als Dina mit Dirk an der Hand und der kleinen Rixde auf dem Arm weinend auf die Burg gekommen war? Gerd war auf einem seiner Streifzüge gegen Ulrich von Norden gewesen. Als Adelheid das verzweifelte Gesicht der Frau gesehen hatte, war sie zu ihr in den Burghof hineingegangen.

Zuerst hatte Dina nichts sagen wollen, sie hatte nur geweint und die Kinder an sich gepreßt. Aber sie hatte Adelheid nicht viel zu erklären brauchen. Der kleine Dirk war Gerd's Ebenbild.

Sie hatte die drei mit sich in die Turnstube genommen, hatte den Kindern ein paar Nüsse und Äpfel geschenkt, und auf ihr guttes Zureden war Dina's Weinen verstummt. Ja, sie wären mit ihrer Käte dem Klosterhörig. Nun bestände der Pater darauf, daß sie heiraten sollte. Er hatte ihr auch gleich einen Mann bestimmt, Fulf Meinecke, den zweitgeborenen Sohn aus einer anderen Klosterkate. Der Pater sagte, seit Dina's Vater tot wäre, würde das Land nicht so bestellt, wie er es verlangen müßte. Darum sollte sie heiraten.

Dina hatte wieder geweint. Ob sie denn einen anderen Mann als Fulf Meinecke haben wollte? Die Kinder könnten hier bei ihr auf der Burg bleiben, hatte Adelheid gesagt.

Aber da war die Frau aufgegrungen wie eine wilde Käte, hatte die Kinder genommen und war davongerannt. Adelheid war noch am selben Tag nach dem Kloster hingeritten und hatte Dina's Käte freigekauft. Zu Gerd hatte sie mit keinem Wort davon gesprochen, aber seldom fühlte sie, wie seine Liebe zu ihr wuchs.

Als der kleine Alf geboren wurde, hatte Gerd all die schweren Stunden bei ihr gesehen und ihre Hand gehalten. Zwischen den Wehen hatte sie seine Not um sie gewahrt und hatte ihm zugehört: Es ist aus deinem und meinem Blut, die Kind, dem ich das Leben geben soll! Willig ließ sie die Schmerzen über sich hinbrausen, denn sie bargen ihr Glück.

Diesen zweiten Sohn hatte Gerd von Anfang an zärtlich geliebt. Er stand mit ihr an der Wiege und bestaunte die kleinen Hände und Füße und den winzig kleinen Mund, beachtete sein Gähnen und lachte nichts angestrichlich nach dem Atem des Kindes.

Ja, sie waren glücklich miteinander. Jeden Abend dankte Adelheid Gott für dieses Glück, und jeden Morgen bat sie ihn um die Kraft, die Liebe in Gerd's Herzen wach zu halten. Nein, sie nahm sie nicht wie etwas Selbstverständliches hin, sie wußte, daß sie Tag für Tag aufs neue darum kämpfen mußte.

„Hörst du denn nicht, Adelheid?“ Gerd hielt den Schillten an. „Seht her, ihr beiden!“ Er deutete über den Groden, auf den die Flut knisternd die Eisschollen schob. „Seht es euch recht an! Dies Land will ich gewinnen, nicht mit dem Schwert, mit dem Spaten es auch im kommenden Sommer Land für meine Bauern! Fette Weiden und gute Höfe!“ Gerd schmalzte mit der Zunge, daß das Pferd wieder anzog. „Ja, einen Deich will ich hier bauen, einen guten hohen Deich, der gegen alle Fluten schützt, daß meine Bauern ruhig ihr Vieh hier grasen lassen können und die Sturmflut nicht in jedem Herbst große Stücke kostbaren Landes davonschwemmt. — Ich habe es mit den Männern beim Aalfang besprochen.“ Adelheid fügte er lebhaft hinzu, als er immer wieder in sie blickte. „Die Leidmuth's wiggendem Elbe besegnete.“ Die Bauern müssen Hand- und Spanndienste leisten, und in diesem Sommer gibt es nichts auf den Deichbau. Keine Fehde gegen Ostfriesland, kein Einzug von Bremen oder Münster, keine Fahrt nach Dänemark! Nur der Kloster-Leidmuth's Augen konnten dennoch nicht den Zweifel daran verborgen, daß Gerd sich vollends so friedlicher Arbeit verschreiben würde.

6. Der Ruf. Den Männern rann der Schweiß von den nackten braunen Körpern. Sie hatten das Zeug ins Gras geworfen. Von Zeit zu Zeit gingen sie zum Fluß hinunter und tauchten bis über den Kopf ins Wasser. Lachend und prustend kamen sie dann wieder, spuckten in die Hände und gaben wieder auf neue nach den blinkenden Spaten.

Der Deich wuchs. Der Graf war von morgens bis abends bei ihnen. Sein Gesicht war von der Sonne so braun geerbt wie Leder, das weiße Seidenhemd klebte ihm am Körper, aber immer, wenn er einen der Männer ermüdet sah, nahm er selbst den Spaten in die Hand, und die klebrigen Schollen, die er auf den Erdwall warf, waren noch größer und schwerer als die von dem langen Jakob.

Wenn ein Wagen in der schweren Kleeerde steckenblieb, griff er in die Schwelien. Er brauchte keinen anzutreiben mit Schellen und Schimpfworten. Wenn sie des Grafen helle Augen über sich wußten, strengten sie alle mit gutem Willen ihre Kräfte an. Abends auf dem Heimweg sagte der eine oder andere wolle ihn die Plackerei nun satt. Aber wenn er am anderen Morgen Gerd's Pferd vorbei galoppieren hörte, nahm er doch wieder den Spaten aus der Ecke und ging zum Deich.

Gerade waren sie an einer schwierigen Stelle in ihrer Arbeit angelangt. Ein Priel schloß weit ins Land vor. Sollten sie den mit Steinen ausfüllen und den Deich darüber bauen, oder sollten sie den Deich in weitem Bogen um das Priel herumleiten? Der Graf wollte ihn zuwerfen lassen, aber der alte Jan-Olm und Hinrick Holländer rieten davon ab.

Da kam ein Reiter den Uferweg daher. Er war erblitzt und staubte nach dem Ritt in der drückenden Sonnenhitze.

(Fortsetzung folgt)

Zwischen Himmel und Hölle



Ein friesischer Heimatroman um Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirksewa von Ostriesland
VON THORÄ THYSELIUS

G
R
A
F
G
E
R
D

6. Fortsetzung.

Der Graf war ein wenig ungehalten über die Störung, aber er setzte sich doch mit dem Gast in den Schatten eines breiten Weidenbusches.

„Tanno Dören ist das, der Häuptling von Jever“, wüßten ein paar von den Männern, die schweigend wieder an ihre Arbeit gingen. Gerd rief ihnen zu, sie sollten es nur nach Jan-Obens Rat machen und den Priet umgehen.

„Was führt dich zu mir, Tanno? Du kommst doch nicht etwa aus Jever, um meinen Deich zu sehen?“

Tanno ließ den Blick schweifen über das Weiden, die rot waren von Saurempfer. Er holte die kleine Tonne hervor, in der Adelheid ihm Bier für sie beide mitgegeben hatte, und er legte auf ein Luftfließblatt, das er am Prietler pflückte. Brol, Butter und Kase.

„Du wilst mich wohl bei guter Laune halten, daß du so große Vorbereitungen triffst“, fragte Gerd lachend. „Nur sag, warum du mitten in der Heuernte von zu Hause wegrettest, ein so guter Bauer wie du bist?“

Er konnte Tanno gut leiden. Sie waren immer seit Freund mit einander gewesen und hatten sich getreulich gegen den gemeinsamen Feind Ulrich von Norden beigestanden, dem sie gern beide die Flügel beschneiden wollten.

„Bist Ulrich sich wieder nach Venedig auch das?“ Tanno schenkte bedrückt. Er war bemüht, in gutem Einvernehmen mit den Hausständen zu leben, die ihm des öfteren gegen Ulrich gekämpft hatten. Allen Kasperfahrten zur See hatte er abgesehen.

Aber die Rüstlinge wollten sich dies ehrliche und sehr gewinnbringende Geschäft — wie sie es nannten, nicht nach Tanno verderben lassen. Sie meuterten gegen ihn, und an der Spitze stand das Kirchspiel Döwens, das an der Jade gelegen war.

„Sie lehren sich nicht um meinen Befehl“, klagte Tanno, „sondern fahren lustig fort in ihrer gotteslästerlichen Kaperei. Drei Hamburger Holke und zwei Lübecker Busen haben sie in den vorigen Woche aufgebracht.“

„Das ist freilich schlimm für dich, da wirst du wieder Streit mit den Städtern bekommen“, sagte Gerd ruhig. Er tat, als merkte er nicht, worauf der andere hinaus wollte.

Tanno blickte den Freund offen an. „Gerd, du mußt mir helfen, die Döwenser wegen dieser Kapereien zu strafen.“ Da lachte der Graf, daß die Männer von Deichbau einst, staut zu ihnen ernst. „Ich? Ja, du weißt doch wohl gut, in welchem Ruf ich selbst stehe? Meinst du, mir stehe es an, da Buße zu predigen, wo ich selbst gesündigt habe?“

Aber Tanno blieb ernst. „Du hast dem Seekrieg jetzt abgesehen. Auch Kersten hält Frieden mit den Städtern. Wir müssen Ruhe behalten, sonst bricht Ulrich in unsere Pfähle wie der Wolf in die Herde. Hast du nicht gehört, Gerd, daß er sich jetzt Graf von Ostriesland nennen läßt? Kaiser Friedrich soll ihn und Theda in den Reichsgrafentand erheben haben!“

Gerd starrte den Freund verständnislos an. „In den Reichsgrafentand — sagst du?“

„Nun, kann dich das wundern? Vordem stritten doch sowohl Ocko tom Brook wie Foeko Ukena doch dieser Würde. Heute geht'st es eben deren Erbin Theda Ukena danach.“

Theda Ukena... Für einen Augenblick versank die sichtbare Welt vor Gerds Augen. Er sah sich wieder mit der jungen Theda auf dem friesischen Deich stehen, der sich in endloser Weite durch neues Land zog. In der Ferne glänzte das Meer, denn die Erde abgewonnen werden mußte.

Theda wohnte damals mit ihrer Mutter in Nesse, und Gerd war oft der immer willkommene Gast bei den Verwandten. Freilich, diese Verwandtschaft war wohl ein wenig weißlich heruleiten von jener Ingeburg von Oldenburg, die die Gemahlin des jetzigen Ocko tom Brook gewesen war, und Ocko war ein Vetter von Thedas Mutter Hebe von Dornum.

Aber lange vor Thedas Geburt pflegte ihre Familie keine Beziehungen zu dem Hauptlingsgeschlecht der tom Brooks; denn ihre Großmutter, die dunkeläugige Ocko tom Brook, war von ihrem eigenen Mann mit dem Eheschwert gerichtet worden, weil sie sich in den Armen des bäurischen Lütel von Dornum nach der Liebe Eckart von Ulsens, eines Hamburgers, sehnte. An Lütel und seinem Vater nahm dann Keno tom Brook, Ockos Bruder, Blutsache — so daß Hebe mit ihrer Schwester Elternlos aufwuchs.

Das Verhältnis zwischen den Verwandten hatte nicht besser werden können dadurch, daß Hebe in jungen Jahren sich dem stürmischen Uko Fockena vermählte, der mit seinem Vater, dem alten Focko Ukena, Todfeind des Hauses tom Brook geworden war.

Nun ruhten sie lange im Grabe: Focko Ukena war, uralt, von den anderen Hauptlingen um die Macht gebracht, nach der er sein Leben lang gejagt hatte. Seine Söhne Udo und Uko wurden erschlagen auf dem Schlachtfeld, und dem stolzen Ocko war in der jahrelangen Gefangenschaft in Ukenas düsterem Turm die Lebenskraft zerbrochen. Auch Foelke Kampna, Thedas Urgroßmutter, die man im Lande die Quade Foelke nannte, durfte nun ausruhen von den Qualen, die ein langes Leben ihr auferlegte.

Alle diese Menschen, die sich im Leben so heiß geliebt, so heiß gehaßt hatten, waren vereint im Blute Theda Ukenas. Vielleicht war darum ihr Wesen bald kühl und herb, bald jäh und leidenschaftlich! Theda hatte wenig Freunde unter ihren Altersgenossen. Ein paarmaliges Wesen stieß schlichtere Gemüter ab. Aber der junge Gerd zog sie auf eine geheimnisvolle Art an. Er war nie einem Menschen begegnet, der ihn besser verstand — der ihm selbst mehr gleich als diese ostfriesische Hingulstochter.

Als sie mit ihren leichten federnden Schritten neben ihm auf der Deichkappe hergegangen war und der Seewind um ihre schmalen friesischen Wangen strich, fühlte Gerd sich ihr verwandt wie keiner Menschenesele.

Manchmal blieb sie stehen und reichte ihre Arme der Weite entgegen. Dann stand in ihren glitzernden Augen eine unbeschreibliche Sehnsucht. Und einmal blickte sie ihn, den jungen Grafen, mit diesen ungründlichen Augen an. Da hatte er sie in seine Arme nehmen müssen.

Gesprochen hatten sie nicht viel miteinander. Später hatte Hebe die Tochter nie mehr allein gelassen mit dem jungen Herrn von Oldenburg.

„Und dann? Ach ja, Gerd hatte über seine Kriegstaten, über seine Abenteuer auf den Meeren diese Frau in Ostriesland vergessen. Hatte er sie vielleicht heiraten sollen, er, der Bruder des Königs, eine Hingulstochter?“

Er hatte ihn überrascht, kurze Zeit nach seiner eigenen Hochzeit mit Adelheid von Thedas Vermählung mit dem alten Ulrich Cirksewa zu hören. Nun ja, sie hatte Ehre! Und Ulrich war jetzt der erste ostfriesische Edeling.

Aber daß es Theda nach der Grafenkrone gelüstete? — Tanno legte dem Freund die Hand auf die Schulter. „Es ist dir Werk, das ist gewiß. Ulrich wäre durch seinen ruhigen Kaufmannsgeist vor dieser Maßlosigkeit bewahrt geblieben. Wenn es nur die Ehre und der Titel wären, so sollten sie meinen Segen dazu haben. Aber die Reichsgrafenschaft schließt Jever, Stadland, Butjadingen und die friesische Wehde ein. Ich meine, das sollte dich und mich auch angehen, Gerd!“

Der Graf war aufgesprungen, und seine Stirnadern schwellen gefährlich an. Er stieß das kleine Faß, das Adelheid sorglich bei dem Körper in Oldenburg hatte anfertigen lassen, mit dem Fuß ins Wasser. „Was sagst du da, Ulrich nennst sich Herr über dein und mein Land?“ Der Graf schrie so laut, daß die Leute in ihrer Arbeit innehielten und den Worten der Herren lauschten.

„Er will es fürbald einnehmen“, bestätigte Tanno. Gerd hatte die Fäuste geballt. „Theda Ukena! Der Jeveraner nickte. „Man sollte sie wie eine Hexe verbrennen — dieses Weib mit ihren glitzernden Augen!“

„Glitzernde Augen?“ — „Sie muß des Teufels sein“, fuhr Tanno fort. „Wie könnte sie sonst den ruhigen Cirksewa zu solchen Taten anstiften? Wir müssen ausbleiben, die zu strafen, ehe die Ostfriesen über uns kommen. Der Streit mit den Döwensern ist der rechte Anlaß!“

Gerd hatte sich wieder in den Schatten gesetzt. Er sah zum Deich hinüber, wo die Männer im Takt die schwere Erde aufwarfen. Er seufzte: „Diesmal wird es mir nicht leicht, Tanno! Ich hätte gern einmal ein Werk des Friedens vollbracht.“

Nachdem der Graf Hinrick-Holländer die Anweisungen zum Weiterbau des Deiches gegeben hatte, ritt er schweigend mit Tanno durch den Gorden.

Seltsam, daß gerade sie es sein mußte, diese Theda, die ihn von dieser Arbeit fortzog. Er erinnerte sich gut, daß damals in Ostfriesland zum ersten Male der Gedanke in ihm lebendig wurde, solche Landgewinnung, wie er sie hier bei Nesse sah, auch in seiner Heimat zu erproben.

7. Tord Bonde.

Still war es im Lager. Die schwedischen Soldaten schliefen, überwältigt von Müdigkeit, trotz der Kälte der Frühlingnacht auf dem noch frostharren Boden. So gut es gehen wollte, hatten sie sich zugedeckt mit Fellwerk, und sie krochen dicht an die warmen Leiber ihrer Pferde heran. Der brennliche Geruch von dem feuchten Holz des Lagererces erfüllte die Luft.

Tord Bonde kontrollierte selbst noch einmal die ausgestellten Wachen. Als das flackernde Feuer jetzt auf sein Gesicht fiel, sah man die scharfe Falte zwischen seinen Brauen. „Wie müde er aussieht“, dachte mitteilend der alte Wachtmeister Blomberg. „Er ist nicht älter als meine Knaben zu Haus, und unser König hat ihm schon die Würde und Macht eines Reichsmarschalls auf die Schulter gelegt!“

In tiefem Sinnen betrat Tord Bonde sein Zelt, das seine Soldaten mit Torf gegen die Kälte abgedichtet hatten, und auf dessen Boden ein weiche Schicht Stroh lag.

Leutnant Stenbock wartete auf den Reichsmarschall mit Nachrichten von seinem Vetter Karl Knutson. Auf dem südlichen Kriegsschauplatz stand es nicht gut um die Sache des Königs. Überall im Land erhoben sich die Großen des Reiches wider den Bonde. Sie wollten keinen König aus ihren eigenen Reihen. Sie alle — die Gyllenstiernas, die Natt och Dags, die Silversparres, die Mannervärd, die Rosenskolds, die Stigeröths — sie alle waren mit Jön, Bengtson Oxenstierna im Bunde, um Karl Knutson zu vertreiben.

„Nun ist Jön Benktsons Treubruch offenbar“, sagte Leutnant Stenbock zu Tord Bonde, der sich auf die ausgebreiteten Felle legte, hütete ein Schwert griffbereit neben sich. „Warum wollte König Karl nicht auf unsere Warnung vor diesem falschen Erbschleichern hören?“ fuhr Stenbock fort. „Hätte er Jön zu rechter Zeit —“ Schloß er ab, wurde, wäre uns dies erspart geblieben.“

Mit bleichem Gesicht als Tord beim flackernden Schein des Kienspanns das trotzig schreiende des Erbschleichers.

Jön Benktson Oxenstierna hatte an ein Sonntag nach dem Gottesdienst in Upsala seinen Bischofsstul von dem Hochaltar niedergelassen. Nicht eher wollte er ihn wieder aufsetzen, bis er Karl aus Schweden vertreiben hätte.

Und nun führte dieser Mann der Kirche also das Schwert gegen seinen König? Und lockte mit Verrat und List alle Ritter und Herren auf seine Seite.

„Warum wird Karl Knutson von allen geachtet?“ grüßte Stenbock. „Wohl er gut und herrlicher und stärker ist als sie, weil er nicht vor ihnen wincen und kriecht, und weil er nicht den Nacken vor ihnen beugt“, antwortete Tord Bonde. „Der schwache König das wäre nach ihrem Sinn, dann würden sie der Krone alles von ihrem Knie nehmen, um sich selbst damit zu spreizen.“

„Die Bauern?“ zwelfelte Stenbock weiter. „Sie haben doch vor neun Jahren, als der Rindenkönig starb, Karl selbst auf den Thron gehoben, endlich einen Schwedendänischen König. Warum nicht auch jetzt, wenn sie alle da mit Dreschflügeln und Heugabeln, um ihn aus dem Lande zu treiben. Warum hat er ihre Liebe nicht gewonnen?“

Doch Tord Bonde ließ sich nicht versuchen in seiner Treue gegen seinen Verwandten.

„Maans Stenbock, mach da es den Bauern recht — laß regnen, wenn sie es wollen, laß die Städte nehmen, wenn sie heutzutage wollen. Nein, Karl Knutson ist kein Bauernkönig — er ist ein Held — man muß ihn lieben“, schloß Tord leise. Sein Gesicht war im Schein des Lichts so schön, daß Maans Stenbock ihn unverwandt ansehen mußte.

„Ich will heute nacht bei dir wachen“, bat er. Aber der junge Reichsmarschall schickte ihn fort. „Du mußt schlafen, Maans, morgen gibt es heißen Kampf gegen Herrn Kerstens Dänen. Ruf nur Herrn Olaf, der wird sein Schwert nicht ziehen wollen gegen seine eigenen Landsleute, so treu er mir auch ergeben ist.“

Widerwillig führte der Leutnant den Befehl aus. Sie alle mochten den Dänen nicht. Aber Tord vertraute ihm. Er erfuhr von ihm manches über König Kersten und dessen streitbare Brüder, was für die Sache des Königs von Nutzen sein mochte.

Tord rechte seinen jungen Körper auf dem Lager. Es wäre gut, wieder einmal den Harnisch zur Nacht auszuziehen, aber jetzt war nicht die Zeit, daran zu denken. Morgen mußte er für seinen König die große Schlacht gegen die Dänen gewinnen — und dann wollte er zum Süden eilen, um Karl gegen die eigenen Landsleute beizustehen.

Leutnant Stenbock führte den Dänen herein. Er blieb am Zeltingang stehen und sah den jungen Reichsmarschall bittend an, aber Tords Augen befahlen ihm, zu gehen.

Herr Olaf steckte einen neuen Kienspan in den Ring, und ohne Notigung begann er, von seinem dänischen König und dessen Brüdern zu erzählen. Er erzählte von Graf Gerds Fehden gegen die Städter, aber er ließ kein Tüpfelchen des Rechts auf des Grafen Seite. Einen ehrlosen Räuber und Mörder schimpfte er ihn. Und der Domherr Moritz gar wäre ein gottesscheudlicher Hurenfreund! In Herrn Olafs Geschichtsstunde stiftete Kersten selbst die Brüder zu all ihren Missetaten an und übertraf sie gar noch in seinen Bosheiten, so unkonklig lieb er.

„Heute schied lustig da“, wehrte ihm Tord unwillig, halb im Schlaf.

Am anderen Morgen fand Leutnant Stenbock den jungen Reichsmarschall erschlagen. Die Leiche lag über dem Schilde gespannt. Die Soldaten, die in dieser Nacht die Wache vor Tord Bondes Zelt gehabt hatten, wollten nichts Verdächtiges gemerkt haben. Der Däno

wäre bis spät abends bei dem Reichsmarschall gewesen, wie in mancher Nacht vorher. Sie hatten wohl seine Stimme gehört. Als er herausgekommen wäre, habe er ihnen geboten, niemanden ins Zelt zu lassen, bevor der junge Herr erwache.

Maans Stenbock rannte in großen Schritten nach dem Zelt des Dänen. Es war leer.

Da warf er sich in den Sattel und jagte ohne Hast vom Westen des Reiches nach Schweden hinunter, wo Karl Knutson zweifelt gegen seine Feinde föhrt.

Er fand den König einsam auf einer Klippe an Meier. Sein Gesicht war grau vor Erschöpfung, und tiefe Falten gruben sich um den herben Mund.

„Wie ich sie alle verachte“, dachte der Einsame. „Lohnete sie sich dem Herr über ein Volk zu sein, das seinem eigenen König die Treue brach? Aber nein — Karl steich sich über die Stirn, um die düsteren Gedanken zu verschleudern. Wenn es sich nicht um die Menschen löunte, dann lohnte es sich um die Erde, um dies Land, dessen Frühling so süß und tausendfältig war, dessen Harten Winter mit seinen Bären- und Wolfjagden, dessen Sommer mit seinen heiteren Sommer ihm verlockender dünkte als alles auf der Welt.“

Er liebte Schweden, und darum wollte er Schwedens König sein. So Gott wollte, würde er seine Feinde zum Teufel jagen, diesen schneidlichen Erzbischof mit allen seinen Okensterns! Noch hätte er Freunde. „Tord Bonde!“ dachte er still.

„Tord Bonde liegt erschlagen!“ Tord Bonde edle Stirn über die Däne spaltete mit der Art Tord Bondes edle Stirn.

Maans Stenbock stand da mit weitem Gesicht und wiederholte immer diese Worte. Das Grauen halte ihn gepeitscht, hatte ihm Tag und Nacht getrieben, bis er vor seinem König stand.

„Tord Bonde ist tot. Um deinetwillen, König, nahm ihm der Mörder meuchlings das junge Leben. Er ist tot, den wir alle liebten.“

Da legte Karl Knutson den Kopf auf die Arme und weinte.

1. In Kopenhagen.

Kersten fand das Leben langweilig. Ja, ihm langweilte es, da so gerulst am der kömlichen Tafel zu sitzen, jeden Tag fette Pasteten und saftige Braten und Leckerbissen zu essen und nachher den schalen Geschmack mit Brantwein fortzuspülen.

Im langweilte Dorotheas Eifersucht, im lanewelten die vielen Kinder, von denen Dorothea den ganzen Tag sprach, sowohl von den beiden toten Söhnen Olaf und Knut, wie von Hans, Margarete und Friedrich.

Im langweilte die Jagden, auf denen viel gegessen und getrunken und wenig geschossen wurde.

Manchmal fuhr er auf den Stund hinaus mit einem seiner schönen Schiffe, deren Manöverungen mit Platzgoll ausgesetzt waren und deren Bug Künstler aus Mailand und Madrid geschmückt hatten. Er fuhr auch wohl nach Norwegen, aber die Herren aus Teufelheim wußten ebenfalls nichts anderes zu zählen als von galanten Abenteuern und von vergangenen Schlachten, und gegessen und getrunken wurde hier ebensoviel wie in Teufelheim.

Das Leben schien stillzustehen.

Aber eines Nachts, als Kersten sich unruhig auf dem Lager neben Dorothea hin und her warf, brach ihm der Page Erich Galle einen Brief von Jön Benktson Oxenstierna aus Upsala.

Karl Knutson wäre verlassen von all seinen Rittersn. In Strängnäs hätte sie seine Krieger überwältigt, ihr selbst verwundet, ihm sein Pferd unter dem Leib erschossen. Karl wäre nach Stockholm geflohen. Nun sollte Kersten kommen, um ihn vollends zu vernichten, damit er selbst Schwedens Krone empfangen könnte.

Schwedens Krone!

Das war es, worauf er gewartet hatte, sieben Jahre lang, Schwedens Krone.

Aber was schrieb Jön Benktson? Er, Kersten, hätte das Seine dazu beigetragen, Karls Macht zu brechen, da er den jungen Reichsmarschall Tord Bonde aus dem Weg räumte?

„Ich bin ein Mörder!“ schrie Kersten, daß Dorothea endlich hell wach wurde. „Ich hätte den Kerl gedungen, der dem ersten Bonde mit der Art den Schädel spaltete?“

Plötzlich packte Kersten ein Kikel vor der Verwornheit dieser Welt, und Schwedens Krone schien ihm weniger verlockend als vordem.

Der König hätte gerade seine dänischen Herren zur Beratung befohlen, als Moritz in Kopenhagen ankam. Erstaunt musterte Kersten den Bruder und wußte anfangs gar nicht, was ihn so fremd anmutete, bis er dann bemerkte, daß Moritz statt des Priesterrockes den blanken Harnisch trug.

„Noch ein streitbarer Prälat — genau wie der Erzbischof Oxenstierna!“ dachte Kersten. Moritz schien ernst. „Hat deine Sabbe nicht Zeit, bis ich von Schweden zurück bin?“ fragte der König.

(Fortsetzung folgt)

Zwischen

Himmel und Hölle



Ein irrischer Heimatroman von Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirkens von Ostriesland

VON THORA THYSELIUS



G
R
A
F
G
E
R
D

7. Fortsetzung.

„Nein, keinen Augenblick hat es Zeit! Zu viele Jahre meines Lebens habe ich schon verloren. Ich ziehe den Priesterrock für immer aus. Ich verlange mein Anteil an meinem väterlichen Erbe. Ich will ein Weib haben und Kinder wie ihr! Ja, genau wie du und Gerd! Oder bin ich etwa nicht ein Mann aus Fleisch und Blut? Meint ihr, ich hätte Eis in den Adern?“

Stumm hatte Kersten diesen Ausruch zugehört. Auf seinen Wink hatten die Herren die Brüder allein gelassen.

„Ein Weib? Dein Erbe? Den Priesterrock ausziehen?“ Kersten war erschüttert. Da hatte er nun all diese Jahre diesen Bruder gehabt und hatte ihn nicht gekannt. Moritz war düster und unfroh, und Kersten war ihm genau wie alle anderen, gerne aus dem Wege gerufen.

„Nein, nicht ein einziges Mal hatte er es der Mühe wert gefunden, zu fragen, ob Moritz mit der ihm zufallenden Aufgabe im Leben zufrieden war. Er hatte es richtig gefunden, daß einer der Brüder dem Himmel etwas näher stand als die anderen beiden. Ihm war es lieb gewesen, daß Gerd allein Herr über das väterliche Erbe sein sollte.“

„Gerd! Ja, was sagt Gerd dazu?“

Achszuckend schweig Moritz. Nach am Abend dieses bewegten Tages trafen Herzog Adolf und Gerd ein.

Gerd hatte kaum von Moritz' Absicht, zu heiraten und die Hälfte der Grafschaft zu übernehmen, gehört, als er sich in den Sattel geworfen hatte, um nach Holstein zu reiten. Der greise Herzog machte ein bedenkliches Gesicht. Von kirchlichen Herren, die sich ein Weib oder nach mehreren nahmen und allerlei Kinder zeugten, hatte er in seinem Leben viel erfahren. Der tolle Nikolaus von Delmenhorst konnte Moritz darin ja wohl als Vorbild dienen. Moritz wollte auch, daß kein niemanden von der Bessensheit haben konnte, den es nach Liebe oder Macht gelüste. Und Moritz schied nun beides haben zu wollen.

Schwedeng saßen die vier Männer zusammen, und jeder von ihnen dachte an jenen Tag im September — seitdem waren schließhalb Jahre verfliegen — als Kersten zum König von Dänemark erwählt worden war und der Oheim Adolf mit ihnen ihre Zukunft beriet.

„Warum, zum Teufel, willst du es nicht bei unserer Abmachung lassen, daß du Geistlicher bleibst und ich die Grafschaft bekomme?“ fragte Gerd. Moritz schweig. „Du bist doch nun auch Universitätslektor. Ich kann dir bestimmt eine Bischofsmitzle oder gar mehr besorgen“, versuchte ihn auch Kersten zu beruhigen. „Hast du vergessen, daß unser Vater dich hat, für sein Seelenheil zu befehlen? Wägst du es, ein Gott wohlgefalliges Leben aufzugeben, um deinen weltlichen Begierden zu leben? Wolltest du nicht Gott dienen, um die ewige Seligkeit zu erlangen?“

Da lachte Moritz. Er lachte, daß er sich auf die Schenkel schlug und man ihn weder von seiner geistlichen Würde noch von der Bildung der hohen Schulen, die er besucht hatte, etwas anmerkte.

„Haha, die ewige Seligkeit! Deswegen, meint ihr, soll ich auf alle Seligkeiten verzichten, die diese Erde zu verschicken hat? Wenn ihr an das Jenseits glaubt, das niemand gesehen hat und von niemand je zurückkam, so könnt ihr ja den schwarzen Teufel tragen — in Würden und Ehren, wie ihr es von mir erwartet. Ich für mein Teil habe es lieber mit den Gütern dieser Erde. Und da, meine ich, ein Weib und ein Schwert und Land und Leute, die mein sind, gehören zu den guten Sachen.“

„Ein Schwert habe ich, das Weib werde ich mir und mein väterliches Erbe werde ich mir nicht vorenthalten.“

Ein Drittel der Erbschaft, gestand ihm Herzog Adolf zögernd zu.

„Nicht ein Drittel! Die Hälfte verlange ich. Ein Anteil gebührt mir die Wohlgefallen“, unterbrach ihn Kersten. „Gerd geht mit Recht zwei Drittel des Landes. Das dritte überschrieb ich ihm als Lohn.“

„Als Lohn? Wofür? Für seine Seelenberuhigung?“ Moritz lachte gelblich. Die anderen drei starrten ihn an. War er denn vom Teufel besessen? Er dennerte die Faust auf den Tisch. „Lange genug hat ihr mich geduldet. Jetzt verlange ich meinen Anteil an dem Land, die Hälfte der Grafschaft und mir die Wahl.“

„Aber“, wandte Gerd ein, „in Steindalen ist es der Brauch, daß der jüngste Sohn den

erbt. Ich verlange dasselbe Recht, das jedem Bauern in meinem Lande zusteht.“

„Wenn ihr mir mein Recht verweigert, soll das Land unseres Vaters ein einziges Feuermeer werden!“ Moritz sagte das kalt und böse, daß die anderen drei erschauerten.

„Wenn ihr mich nicht, das ich diese Worte keine Brücken waren. „Ich fände es ratsamer, wenn wir Verwandten uns einig wären gegen die Feinde vor unserer Tür, statt unser eigenes Haus zu zerstören durch Unfrieden. — Kersten, wenn laufen deine Schiffe aus gegen Stockholm?“

„Noch in dieser Nacht.“

„So gib Moritz den Befehl über deine Flotte. Dann kann er zeigen, ob er zum Kriegs- und Weltmann taugt“, schlichete der Weise von Holstein den Streit der Brüder.

2. Die Kanonenkugel.

Der Himmel war bleiern von düsteren Wolken, und schwere Seen stülten unter den königlichen Schiffen. Das hatte die Schiffsmannschaft wieder nüderten gemacht. Mit verärgerten Gesichtern hielten sie die Segel ein und die Holmgard, der Steuermann, band sich mit einem Strick um den Leib am Steuer fest.

Kopfschüttelnd sah er, wie der Ritter sich mit dem Rücken gegen die salzigen Sturzwelle stemmte und dazu ein wildes Lachen lachte.

Moritz war nicht nüchtern geworden, er war auch nicht trunken gewesen von dem scharfen Branntwein, er war bezaubert von dem Sieg — von seinem Sieg. Er war bezaubert von dem Leben!

Stadt und Schloß Stockholm hatte er für Kersten im Sturm genommen. Alle Glocken in ganz Schweden läuteten. Sie riefen den dänischen König ins Land, und Karl Knutson war geflohen.

In der Festnacht, als die schönen Darlekalinerinnen auf den Knien der Dänen und Deutschen saßen, als die Bürger mit den Siegern ihre Befreiung feierten, in der Nacht, als die Fischer nicht leer wurden, — war Karl Knutson geflohen. Nach Danzig oder nach Polen, ließ es.

Aber all sein Geld und seine Kleindien, alle Schätze der Krone hatte er in Schwedens Erde verborgen. Nein, er hatte sie nicht mitgenommen auf die Flucht, um irgendwo auf der Welt sorglos damit zu leben. Er vergrub sie tief und gut. Nicht ein Stück war den beutlustigen Dänen in die Hände gefallen.

Karl Knutson gab das Spiel noch nicht verloren. Er wolt warten, bis seine Zeit kam. Einmal würde Schweden ihn wieder rufen. Aber Moritz glaubte nicht daran. Er glaubte nur an die sichtbare Erhöhung seines Hauses: Drei Kronen an seine Brüder Haupt! Und er hatte seinen Teil dazu beigetragen, um diese dritte Krone zu erwerben. Man konnte ihm den Lohn dafür nicht vorenthalten.

„Ho, Steuermann!“ Er trat in das Ruderschafts- und Nils Holmgard hörte auf, sein Lied gegen den Sturm anzuhören. „Was dünkt dich das Beste vom Leben?“ — „Das Meer, Herr!“ Und was noch? — „Ein Schwert und ein Weib, Herr!“

Moritz nickte. Tief stmete seine breite Brust den scharfen Geruch des Meeres. Jetzt hatte er teil am Leben. Gut Schiffen unter den Füßen, ein Schwert in der Faust, und dahinter wartete eine Frau. Eine schöne und edle Frau! Catharina von Hoyal!

Sie war der erste Mensch auf dieser Erde, von dem Moritz sich geliebt glaubte. Als seine Mutter starb, war er zu jung gewesen, um je etwas von ihrer Mutterliebe empfunden zu haben. An sein Vater starb, war er elf Jahre, und in seinem trutzigen Knabenherzen hatte er stets gedauert, daß Dietrich von Oldenburg wohl Kersten und Gerd liebe, nicht aber ihn.

Den Brüdern wich er aus. Sie verachteten und verhöhnten ihn und spotteten ärger noch über ihn als die anderen Altersgenossen, unter denen er keinen einzigen Freund hatte. Keinen einzigen Freund!

Er sah, wie Herzog Adolf und Mähme Margarete seine Geschwister liebten, aber ihre Liebe etwa auch ihn einschloß, vermochte er nie zu glauben. Weder die Knappen von Beenscharfart noch die Lehrer von der Schule hatten ihm ihr Herz geöffnet.

Wie einen Makel hatte er diese Liebesarmut durch seine Jugend getragen. Später hatte er nicht gewagt, der Frauen Gunst zu beachten. Voll Scham über seine eigene Peinlichkeit und Häßlichkeit hatte er sich verborgen in seinem Priesteramt.

Er hatte der Welt sein von Haß verzerrtes Gesicht gezeigt. Aber in seinem Herzen hatte er geschrien nach dem Leben auf dieser Erde. Er hatte geschungert nach Liebe. Keinen einzigen Menschen auf dieser Welt hatte er geküßt, der ihr Leben, er zu lieben durfte.

Da war ihm im vergangenen Herbst bei ihrem Verwandten, dem Dompstater Erbis von Köln, das Fräulein Catharina von Hoyal begegnet. Sie dünkte ihm schöner und fetter als alle andern Frauen, die er je gesehen hatte. Und Fräulein Catharina hatte ihn weder schnippisch behandelt noch hatte sie ihm lieblich gesehnt. Mit ihrem ernsthaften Gesicht hatte sie seinen Gesichtchen aus Paradies gelächelt und hatte ihn gebeten, ihr doch mehr zu erzählen von der großen Welt.

An einem Abend trug er ihr den „Dulcituus“ von Roswitha von Gandersheim vor, und bei seinem nächsten Besuch schenkte er ihr ein kostbares Buch von Wolfram von Eschenbach, das mit zierlich gemalten Bildern ausgestattet war.

In dieser Welt der Kunst fanden sich Moritz und Catharina. Das Gesicht des Fräuleins leuchtete vor Glück, wenn Moritz ihr die dramatischen Szenen aus dem „Bellid“ vorlas — und über allem merkte sie nicht, wie der Priester eine große Leidenschaft zu ihr erfaßt hatte.

Sie war schüchtern und verwirrt. So jung wie sie war, hatte sie wohl gekußt, durch seinen Priesterrock sei er gefest gegen alle weltliche Liebe.

Aber Moritz hatte sie geküßt und ihr geschworen, von Stund an wolle er den blauen Harnisch tragen und nicht eher ruhen, bis er Land und Burg gewonnen habe, um mit ihr in Ehren leben zu können.

Catharina versprach ihm, sie wolle auf ihn warten bis an den jüngsten Tag. Er hatte es nicht Gottes Willen, daß sie als Mann und Frau miteinander lebten, so wolle sie in ein Kloster gehen und eine Nonne werden.

Catharina Die Liebe, die all die Jahre hoch gelodert hatte, brannte in Moritz' Herzen, all die Liebe, die er für den Vater, die Brüder, den Onkel, die Klosterschüler empfinden hatte, und die sie nicht hatten haben wollen, sie ließ nun diesem einzigen Menschen zu, der ihr nicht abstoßend und ungeschickt fand, der ihm erlösen wollte aus seiner verzweiferten Einsamkeit.

Diese Frau mußte gewinnen, und wenn er sich die ganze Welt darum zum Felde machte.

An alles dies dachte Moritz, während er auf die weiße See hinausblickte, deren weisse Wellenköpfe sich überschlugen. Immer lauter wurde das Toben des Sturmes, kaum konnte er Nils Holmgards Stimme verstehen, der fragte, ob er den feindlichen Holke ausfinden sollte, die da von ihrem Kurs auf die Nordsee nahmen.

„Nein“, brüllte Moritz zurück, „halt auf sie zu!“ Diese Holke schickte ihm der Himmel. Jetzt konnte er den Brüdern zeigen, daß er nicht nur Städte einnehmen und Könige von ihrem Thron verstreuen konnte. „Gerd“, sagte er sich, „wie sie selbst auf den Seebrück verstand. — Und was für Augen würde Catharina machen, wenn er die kostbaren Stoffe aus Seide und Brokat, die er erworben würde, vor ihr ausbreitete — und Gold und Edelsteine dazu als Brautgabe.“

Der Steuermann schüttelte den Kopf, und die Schiffsknechte murrt. Plötzlich erinerte er sich alle daran, daß die Herr ein davongelaufener Priester war, überdies ein Mann der Gelehrsamkeit, und sie waren durchaus nicht mehr willig, ihm in diesen Kampf zu folgen. Er war an Gottesfurcht, bei diesem Sturm weiter an die feindlichen Holke heranzufahren. Aber Moritz beharrte auf seinem Willen.

Entschlossen machte die Männer, als plötzlich beide Holke sich ihnen zudrehten und sie in die Mündungsrohre von je sechs großen Kanonen blickten. Alle waren sie feuerbereit und auf ihre Kasse gerichtet.

Moritz Augen glänzten wie im Fieber. Er hatte sein Schwert aus der Scheide gezogen, als wollte er sich mit der bloßen Waffe auf sie zu stürzen.

Da krachte ein Donner, der das Toben der See überbörte, und dem Universitätslektor fiel sein Schwert aus der Hand. Er lag da mit schwerem Gesä, Kopf auf dem Rücken, niedertauchenden Planken seines Schiffes; die nächste Woge würde ihn über Bord spülen.

Da sprang Nils Holmgard hinzu und schleifte ihn ins Ruderschafts. Er goß ihm Wasser über den Kopf, er blötte ihm Branntwein zwischen die blutleeren Lippen, aber nichts brachte den Herrn wieder zum Leben. Eine Kanonenkugel hatte ihn im Abprallen mitten vor den Kopf getroffen.

Einige der rohen Gesellen fanden das ergötliche und lachten über dies unruhmliche Ende des gelehrten Mannes. Andere erkannten darin die Strafe Gottes, gegen den sein Diener gelästet hatte.

Nils Holmgard allein kniete neben Moritz. — Er hatte sein Gesicht gesehen, als Moritz über das Meer blickte und an Catharina von Hoyal dachte. — Jetzt zog Nils ihm den schwarzen Harnisch aus, klopfte ihm unter die Füße und rief ihm die Stirn.

Mit genauer Not entkam die dänische Kogge dem Feuer, das die Holke aus allen Kanonenrohren auf sie richtete, da auf.

Nils Holmgard ließ Kurs nehmen auf Bornholm. Dort wollte er einen Art, der etwas von der Kunst verstand, dem Tod seine Beute abzutragen.

3. Hark und Tjark.

Gerd gab seinem Rosse die Sporen, daß es immer wieder dem rubigen Traber des Bruders davonjagte. Ihn hetzte die Unruhe, nach Hause zu kommen. Aber er sah wohl, daß Moritz sich mit der Schwäche zu kämpfen hatte, die ihm trotz der Kunst des Bornholmer Arztes nach jenem Kanonenschuß verblieben war. Gerd hatte Kersten und Oheim Adolf versprochen, daß er in Eintracht mit Moritz leben und die Herrschaft der Grafschaft erlich mit ihm teilen wolle. Da durfte er dies gemeinsame Leben wohl nicht damit

beginnen, daß er dem anderen einfach davonritt.

Noch während sie in Kopenhagen die Eröberung Stockholms und die Erhöhung Kerstens zum schwedischen König gefeiert hatten, schickte der Drost Rembert Bremer Boten aus Oldenburg, die von einem großen Sieg über die Ostfriesen berichteten.

Gerd befahl jetzt die Knappen Diark Schleppegrell und Heineke von Mandelsloh an seine Seite. Wie war es zuzugehen? Hatten die Friesen geschrien: „Graf Gerd ist dabei!“ und dann waren sie Hals über Kopf davongelauten, alles im Stiche lassend, was sie sich zusammengeraubt hatten?

Diark Schleppegrell nickte, ja, so war es gewesen bei Mänsingen und Fikensolt. Und damit, meinte der Knappe, wäre nun alles über diese Sache gesagt.

Um so bereitwilliger ging Heineke von Mandelsloh auf die Fragen des Grafen ein. Heineke hatte einmal eine Braut gehabt in Ostfriesland, Sybelle, aus dem großen Geschlecht der Kankenns. Er hatte dieses Mädchen sehr geliebt, mit ihren blauen Augen und ihrem schwarzen Haar über der weißen Stirn hatte sie ihm ganz von Sinnen gebracht, zumal sie ihm während ihrer Verlobungszeit nicht einen Klauz zusammen gesessen, vom Leib pflegte sie zu sagen. Und als er sich endlich am Ziele seiner Wünsche glaubte, schickte sie ihm am Vorabend der Hochzeit den Ring zurück. Sie habe es sich anders überlegt, sie wolle sich ihrer Freiheit nicht begeben.

Seitdem verfolgte Heineke von Mandelsloh alles, was aus Ostfriesland kam, mit seinem Grimm. Wo immer es einen Strauß mit „Hark und Tjark“, wie Heineke die Ostfriesen zu nennen pflegte, zu bestehen gab, mußte er dabei sein.

Während des Abwesens seiner Grafen war er bei Alke auf Inhausen gewesen, der zusammen mit seinem Schwager Lübbe Onken aus Kerpens seit ihrer Gefangennahme im vergangenen Jahr bei Wittmund auf Rasche an Ulrich von Norden sann.

„Ihr kennt Alke, Herr Gerd? Ihr kennt ihn als einen rubigen Mann, der nichts will, als in Friesland auf seiner Burg leben, die er diesem Schleicher Her Tansen, dem Mann seiner Halbchwester Thiedt, abgewonnen hat.“ Gerd nickte. Er hatte oft mit Alke bei Tansen Dürre zusammen gesessen, vom Alke seine Hilfe bei der schwierigen Legitimierung seiner unehelichen Geburt mit reddlicher Treue lohnte. Gerd wollte keinen zuverlässigeren und rubigeren Mann als Alke, der durch nichts aus der Ruhe zu bringen war.

„Aber ihr hättet ihn sehen müssen“, sagte da Heineke von Mandelsloh, „wie er den Morgenstern über seinem Kopf schwingen und lärnte und schrie, als er Sibo von Essens bei Nenndorf die Beute ablagte.“

„Er zu mir, ihr Wangerländer, ihr Jeverländer, Rüstringer“, schrie er, „her zu mir und nehmt dieses Rübchen ab, was unser Ist.“

Die Friesen trieben viele gute Kühe und Kälber, Ochsen, Pferde, Schweine und Ackergerät fort. Sibo stand da auf einem Wasen, der hochbedeckt war mit Schränken und Truben, die mit schwarzen Altartüchern verhangen waren.

Darunter verbrigt er unsere goldenen Abendmahlskelche, unsere silbernen Meßbecher, hatten die Wangerländer gesessen und wollten Sibo vom Wasen bringen. Alke trieb sie an mit immer neuen Rufen, und er selbst schleuderte sowohl mit der Linken wie mit der Rechten die Spielze in die Reihen der Friesen.

Viele wurden lagen tat, und so viele Gefangene trieben wir fort, daß sie in Jever nicht Platz fanden — wir mußten sie über das ganze Land verteilen“, schloß Heineke seinen Bericht.

Gerd Augen funkeltten vor Vergnügen. „Daß die Friesen der Bammel schlag“, schrie er laut. „Erzähl weiter, wie ging es mit Sibo?“

„Nun, Sibo ertrug die Schmach der Niederlage nicht und tauchte den Jeverfriesern bald darauf 3000 Stück Vieh und nahm 300 Mann gefangen“, fiel Diark Schleppegrell ein.

Aber davon wollte Gerd nichts hören, die Siegestaten der Feinde pflegte er aus seinem Gedächtnis zu streichen.

„Nein, erzähl du, Heineke, wie es Sibo bekam, als er ins Ammerland einfiel!“

Bereitwillig fing Heineke an. „Ulrich hatte in Norden gehirt, daß ihr und Graf Moritz außer Landes geritten waret. Da fand er es an der Zeit, sich an Euch zu rächen für die Hilfe, die ihr alzeit Tanno Dürren von Jever geleistet habt.“

Gerd Lippen wurden schmal, er wollte, daß es Theda war, die Ulrichs Zorn gegen Oldenburg stachelte.

Ulrich schickte seinen Schwager Sibo mit 500 Mann ins Ammerland, und da trieben die Ostfriesen es schlimmer denn je mit Bauern und Plündern und Brennen. Bis nach Oldenburg hinauf sind sie gekommen. Aus Westerstedde, Linswege, Hülsredde Manste und Lindern schleppten sie den Bauern Kettscheunen, Weiden und Koppel leer, arzte, auch die Miede auf die sich mit dem schwachen Joch der Melkmeier nicht schnell genug verstacken konnten.

(Fortsetzung folgt)

Zwischen Himmel und Erde



8. Fortsetzung.

Und so viele Gefangene machten sie, daß das Ammerland im nächsten Jahr wohl wenig Kinfäden hätte feiern können. Wenn ja, wenn es Hark und Tjark nicht so gezangen wäre wie dem Wolf, der sich so dick gefressen hatte, daß er nicht wieder zum Kellerloch hinaus konnte.

Die Ammerländer waren wie betäubt von diesem Sieg der Ostfriesen. Sie weinten und lagen auf den Knien und baten Gott um Hilfe — wie eine Heide Schafe ohne Hirten“, fügte Heineke ein.

„Alles schien verloren. Da rief ich eine kleine Schar streitbarer Männer zusammen, denen es zum Glück einfiel, daß Gott nur dem hilft, der sich selbst zu helfen weiß. Wir fielen über Sibos Leibe her, als die ihres Sieges toll und voll waren und erschlugen auf der Stelle 200 Mann — und wir selbst waren nicht mehr als fünfzehn! Ihr riefen: Der Herr mit uns! Und da meinten „Hark und Tjark“, ihr, Graf Gerd wäre bei uns, und sie liefen, als säße ihnen der Teufel im Nacken.“

Gerd lachte so laut, daß die Pferde scheuten. Aber Graf Moritz machte ein mürrisches Gesicht.

„Weiter, Heineke, erzähle zu Ende“, drängte Gerd.

„Nun, durch das Beispiel von uns wenigen gewannen alle neuen Mut. Sie nahmen den Friesen das geraubte Gut wieder ab und trieben sie in die Flucht oder nahmen sie gefangen. Alle ihre Waffen und Gerät warfen die Ostfriesen von sich. Wagen voller Spielfe und Speere brachten die Bauern nach Spie.“

Heineke lachte bei der Erinnerung. „Dann können sie nun die niedrigeren Zäune neu aufstellen!“

Als Gerd in Oldenburg ankam, veranlaßte er den neuen Dekan von St. Lamberti, Nikolaus von Delmenhorst, den tolleren Bischof Nikolaus' natürlichen Sohn, im ganzen Land die Glocken läuten zu lassen und von der Kanzel zu predigen, daß der Herr den tapferen Oldenburgern gegen die Ostfriesen geholfen hätte wie Gideon gegen die Midianiter.

Gerd sparte nicht mit Anerkennung dieser weiteren Leistung. Zu jedem einzelnen der fünfzehn Tapferen ritt er, um ihnen zu danken, daß sie Oldenburg bewahrt hatten vor der Verheerung durch die Ostfriesen.

In seinem Herzen aber grämte er sich, daß diese Heldentat ohne ihn vollbracht worden war.

Adelheid hörte, wie er sich nachts neben ihr hin und her warf und stöhnte. Dann zündete sie die Kerze an und weckte ihn. Sie legte ihm die kühle Hand auf seine heiße Stirn. Und so nahe war sie ihm, daß er ihr auch von dieser Not seines Herzens sprechen konnte, obgleich er wußte, daß es weder edel noch gut war, daß er seinen Männern die Ehre und den Ruhm mißgönne.

Da betete Adelheid seinen Kopf mit dem verworrenen braunen Haar auf ihrer Brust und fand in ihrem Herzen einen Trost für den Mann: „Du warst doch dabei, Gerd! Dein Name war es, der sie alle in die Flucht trieb. Du brauchtest nicht einmal leibhaftig gegenwärtig zu sein. Der bloße Gedanke an dich schlug ihnen die Waffe aus der Hand. Ist das nicht viel mehr, als hättest du hundert von ihnen erschlagen?“

Da preßte Gerd den Mund auf ihre Lippen. Sie war eine wunderbare Frau.

Dennoch ließ ihn der Gedanke nicht los, daß er in diesem Winter noch selbst gegen Ulrich von Norden ziehen müsse.

Kummervoll blickte Adelheid über das Land, über das der Herbstwind die bunten Blätter tanzen ließ. Sie dachte an die Mütter und Frauen, die klagend zu ihr kommen würden, weil der Sohn, der Mann erschlagen lag in dem Kampf, den Gerd führen wollte. Vorboten und Unterzangen würde diese Kriegslust über die armen Untertanen bringen. Ihr Herz krampfte sich bei diesem Gedanken zusammen. Sie liebte diese schwerfüßigen Bauern auf der Marsch, so gut wie die wendigeren Geestleute und die fleißigen Bürger in den kleinen Städten. Sie wollte, daß ihr Wohlstand durch ihrer Hände Arbeit gedeihe, und es tat ihr Herz weh zu sehen, wie Gerd's Kriegslust all die Mühsal vieler Jahre in einer einzigen Stunde zerstörte.

Aber wie sollte sie es ändern?

Ein Iriessischer Heimatroman von Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirksena von Ostfriesland

VON THORA THYSELIUS

Sie fürchtete sich auch davor, daß man ihr eines Tages Gerd ins Haus tragen würde mit einer blutenden Wunde in der Brust, aus der sein Leben rann. Manchmal dünkte sie die Angst und Not, die die andere Seite ihrer Liebe ausmachte, gar zu groß.

Am Abend kam Leidmuth. Im Kamin brannten knisternd die Buchenscheite, und flackernd fiel der Schein des Feuers auf die Gesichter. Gerd saß da, froh und unbekümmert, und spielte mit seinen Hunden, während Adelheid den kleinen Dietrich auf ihrem Schoß wiegte. Er hatte an diesem Abend wieder Fieber.

Leidmuth hatte geduldig zugehört, als Gerd ihm von den hin und her wogenden Kämpfen zwischen den Friesen und Oldenburgern erzählte. Aber ihm wurde es schwer, sich darin zurechtzufinden, denn diese Streitfälle glichen sich wie ein Ei dem anderen.

„Warum raubt ihr euch denn gegenseitig das Vieh? Warum schlägt ihr einander denn tot? Warum macht ihr Gefangene und bezahlt später beiderseits so viel Lösegeld, daß sich die Summe wieder aufhebt? Warum wollt ihr nicht lieber in Frieden miteinander leben und den Wohlstand in euren Lande mehren?“

Da lachte Gerd schallend und sagte zutalant: „So kannst du wohl sprechen, Freund, denn du bist ja ein Mann des Friedens. Sibos, was ich dich nicht einmal Spannung und Kampf. — Kann ich es denn zu lassen, daß Ulrich sich Graf von Norden oder gar von Ostfriesland nennt? — „Besser, du liebst das, als daß Bruder wider Bruder das Schwert zieht. Was trennt euch denn? Welcher Abgrund klafft denn zwischen euch, daß ihr euch darüber hinweg nicht die Hand reichen konntet? Worin sind die von Brookeland, von Autscher, oder Lengenland anders als die in Jever- und Wangerland oder hier in Oldenburg? Ihr seid doch alle miteinander versippt und verschwägert, und dennoch tötet ihr euch mit dem Schwert und bringt euch um euer Hab und Gut. Mir ist da zu Ohren gekommen, daß Tanno Düren jetzt seine Tochter Tjardet mit Weib Sibos von Eesens Sohn verheiratet will. Und es dünkt mich nicht allzu lange, seit Tanno hier auf dieser Bank saß und Sibos seinen Todfeind nannte. Voreerst haben sie die Länder verwechselt, die Tanno seiner Tochter als Brautshatz mitgab. Ja, sollte man glauben, daß vernünftige Männer so handeln können! All dieser Streit ist doch völlig sinnlos und treibt die Menschen dem Teufel in die Arme. Es wird eine Zeit kommen, in der keiner begrift, warum ihr Krieg gegeneinander führt. Glaubst du, Gerd, Gott hätte die Menschen erschaffen, damit sie sich gegenseitig erstechen und vortöten?“

Erstaunt horchte Gerd auf. So voll Eifer hatte er Leidmuth nie gesehen. Aber solche Könige erbrach, um zu lesen, was Kersten ihm in dieser Sache zu sagen hatte. Sie mußte auf Gerd's Hände blicken, die lang und schmal und braun waren. Die Nägel an der Hand waren nicht breit und kurz abgeschliffen, wie es sonst die Männer zu tun pflegten, sondern sie liefen mit den feinen spitzauslaufenden Formen seiner Finger parallel. Adelheid liebte diese Hände. Sie liebte die Hände, die die Schleppergelb hatte, oder welche und zarte, wie Leidmuth sie hatte. Aber Gerd's Hände waren fest und kräftig, und doch waren sie schicklich und schön. Von ihnen Kindern hatte nur Alf diese Hände seines Vaters geerbt.

Jetzt hob Gerd sein Gesicht zu ihr. Seine Augen glitzerten, und um seinen Mund zuckte es vor Erregung: „Es Kersten hat Moritz zum Ritter geschlagen!“

Er versuchte, nach diesen Worten der vielen Leute wegen ein gleichmütiges Gesicht zu machen. Hastig schenkte er sich den Becher voll aus der Kanne, die der alte Johann gerade herbeigetragen hatte, und stürzte ihn hinunter — und noch einen.

Aber der Wein machte ihn nicht froh, er nahm ihm nur die Hemmung, nun doch über das zu sprechen, was ihn bewegte: „Wenn

ich nur begreifen könnte, warum Kersten die tat! Warum schlug er Moritz zum Ritter und mich nicht? Ich war es doch, der ihm in allen Fehden zur Seite stand. Ich habe den Seerking gegen die Hanse für ihn geführt. Ich bin für den Feind, Karl Knutson gezogen! — Aber jetzt erriet der, der nicht gesät hat. Moritz brauchte nur nach Stockholm zu reisen. Jöns Benktson Oxenskierna hatte bereits das Seine getan. Schloß und Stockholm fielen in Dänen fast ohne Handstreich zu, und Karl Knutson floh, ohne daß Moritz ihn zu Gesicht bekam. Aber vielleicht hat Kersten den gelehrten Herrn Universitätsrektor gar deshalb zum Ritter geschlagen, weil er sich eine Kugel vor den Kopf schießen ließ, als es ihm mißlang, etwas für die Winterkost mit nach Haus zu bringen.“

Schweigend und verlegen hörten die dänischen Herren diesen Ausruch an. Widerwillig waren sie auf diese Reise nach Oldenburg gegangen, denn es schien ihnen unruhlich, mitten in den Fasten die Hochzeit eines davongelaufenen Priesters zu feiern, und sie glaubten auch, daß Gott den strafen würde, der so seine und der Kirche Gebote mißachtet. Aber da sie mit in die Streitigkeiten zwischen den Brüdern hineingezogen wurden, hatten sie nicht denken können.

Langsam drehte sich der greise Herzog von Holsten zu Gerd herum. Er hatte schweigend am Feuer gesessen, um die von der langen beschwerlichen Reise steifen und verkrümmten Glieder zu wärmen. Sein Gesicht war grau vor Müdigkeit. So alt und gebrechlich saß er da, daß es Adelheid im Herzen weh tat.

In die lastende Stille fielen Adolfs Worte: „Ich habe Kersten dazu geraten, Moritz zum Ritter zu schlagen.“

Adelheid zerrte die Hände gegen das Herz. Gleich würde es losbrechen, gleich würde Gerd die Becher und Kannen vom Tisch kehren, gleich würde er sich auf den alten Herzog stürzen. Er würde schreien und Stutzen und um sich schlagen. Wie oft hatte sie solche Ausbrüche erlebt! Sie zerrissen ihr das Herz, und in der Nacht bedrängten sie die häßlichen Bilder. Dieser Jahrmorgen, der ihnen eigenen Gleichmaß so fremd war, quälte sie, er schob sich zwischen sie und Gerd und verdunkelte ihre Liebe.

Wenn sie in einer guten Stunde mit ihm daran reden konnte, nahm er sie in seine Arme und versprach ihr, daß sie sich wüste Auftritte nie wieder erleben sollte. Aber am anderen Morgen schon konnte er den kleinen Gerd mit Füßen treten, weil er sich ängstlich an die Mutter klammerte, als der Vater ihn auf Pferd setzen wollte.

Nein, Gerd nie sonderlich besorgt um ihre Liebe. Erstreckten verscheuchte Adelheid diese Gedanken.

Aber es kam nicht zu dem befürchteten Wutanfall. Gerd saß da mit geballten Fäustern, aus denen die Knochel weiß herausbrangen. Sein Gesicht war bleich und verzerrt, und sein Mund war zu einem engen Spalt geschlossen.

Die Fremden waren einer nach dem anderen gegangen, so daß jetzt in der Halle saßen die drei Verwandten in der Halle saßen. Die Spannung war kaum noch zu ertragen. Gerd starrte vor sich hin.

Wieder einmal stand er vor einer Tür des Leibes, die er nicht mit seinen Fäusten einschlagen konnte. Er war hilflos wie ein Kind in seinem Schmerz.

Ein wehes heißes Mittel befreite da plötzlich Adelheids Liebe zu ihm von allem Schatten.

Sie bliekt den Herzog lebend an: „So hilf du ihm doch, Onkel Adolt!“

Des Herzogs Stimme war auf wie die eines Vaters. Er liebte diesen jüngsten Neffen trotz der vielleicht sogar wegen seines ungestümen Sinnes. Beruhigend legte er ihm die Hand auf den Arm: „Begriffst du denn nicht, Gerd, warum wir dies tun mußten? Wir glaubten, wenn wir Moritz' Ehrschuld befriedigten und ihm zum Ritter schlugen, dann würde er ablassen von diesem Wahnwitz, das Fräulein von Hoyas zu heiraten. Mochte er das Heer der kriegerischen Prälaten vermehren! Wir haben ihm schließlich auch die Hälfte der Grafschaft zugebilligt, immer in der Hoffnung, ihn durch diese Zugeständnisse gefügig zu machen, wenigstens unverheiratet zu bleiben. Aber er ist ja wie ein Besessenener Leben, Leben, Leben! schreit er. In der einen Hand will er den Becher halten, mit der er anderen will das Schwert führen, und mit der einen Knien soll ihm das Weib sitzen.“

Wieder haben gedacht, Gerd, da du nun dein vierter Sohn in der Wiege zappelt, und wie ich sehe, dieser nicht der letzte wird“, fügte er lachend zu der errötenden Adelheid hinzu, „wir mußten wenigstens Sorge tragen, daß das Erbe nachher allein an deine Söhne fällt und Moritz nicht ebenso der anderen will er das Schwert führen, und mit der einen Knien soll ihm das Weib sitzen.“

Gerd hob den Kopf und reichte dem Ohm für einem schönen fremdtägigen Lächeln die Hand. Wen Gerd so ansah, der verzicht ihm alles, wußte Adelheid.

Und Herzog Adolt spürte wieder diese tiefe Wärme in seinem Herzen, die er zu seinem

eigenen Erblumen trotz aller Freveltaten für Gerd empfand.

„Wir haben alles getan, um deine Sache gegen Moritz zu vertreten“, fügte er noch hinzu, „aber schilling ist es, wenn jemand in Moritz' Alter die Narrheit nach Frauen überfällt. Wir hoffen, wenn er vor dir den Ritterschlag voraus hätte, würde er dir eher deine Hausfrau und deine Söhne gönnen.“

Nachdenklich schweigend Gerd, bis er plötzlich Adelheid und Adolt mit der Ansicht überraschte, daß Catharina von Hoyas eine Hexe sein müsse. „Sie hat ihn verhext, glaubt mir das! Wie sollte sonst in dem trägen Moritz solche Leidenschaft erwachen! Ich habe nie erlebt seit unserer Knabenzeit, daß ihn etwas freute, und jetzt glaubt er an die Seligkeit auf dieser Erde, weil er nur diese Frau in seinen Armen halten darf. Wenn wir es recht bedacht hätten, hätten wir ihr den Prozeß gemacht und sie auf dem Scheiterhaufen verbrannt!“

„Hute dein Wort, Gerd“, fuhr ihn der greise Herzog an, und Adelheid sah erschrocken, wie ihm die Stirnaden in dem bleichen Gesicht anschwellen. Herzog Adolt verabscheute die Hexenprozesse, wie er alles Dunkle und Dumpe seiner Zeit haßte. Ernen hatte er unter dem Zwang der Ferne eines anderen Hof in Asche gelegt hatte, ließ er mit den Hunden aus dem Lande hetzen. Er glaubte nicht an schwarze Künste.

Gerd lenkte ein: „Nun möchte ich nur wissen, Obheim, warum du die beschwerliche Reise in dieser Jahreszeit gemacht hast, um an der Hochzeit teilzunehmen! Kersten ließ sich mit Geschäften entschuldigen und schickte seine Ritter. Aber du alter Mann fährst bei Schilachsnee und Regen auf ungründlichen Wegen, in dessen Morast deine Pferde und die Räder deines Wagens stecken bleiben. Warum kommst du zu seinem Fest, wenn du so wenig Moritz' Heirat billigst?“

„Nun“, antwortete Adolt gelassen, „dazu reidete meine Kraft noch gerade aus, um zu meinem Teil den Haß und die Zweifelt auf Erden nicht zu mehren.“

Da schickte Gerd Adelheid hinaus, daß sie die fremden Herren wieder herbeibringe. Und die Gaukler und Spielleute sollten auch kommen — Gerd beherbergte immer eine ganze Anzahl davon auf seiner Burg. „He“, tat er, als wäre nichts vorgefallen, „spiel auf, Jörg!“

5. Der Weise von Holstein.

Der Schneesturm heulte durch das Land, und im Windsturz türmten sich so hohe Schneedecken auf, daß die Knechte oft absitzen mußten um einen Weg zu bahnen.

Aber Gerd und Moritz hatten sich dennoch sogleich aufgemacht, als die Herzogin Margarete ihnen Nachricht schickte, daß ihr Ohm Adolt das Zeitliche segnen würde.

Sie ritten nicht nur, weil ihnen dieser Mann wie ein Vater zur Seite gestanden hatte. Sie wollten, mit seinem Tode konnte auch manches in ihren äußeren Lebensumständen für sie ändern.

Wortkarg legten sie nebeneinander den harten Ritt zurück. Oft mußten sie die Pferde am Zügel führen, weil die Tiere ermüdeten oder den Reitern die Hände und Füße steif von dem schneidenden Frost wurden. Die Gesichter schmerzten von dem Schneestreiben, denn die feinen Körner, die ihnen der Wind ins Gesicht peitschte, schnitten ihnen in die Haut.

Die Augen klebten ihnen zu von dem Schnee, und Gerd beobachtete, wie Moritz Augen tränen. Diese Tränen geforen gleich auf den Wangen, daß sie wie kleine Perlen daran saßen.

Als Gerd sah, daß dem Bruder Nase und Backen weiß wurden, stieg er schweigend ab und rieb sie ihm mit Schnee, bis wieder Rot in ihnen war.

Beide bewegte all diese Zeit kein anderer Gedanke als der, ob Kersten noch bei dem frühzeitig einsetzenden Frost über den Sund kommen würde, oder ob der Eisganz auch seinen starken Schiffen den Weg versperren würde. Ohne den königlichen Bruder würde die Frage der Erbfolge in Holstein nicht geregelt werden können. Und diese Regelung gerate war es, die Gerd und Moritz so sehr am Herzen lag, daß sie wider alle Vernunft bei diesem Unwetter den Ritt machten.

Im Schlosse von Gottorp taten die Knappen und Diener mit zagen und betrubten Mienen ihren Dienst. Unter ihnen war nicht einer, der dem alten Herzog nicht Dank schuldete. Dem einen hatte er Geld gegeben, mit dem er eine drückende Schuld bezahlen konnte. Den anderen hatte er davor bewahrt, im Zorn seinen guten Freund zu erschlagen. Dafür hingen sie nun alle an ihm mit ihrer Liebe, und ihnen bangte davor, was nach seinem Tode sein würde.

Auch die Bauern, die morgens mit ihren Schültern in die Stadt kamen, um Milch und Butter zu bringen, machten bedrückte Gesichter, denn schnell verbreitete sich unter ihnen die Kunde, daß ihr milder und gerechter Herr im Sterben liege.

Die Ritter und Knappen fuhren nicht wie sonst mit Schellenläut und Peitschenknall durch die Straßen — alles war gedämpfte Stille.

(Fortsetzung folgt)

Zwischen Himmel und Erde



G R A F G E R D

Ein Iriischer Heimatroman von Graf Gerde von Oldenburg und Gräfin Theda Cirkens von Ostriesland
VON THORÄ THYSELIUS

9. Fortsetzung.

Mit feierlichem Gesicht empfing die Herzogin Margarete die beiden Brüder. Ruhig und unsichtlich ordnete sie alles an, was ihnen nach den Strapazen der Reise gut tun mochte, und ließ sie dann bitten, nach unten in die Halle zu kommen, wo Kersten bereits auf sie wartete.

Der süße Duft von heißem Brantwein mit Rosinen schlug ihnen aus mit dicken Teppichen ausgelegten Raum entgegen. Schwere Vorhänge vor den Türen fingen jeden Laut auf, so daß der sterbende Herzog in völliger Ruhe seinem Ende entgegensehen konnte.

Seit Tagen schon hatte er niemanden um sich geduldet, außer dem alten Dienerr Friedrich, der ihn mit dem Wenigen versorgte, dessen er noch bedurfte. Nein, die Kunst eines Arztes sollte ihm nicht mehr dieses Leben verlängern. Er hatte seinem Priester befohlen und hatte die heilige Weisung empfangen, seinem Willen ergeben zu lassen, wenn er nicht anders wollte, als dem Willen Gottes.

Und auch Margarete durfte nicht mehr an seinem Lager sitzen und ihm die wärmenden Steine unter die kalten Füße schieben oder die Kissen unter seinem niedrigen Kopf aufschütten.

„Du fesselst mich an diese Erde, nun muß ich meine Hand lassen“, hatte er zu ihr gesagt — und nie zuvor hatte ihr mit einem Wort so weh getan wie mit diesem letzten. Aber wie wenig wissen wir von dem, was der Seele nützt, die sich vom Körper löst und einen Weg antritt, der in Licht oder Finsternis mündet, sagte Margarete müde.

Kersten war erschüttert, diese Frau, die mit Adolfs Tod alles verlor, was sie auf dieser Erde liebte, so ruhig und gefaßt zu sehen. Er hatte in dem Stunden, die er bis zur Ankunft der Brüder mit der Herzogin allein war, einen Blick in diese Frauenseele tun dürfen.

„Ich habe alle diese Schmerzen um Adolfs Verlust vorher erlitten“, hatte sie zu ihm gesagt. „All die Jahre, die wir miteinander gelebt haben in einem tiefen heiligen Glück, war ich mir zu jeder Zeit bewußt, daß uns eines Tages der Tod trennen mußte. Daraus quoll mir die Kraft meiner Liebe: Heute noch war er an meiner Seite, heute noch durfte ich ihm danken für alle Tiefs und alle Weite, die das Leben mit ihm mir bedeutete. Ich habe ihm zur rechten Stunde all die Liebe gegeben, deren er bedurfte. Darum kann mein Herz jetzt still sein.“

Und jetzt war Frau Margarete dankbar, daß sie auch noch diese letzte für Adolf tun durfte. Daß sie es war, die den Schmerz um seinen Tod erleiden mußte und daß sie ihm erspart blieb, ohne sie weiterleben zu müssen.

Gegen Abend ließ Adolf die Herzogin und die Neffen zu sich bitten. Er saß da gebückt vor Kissen und zudeckelt mit kostbarem Pelzwerk und Prunkdecken, fast aufrecht auf seinem Lager.

Margarete wagte kaum, seine Hand zu küssen, soviel erhabene Würde kündigte die Nähe des Todes. Adolf winkte sie dicht an die Lippen, damit sie das Flüstern der bleichen Lippen verstehen könnten.

„Gott gebe euch allen, daß ihr dem Tode so ruhig entgegenblicken könnt, wie ich es tue. Ich habe in meinem Leben viel von dem Blendwerk des Teufels erfahren. Überall liegt er auf der Lauer und lockt mit seinem Saitenspiel, selbst vom geraden Weg zu tun. Und überall habe ich gesehen, daß die Listigen und Ränkevollen vor den Gerichten den Lohn davontragen auf dieser Welt. Bunt und lustig sind die Zielzacke des Teufels. Aber ihr sollt bedenken, was der Sinn dieses Daseins ist. Solange ihr atmet, dürft ihr nicht aufhören, gegen die Macht des Bösen zu kämpfen. Verгодet eure Kräfte nicht, die euch euer Schöpfer gab. Nutzt diese kurze Spanne zwischen Geburt und Tod und laßt euch von der Gier der Welt nichts von eurer Seele rauben! Erhaltung und Erlösung eurer Kräfte! Erhaltung eurer Kräfte! Erhaltung eurer Kräfte! Erhaltung eurer Kräfte!“

Erschöpft sank der Herzog zurück. Dann wollte er mit Margarete allein sein, und ihr noch einmal zu danken, daß sie ihm ein Leben lang so treue Gefährtin gewesen war.

Noch in dieser Nacht schloß der Weise von Holstein für immer seine Augen.

Als das Trauergeleit verdingen war und Herzog Adolf in Itzehoe seine letzte Ruhestatt gefunden hatte, versammelten sich die Herren in dem großen Saal. Die Grafen von Schauenburg konnten an den kostbar gefästel-

ten Wänden. Der alte Graf hustete nervös, und sein Sohn Otto, der mit sieben Nachkommen zu der Beerdigung gekommen war, machte ein verlegenes und bedrücktes Gesicht.

Jeder der anwesenden Herren aus Holstein und Schleswig wußte, daß die Schauenburger Grafen auf die Erbschaft rechneten, da Adolf ohne Leibeserben gestorben war. Graf Otto war im sechsten Grade der männliche Erbe.

Immer, wenn Otto dem Vater seine Not geklagt hatte, daß er nicht wisse, wie er seine große Familie — sieben Söhne! — durch die Zeit bringen solle, hatte der Alte gesagt: „Ach, warte nur ab, eines Tages fällt dir ja das reiche Erbe des Herzogs von Schleswig-Holstein-Stormarnen zu. Dann hat alle Not ein Ende.“

Ja, die Schauenburger rechneten ganz fest auf dieses Erbe und waren, wie sich Graf Otto in dieser Stunde eingestand, manchmal Handel eingegangen in Erwartung dieser Besserung ihrer äußeren Lebensumstände. Aber nun hatte soeben der König von Dänemark das Testament des Herzogs verlesen. Kersten stand da in schöner unbefangener Würde in seinem kostbaren schwarzen Trauergewand. Lässig hielt er das Pergament in seiner Hand und erklärte den Herren von Rantzow einige Einzelheiten.

„Ja, es sei der Wille des Herzogs, daß er, Adolfs Schwestersohn, Herr über Schleswig und Lütisch auf über Holstein-Stormarnen werde.“

Es fiel dem König von Dänemark nicht ein, die betroffenen Mienen ringsum zu bemerken. Er achtete ebenso wenig auf die Enttäuschung der Schauenburger Grafen, wie auf den Zorn seiner eigenen Brüder. Ihm lag nur daran, möglichst schnell und geschickt mit den Holsteiner Edellingen seine Vereinbarungen zu treffen.

Und die Herren versprachen sich viel Gutes davon, einen Landesvater zu bekommen, der schon drei Kronen trug und in der ganzen Welt gegen Fürsten und Kaiser ihr Recht vertreten konnte, während er ihnen wohl nicht allzu sehr auf die Fingern geizig würde.

Je größer ihre eigene Machtstellung, um so mehr waren sie für Kerstens Wahl. Der bewilligte ihnen mit einem Federstrich all ihre Privilegien, und damit war ihm der Besitz der vereinigten Herzogtümer so gut wie sicher.

Entschlossen wandte Kersten sich nun der Gruppe der murrstüben Schauenburger zu. Er dachte nicht daran, einen Feind hinter sich zu lassen, der ihm jederzeit in den Rücken fallen konnte.

„Es tut mir leid, Otto, daß Herzog Adolf anders über sein Erbe verfügt hat, als ihr denken mochtet. Aber ihr sollt nicht kleinlich finden. Ich bin bereit, Euch mit rund 40 000 rheinischen Gulden abzufinden und Euch Pinneberg, Hattelsburg und Barmstede zu überlassen.“

Otto griff mit beiden Händen zu — 40 000 Gulden! Damit konnte er all seine Schulden decken. Nur mußten hart Kersten ein Liedchen über diesen Eifer. Dann entließ er die Herren. Er hatte es ellig, noch über den Sand zu kommen, bevor das Eis ihn hier auf dem Festlande zum Gefangenem machte.

Als die Erbdiebe allein waren, brach es aus Gerde heraus: „Das marst du tun! Dir zu deinen drei Kronen noch Schleswig-Holstein dazu ertaffen?“

„Erraffen? Was fällt dir ein?“ Kersten blieb ruhig. Moritz drehte ihnen beiden den Rücken zu. Er freute sich an dem seltenen Schauspiel, seine beiden Brüder uneinig zu sehen.

„Ja, die mächtigen Edellinge wollen dich wohl zum Herrn“, hörte er da Gerdes Stimme, gepreßt vor heißem Zorn. „Aber viele der Ritter und vor allem die Bauern wollen lieber einen Herzog, dessen Kraft nicht über Gebühr durch drei Königreiche in Anspruch genommen wird. — Mich wollen die Bauern zum Herrn!“ Betroffen schweigend Gerde. Da hatte er sich wieder einmal hineinfallen lassen, im Zorn mehr zu sagen, als er wollte.

Kerstens Mund war zu einem schmalen Spalt geschlossen. Gerdes Worte trafen ihn hart. Und Moritz stand da mit den Händen gefaltet, als wolle er sich auf den Bruder stürzen. „Du Schleiher! Du machstiger Teufel! Da hast du dich also hinter den Rücken der Bauern hergemacht, Kersten wirfst du vor, daß er uns überverleitet — aber dir, der selbst er uns überverleitet, aber dir, der selbst er uns überverleitet in Keulen aufhauen lassen.“

Aber der König bewahrte seine Ruhe. „Nein, ich weiß, daß ich auf Gerdes Truhe rechnen kann. Ich begreife gut seinen Zorn gegen mich. Aber vielleicht wird er geringer, wenn er erfährt, daß ich ihm und nach dir, Moritz, je 40 000 Gulden als Abfindung zugedacht habe. Außerdem trete ich euch beiden zu gleichen Teilen meinen Anteil an der Herrschaft ab mit dem Vorbehalt, väterlichen Erbchaft ab mit dem Vorbehalt, daß sie an mein Haus zurückfällt, wenn euer Mannesamt erlischt — aber das steht wohl nicht zu befürchten“, deutete er lächelnd auf Gerdes sechsten Sohn.

Schwelgend reichte Gerde dem Bruder die Hand. Er war durch Kerstens Großmut entworfen und schämte sich seiner eigenen bösen Worte.

Der alte Herzog hatte es gewiß so weise gefügt, daß Kersten noch mehr erhöht wurde. Gerde Zorn war so völlig ins Gegenteil verkehrt, daß er in diesem Augenblick wieder dieselbe Verehrung für den Bruder empfand wie in ihrer Kinderzeit.

Kersten blickte dem jüngeren Bruder lächelnd nach, als Gerde jetzt in den Hof hingerufen, um die Pferde satteln zu lassen. Er hatte sich an dem Sterbebette von Oheim Adolf gelobt, nicht nur das weltliche, sondern auch sein geistiges Erbe anzutreten.

6. Sechs Söhne.

Gerde drehte sich noch einmal im Sattel um und winkte zu Adelheid zurück. Da stand sie nun in hellem Sonnenlicht inmitten aller ihrer Knaben, und ihre hohe Gestalt in dem knappen blauen Seidenkleid war schlank und schön wie damals, als er sie bekam.

Auf hatte Dietrich auf die Schultern gesetzt und lief mit wilden Sprüngen gegen das andere Bruderpaar an. Er wollte Turnier spielen und wies Dietrich an, wie er die Haselgerte handhaben mußte gegen Gerde und Johann. Hier war das Verhältnis von Roß und Reiter umgekehrt wie bei Alf und Dietrich. Gerde, das Roß, war zahm und löstlich, und der kleine Reiter Johann brauchte seine Gerde gegen sein eigenes Pferd.

Zuletzt endete der Kampf damit, daß das ungestüme Roß Alf den zaghaften Gerde umwarf. Er fiel mit dem Kopf auf den großgepflanzten Hofplatz und schlug sich eine Wunde in die Stirn.

Adelheid war blaß geworden. Sie setzte den kleinen Otto in den Sand und machte sich frei vor Christian, der sich an ihren Rock klammerte. Sie kniete bei dem ältesten Sohn, dem das Blut über das schmale Gesicht lief.

„Ansteh! Ich sah dich den Knabe nach dem kleineren Bruder um, den er als Reiter gegen hatte. Johann schrie aus Leibeskräften, aber er war bei dem Sturz glimpflich davongekommen.“

Alf gelolperte dorewollen mit Dietrich weiter auf dem Hof herum. Dietrich weinte und bettelte. Er mochte nicht länger Ritter sein, sein Pferd war ihm zu wild. Aber Alf kniff und zwickte ihn und verlangte, er solle kein Feigling sein.

Graf Gerde hatte sein Pferd angehalten und sah aus der Ferne dem Treiben seiner Knabenbensch zu. Jetzt ritt er zögernd zurück.

Ein wenig ungehalten nahm er Adelheid den blutenden Gerde aus den Armen. „Es ist immer dasselbe! Ich steckst die Kniffe und Fülle ein, blutest gar, aber ein rediger Junker wirst du nie“, schalt er mit dem Kinde.

Der Junge der bisher tapfer mit den Tränen gekämpft und schwechte jetzt bitterlich. Alf kam herbei und wusch dem Bruder das Blut aus der Stirn. Er war ehrlich bekümmert. Es war nicht seine Schuld, daß er in seiner Fierigkeit den besten Art seines so wie zarteren älteren Bruder Schmerzen bereite.

Adelheid hatte sich von der Moge seines Leinens und der Träne losgerissen und verbunden jetzt die Wunde kunstgerecht. „So“, sagte sie, „nun bist du der verwundete Ritter Löwenherz, und mußt zusehen, wenn ich auf dem Festlande zum Gefangenem mache. Ich das lockige braune Haar aus der Stirn. Vielleicht liebt sie diesen Sohn ein wenig mehr als die anderen, weil Gerde die Mutter am meisten liebte. Immer wieder mußte Adelheid zwischen ihm und seinem Vater vermitteln.“

Graf Gerde wußte mit diesen Ältesten wenig anzufangen, der stets zart und schwach war. Aber mit verzweifelter Anstrengung versuchte der Junge trotz seines furchtsamen Herzens, mutig zu sein.

„Mut, das ist das Beste an einem Mann“, pflegte der Vater zu sagen.

Aber Gerde bekam Herzklopfen, wenn er auf einen Pferd saß, während Alf, der ein Jahr jünger war, bereits mit seinem Pony über die Hüden sprang.

Alf konnte alles, was dem Älteren sozial Mühe verursachte, und das machte den kleinen Gerde still und verschlossen. Der Vater wurde aber es gab doch nichts auf der Welt, wonach er sich mehr sehnte, und niemanden, den er mehr liebte als den Vater.

„Warum mag es Gott nicht so gefügt haben, daß Alf der Älteste ist“, hatte sich Adelheid manchmal gefragt. Kersten zweite Junge war in allem nach seines Vaters Herzen. Wild und unbekümmert lebte er sein Knabenleben, mit unsanfter Kletterei und tobte, daß der Mutter oft bange wurde. Und dabei war er freundlich und gutmütig gegen seine kleineren Brüder, und an dem Älteren hing er mit zärtlicher Liebe.

Dietrich, der dritte ihrer Söhne, ähnelte wiederum dem Ältesten, auch er schien nicht ganz gesund. Aber die drei kleineren Johann, Christian und Othmar waren lustig und vergnügt. Johann wurde wohl genau so wild wie Alf werden. Er war gläubig Adelheid, der aufgeweckteste von ihren sechs schönen Söhnen.

Ja, Gerde hatte wohl recht, sie dachte immer an ihre Kinder, wie sie in ihren Seelen das Gute wecken konnte und wie sie ihnen den Sinn des Seins, so wie sie ihn erkannte hatte, früh nahe bringen konnte.

Warum sollte es nicht möglich sein, daß die Kinder da anfangen zu bauen, wo die Eltern aufhörten? Ihre Söhne sollten besser, frommer, edler, klüger werden als sie selbst.

Gerde lachte darüber, und auch Leidmuth, der sie jedesmal auf seiner Durchreise besuchte und nie müde wurde, ihren Reden über die Kinder zuzuhören, hatte ihr diese Gedanken verwiesen. „Nein“, sagte er, „jeder Mensch muß aus sich selbst diese Welt erleben. Es ist nicht so, daß die Kinder auf den Schultern der Eltern stehen. Wenn dem so wäre, würden wohl eines Tages lauter Engel auf dieser Erde wandeln. Mich aber dünkt oft, sie gleichen mehr den Teufeln.“

Dies hatte Adelheid nur noch mehr angepörrt, um das Seelenheil ihrer Kinder zu gestand sich selbst nicht ein, daß sie Angst hatte, sie könnten ihrem Vater nachgeraten.

Seit die erste Abfindungsvergabe von Kersten aus Holstein eingetroffen war, war Gerde die Schar der Ritter und Knechte, die er auf dem Hof hielt, wuchs von Tag zu Tag. Immer mehr Frauen und Mägde mußten eingestellt werden, die die Herren versorgten. Die Bauern murten, weil ihre Ablieferungspflicht immer mehr vergrößert wurde, und die Schiffer fluchten, weil sie selbst verhungern mußten, wenn die Hofhaltung den ganzen Fang verschlang.

Gerde schlug mit der Faust auf den Tisch, wenn solche Klagen an ihn herangetragen wurden, und überließ Adelheid völlig die Befehle von einem wilden Faunel ertalt.

Er verlangte, daß zur Mittagstafel aufgetragen wurde wie zu großen Festen, und bis spät in die Nacht saß Gerde mit seinen Ritters in Würfel- und Kartenspielen und ließ eine Kanne Wein nach der anderen aus dem Keller holen.

Bei den Gelagen waren auch Frauen zugegen, die zu den Herren gehörten, und mehr als einmal hatte Adelheid gesehen, daß Gerde eine der Schönen im Arm hielt.

Über all dies grämte sich die Gräfin. Gott hatte ihnen sechs Söhne gegeben, und vielleicht würde sie noch mehr Kindern das Leben schenken. Da war es schwerer für eine Mutter mitanzusehen, wie der Vater das Erbe vergebte.

Die Grafenschaft, die sie jetzt mit Moritz teilen mußten, war nicht groß. Aber wenn Gerde die Summen, die sie von Kersten als Abfindung für Holstein zu erwarten hatten, richtig anwandte, könnte dies Land mit seinen fetten Marschen eine Quelle des Wohlstandes werden.

Statt dessen schmiß Gerde mit beiden Händen das Geld zum Fenster hinaus. Von seinen Aussritten brachte er ihr und den Kindern kostbare Kleider und Schmuck mit. Und nichts war ihm herrlich genug für die Ausstattung der Burg. Wenn er irgendwo an fremden Höfen etwas Neues sah, mußte er soviel sich zuzueignen, dasselbe für sich zu erwerben.

Kürzlich war er freudestrahlend von einem Ausritt nach Braunschweig mit einem Zwergenküchlein nach Hause gekommen. Gerde liebte es immer mehr, sich von Gauklern durch Späße und Possen die Zeit verbringen zu lassen. Und nun hatte er sein Ergötzen an diesem kleinen Völkchen. Aber Adelheid fand die piepsigen Stimmen und die verkommenen Körperlein häßlich und abscheulich. Jedoch war es nun Mode geworden, solche Zwergle zu Hofhaltung zu rechnen, und Gerde wollte nicht hinter anderen zurückstehen.

Am meisten aber kosteten seine Pferde und die Rüstung der Knappschaff. Weit im Land war Gerdes Gefolge berühmt, und mit einem von ihnen die Kräfte auf dem Turnier zu messen, galt als große Ehre.

Tag für Tag pflegte Gerde mit den Herren hinaus zu reiten zu irgendwelchen Übungen, und unerbittlich trat jeden sein scharfer Tadel, sein derber Spott. Sein sparsames Lob wog unter seinen Leuten schwer wie Gold.

Gerde war besessen von dem Wunsch, die ausserlesene Ritterschaft um sich zu versammeln. Seine Leidenschaft für die kriegerischen Künste wuchs ins Uferlose, sie überwucherte alles andere, und Gerde verließ sich weit die Grenzen, die ihm als Grafen von solch kleinem Ländchen gesteckt waren.

Adelheid sah, wie dieser Mann, den sie liebte, sich immer weiter in eine Sackgasse verirrte. Sie lag wach und grübelte, während von unten das Klappern der Würfel, das Klappern der Karten, das Lachen und Schreien der Männer, das helle Lachen der Mädchen herauftraf.

Wie konnte Gerde nur so seine Zeit vergeuden?

Es das war es, worüber Adelheid sich am meisten grämte, daß er seine Kräfte vergeudete. Sie glaubte noch immer, er könnte der Herrlichkeit und Größe unter den Männern sein, die sein Leben zu Gottes Ehre und zum Wohle der Menschheit führten.

Aber nun schien er einen Weg gehen zu wollen, der ihn völlig von diesem Ziel abführte. Er rannie nicht mehr nach, und dieses Phantem hieß Macht.

(Fortsetzung folgt)

Zwischen



G
R
A
F
I
E
R
D

10. Fortsetzung

Zu mancher Stunde, wenn er mit schwankenden Schritten und dem heißen Atem des Weines zu ihr gekommen war, lag sie steif und kalt in seinen Armen.

Liebt sie ihn nicht mehr die zarte mädchenhafte Frau, sie war die Mutter von sechs Söhnen, seinen sechs Söhnen. Er mußte sich endlich bewußt werden, daß sie nicht allein die Bürde der Verantwortung für diese Kinder tragen konnte.

Aber eine Stunde wie diese jetzt nahm alle Bitterkeit aus ihrem Herzen. Graf Gerd hatte seinen Umarm über das Gesicht seines ältesten Sohnes schnell vergessen und lief nun, den verwundeten „Ritter“ auf seinen Schultern, im Hof herum. Alf und Johann umsprangen ihn zusammen mit seinen Hunden, und auch Dietrich und Christian trippelten jauchzend hinterher. Der kleine Otto streckte die Arme aus, da setzte ihn Gerd sich oben auf den Kopf.

Alle ihre Söhne liebte den Vater. Sie nahmen eine solche Stunde, in der er sich mit ihnen abgab hin, wie die Weise den Sonnenschein.

Als Gerd ihr jetzt im Vorbeilaufen lustig zulachte und wie ein Pferd wickerte, lächelte sie, und in ihrem Herzen wurde es wieder gut und warm. Nein, trotz allem, sie liebte diesen Mann, sie liebte ihn mit allen seinen Keblern und Schwächen.

7. „Ruse muse...“

Er kommt hierher zur Friedeburg? Syrk stotterte ein wenig und wurde abwechselnd rot und blaß. Heineke von Mandelsloh kniff die Augen zusammen, damit der andere den Schalk darin nicht sah. Diese Unbekümmertheit seines tolleren Grafen war so recht nach dem Herzen des Ritters.

„Ja, Syrk, in einer Stunde kannst du Graf Gerd erwarten.“ Syrk stützte den Kopf in die Hand und stöhnte, als Heineke fort war. Herrgott, was hatte er sich da nun mit dem Bündnis mit Moritz gegen Gerd eingebrockt! Die anderen alle hatten ihm so zugeredet, geradezu überredet hatten sie ihn, obgleich er immer gut Freund mit Gerd gewesen war.

Aber sie hatten ihn schließlich davon überzeugt, daß Gerd immer frecher würde und seine Machtgelüste immer größer würden — kein Mensch könne in Frieden mit ihm leben, man müsse sich gegen ihn zusammenschließen.

Ulrich von Norden hatte damals das große Wort gehabt, sprach von Feindseligkeit aller Hauptlinge in einer großen Sache. Syrk war so verblüfft gewesen, diesmal Tanno Düren von Jever und sogar Alke von Inhausen mit Ulrich von Norden und Sibbo von Esens einig zu sehen.

Und da hatte Moritz gegessen mit seiner Gelehrsamkeit und hatte Syrks Einwände mit klugen Worten entkräftigt. Und so war dieser Bund zustande gekommen.

Ganz Friesland war sich einig gegen Gerd. Vergessen waren alle Fehden, in denen Ulrich Jeverland verwüstet hatte, vergeben wurde Tanno's Einfall in Harlingerland.

Sibbo hatte dagessen und sich die dicken Finger gerieben vor Zufriedenheit, daß dieser Handel glücken sollte. Er war der Vermittler gewesen zwischen Ulrich und Tanno, seit sein Sohn Wibet Tanno's Tjarda geheiratet hatte.

Haut war dünn und knitterig wie altes Pergament, und ihre Augen waren so hell, daß sie fast farblos erschienen.

Aber mit diesen Augen spähte sie in jeden Winkel, und mit diesen Augen beherrschte sie alles Gesinde auf der Friedeburg. Jetzt sah sie den Großneffen scharf an.

„He?“, fragte sie, „der Herr von Oldenburg will kommen. Den werde ich nicht ohne die gebührende Ehrenbeuge empfangen.“

Voll Staunen hob Syrk den Kopf und blickte die Alte an, die jetzt mit gleichgültiger Miene die zinnernen Schalen und silbernen Becher auf den Tisch stellte für die Gäste.

Gerd wollte mit großem Gefolge kommen. Die Alte wies auf das angrenzende Gemach. „Wenn du nicht dich für alle Herren Platz hast, können sie ja dort warten, bis Graf Gerd sie sehen will!“

Ein dünnes Lächeln verzog den faltigen Mund mit den bläulichen Lippen. Sie sah manchmal aus wie eine Hexe, mußte Syrk denken.

Er pfiff durch die Zähne. Fentjemoe war klug. Ja, es war ihm immer gut gegangen, wenn er auf ihren Rat gehorcht hatte.

„Wenn du meinst“, sagte er zögernd, „Schwerfälligkeit stand er auf, um seinen Knechten, deren Zahl er seit dem Bündnis verdoppelt hatte, zu befehlen, ihre Rüstung anzulegen.“

Gerd ließ indessen auf sich warten. Er war bei Dina eingekerkert. Manchmal dauerte es nicht sehr, manchmal auch Monate, daß er sie nicht sah, aber immer wieder fand er den Weg zu ihr.

Lächelnd legte sie dann die glatten runden Arme um seinen Nacken. Ihr Hemd war blutweiß, und der blaue Rock hing feingefaltet um die kräftigen Hüften. Sie lachten und scherzten miteinander, und Dina ließ die Kinder antreten: Zu Dirk und Rixde hatten sich Henokk und Miesche gesellt. Sie waren alle kräftig und vergnügt.

Gerd mußte auch mit auf den Acker gehen und sehen, wie der Hafer stand und ob es ein gutes Heujahr geben würde. Dann dachte er jedesmal, wenn Gott es ihm nicht belieben hätte, ein Ritter zu sein, dann wäre er am liebsten ein Bauer geworden, der den Pflug durch gute schwarze Erde zog.

Dann saßen sie alle um Dina's blandscheueren Tisch und aßen Rahmzüge aus einer ledernen Schüssel. Die schmeckte von Feigen, weil Gerd ihm mit dem Rahmlöffel die Backe klopfte.

Zum Abschied, während die Kinder an seinen Beinen und Armen hingarrten, fragte Gerd Dina jedesmal: „Und soll ich dir nicht doch einen Bauern hier auf deinen Hof schicken? Kinder, was meinst du von einem Vater, der nie von euch fortzieht?“

Aber Dina verschloß ihm, wie immer, den Mund mit einem Kuß.

An all dies dachte Gerd, während er durch die Weiden ritt. An Gertruden's blühende die goldgelben Sumpfdotterblumen, und über dem Gras lag der zarte Schleier des Wiesenschmuckes. Die Luft war so blau, man mußte die Hand über die Augen legen, wenn man die Lerche suchen wollte, die jubelnd in der Sonne stand.

Jedesmal erfüllte sich ein Vorsonnertag. Gerd mit größtem Lust und grenzenloser Sehnsucht, Schmusch — wonach! Nach Weile und nach aller Herrlichkeit dieser Erde.

Das Leben war schön, schön und verlockend, fand Gerd.

„Botschaft streckt er nach dem langen Ritt, die Beine unter Syrks Tisch. Er ließ sich die gemästeten Hühnerchen und die gestülpten Aale schmecken, und wacker sprach er dabei Syrks gutem Wein zu.“

„Sein Gastgeber saß dazwischen mit zusammengepreßten Lippen. Hatte ihn seine eigene Angst genarrt? Sah so jemand aus, händliches im Schilde führt?“

Gerd schien allerbeste Laune. Je mehr er dem Wein zusprach, desto vergnügter wurde er. Jetzt fing er gar an zu singen.

Des Grafen Zunge war schwer von Wein, und Syrk wagte nicht, diesen treuerzigen Worten Glauben zu schenken.

„Warum sollt ihr euch nicht ruhig zusammensetzen?“, fuhr Gerd fort. „Ihr werdet euch wohl hüten, euch meinem Bruder Moritz zu Liebe das Fell vergeben zu lassen.“

Aus meinem Bündnis mit Bischof Johann von Münster mache ich kein Geheimnis. Und jetzt will ich dir auch noch verzeihen, Syrk — und das kannst du meinen alten Freunden Tanno und Alke so gut wie meinen alten Feinden Ulrich und Sibbo erzählen: Der König von Dänemark, Norwegen und Schweden steht auf meiner Seite, wenn es zum Kampf kommt!“

Gerd lachte schallend über Syrks verblüfftes Gesicht. „Nein, daran hatten wahrhaftig weder der schauke Fuchs Sibbo noch der kluge Ulrich noch der bedachtsame Tanno Düren gedacht, daß Kersten für einen der Brüder Parlet ergreifen würde, zumal es doch hieß, er stehe mit Gerd nicht auf demselben Fuß, weil die Zahlungen aus Holstein so schlecht eingingen.“

Gerd lachte noch immer, und dann sang er zum dritten Male: „Ruse muse, malk, seh to dinem Huse...!“

Da klopfte Syrk an die Wand des anschließenden Raumes, die breite Tür wurde aufgeschoben, und Gerd starrte in die erhabenen Spindel- und blinkenden Schwerter von siebzig Bewaffneten.

Er strich sich über die Stirn. Gaukelte der Wein ihm dieses Bild vor?

Aber dann meiste er seine Züge und schlug sich lachend auf die Schenkel: „He, Syrk, laß Wein bringen für deine neuen Gäste.“

Wahr Syrks Gesicht war bleich vor Erregung. „Ich wollte Euch nur zeigen, Herr von Oldenburg, daß mein Haus wohlverwahrt ist. Seht ihr nach dem Eutigen?“

Das war er nicht. Und Gerd begriff plötzlich, daß er mit seinem Lied bei Syrk Verdacht erregt hatte. Es wurde ihm unheimlich auf dieser Burg, und er fühlte die kalten Augen der alten Fentjemoe in seinem Nacken.

Sobald er es schließlich fand, hob er die Tanne und ritt in dieser Nacht zur Neuburg hinüber. Plötzlich eilte es ihm sehr mit dem Bau der Feste gegen Ostfriesland.

IV. 1. Das Marienbild. Adelheid war noch bei den Kindern. Leise hatte sie sich über die süßen, runden Gesichter der beiden Kleinen gebeugt, die schon fest schliefen. Und ihre Großen nahm sie fest in ihre Arme, bevor sie mit ihnen betete.

Gerdchen sprach andächtig und schielos das Vaterunser und den Abendsegen, und dann fügte er hinzu: „Wir wollen das Gute mehren und dem Bösen wehren.“

Lächelnd hatte Leidmuth von der Tür aus den Gutenachtsegen zugehört. Wie rein und schön war das Antlitz dieser Frau — wie ein Muttergottesbild, so feine alten Irischen — wie sie wollen — Gott allein! Woher habt ihr dieses Wort, Frau Adelheid?“ fragte Leidmuth, als sie zusammen an dem kleinen Tisch in der Fensterstube saßen.

Adelheid war eine Nichtezeit zur Hand und sagte, ohne aufzublicken: „Aus mir selbst.“ Sie war ein wenig rot geworden dabei.

Da beugte sich Leidmuth über ihre Hand und küßte sie. Adelheid erschrak darüber, es lag nicht in Leidmuths Art, derartiges zu tun.

„Es ist gut, daß es etwas so Schönes wie Euch auf dieser Erde gibt“, sagte der Mönch, „mitten in dieser kosen, häßlichen Welt ein Mensch wie Ihr...“

Adelheid begriff, daß er nicht die Frau, sondern den Menschen in ihr meinte, und sie ließ ihm ihre Hand. Auch sie war keinem Menschen so gut wie Leidmuth — außer Gerd, beehrte sie sich in Gedanken hinzuzusetzen.

Wirklich außer Gerd? Gerd ließ sich der Welt immer mehr auf einen Weg drängen, der von Adelheid fortführte. Sie zweifelte jetzt manchmal daran, daß er überhaupt jemals bewußt und ernsthaft danach gestrebt hatte, zu Gott zu kommen und den tieferen Sinn dieses Daseins zu erfüllen.

Gerd ließ sich verlocken von den bunten Zickzackwegen des Teufels. Adelheid seufzte. „Es ist schlimm, Leidmuth, seit Gerd mit Moritz aus Dänemark zurückgekehrt ist. Sie haßt einander — sie! Bräutigam! Ich daran denke, meine eigenen Söhne könnten je so gegeneinander stehen! Unheil lauert hinter diesen bösen Gefühlen.“

Es hatte ihn seltsam erregt, und er begriff wohl, daß die Bauern bei diesem Anblick Furcht und Entsetzen packen müßten, der von der weinenden Mutter Gottes hörte, schüttelte ungläubig den Kopf. Aber dann machten sich die Leute doch in langen Pilgerzügen auf den Weg, und Weinen und Wehklagen brach aus, wenn sie in Rastelste die Wundermäre bestätigten fanden.

Viele glaubten die Hungersnot, die sie in den Jahren zuvor gezwungen hatte, Baumrinde ins Brot zu backen, würde in diesem Jahre noch grausamer wüten. Manche fürchteten, die Pest würde über das Land kommen. Aber für die meisten war es gewiß daß ihnen diesmal ein weit größeres Unheil bevorstand.

„Habt ihr gehört Frau Adelheid, daß Moritz? Rechte heute am hellen Morgen mitten in der Stadt friedliche Oldenburger überfallen haben?“ fragte Leidmuth aus seinem Sinnen heraus.

Adelheid nickte. „Und Gerd's Leute treiben von Moritz' Meierhöfen Kühe und Schweine weg! Es vergeht kein Tag ohne Streit zwischen den Brüdern.“

Es war unredlich von Moritz, mit den alten Erzknechten Oldenburgs — den Brennern und den Ostfriesen — zu paktieren. Gerd mußte dadurch aufs Äußerste gereizt werden. Wie oft sind sie einander ins Land gefallen, und jetzt schlägt Moritz einen Bund mit ihnen — aus Diplomatie, sagt er. — Ich begreife nur nicht“, fuhr Adelheid fort, „daß auch Tanno Düren und Alke von Inhausen auf Moritz' Seite gegen Gerd stehen.“

Adelheid hielt viel von Tanno Düren, der einmal wochenlang ihr Gast auf der Oldenburg gewesen war, als Ulrich von Norden den jersischen Hauptling aus dem Lande gejagt hatte. Sie wollte, daß es keinen treueren Mann gab als Tanno, und nun hatte er doch Gerd's Sache verlassen, verband sich mit dem alten Todfeind Ulrich gegen Gerd. Wie sollte sie das verstehen?

Gerd selbst hat den alten Freund von sich gestoßen“, sagte Leidmuth. „Tanno erzählt mir, daß Gerd ihm eines Tages in seinen Händen die Hand drückte, er wäre mit dem Bischof Johann von Münster übereingekommen, Friesland untereinander zu teilen. Sie stützten sich dabei auf alte Urkunden.“

Der Gutmüthige ließ sich nicht bei lebendigem Leibe das Fell über die Ohren ziehen, und so hat Gerd die friesischen Hauptlinge eben alle gegen sich. Und nun gar der Bau der Neuburg reizt sie bis auf Blut.“

Adelheid seufzte. „Was half es, die Hand vor die Augen zu pressen, um das nahe Unheil nicht sehen zu müssen? Auf Moritz' Seite standen außer den Friesen die Bremer, die mit Lust in das grafliche Land einfallen wurden. Und die von Hoya wurden Catharinens Mann auch nicht im Stich lassen.“

Bislang wartete Gerd noch ab und sah der Entwicklung der Dinge zu. Er wollte sich nicht in das Unrecht des Angreifers setzen, aber hinter ihm standen sein Bruder Kersten, der Bischof von Münster, die teckenburgischen Grafen und der kriegserprobte Herzog Wilhelm von Braunschweig. Von Wilhelm Goltjeskuck sagten die Leute, sein bloßes Dabeisein entscheide die Schlacht zu Gunsten seiner Partei. Er war der Sieger in sechs großen Fehden. Wenn es zum Kampf kommen würde, so würde Wilhelm für die gemeinsame Sache den siebenen Sieg erringen.

Ja, Gerd war besonders stolz auf diesen Bundesgenossen. Nun kitzelte er Moritz mit der Schwertschärpe. Er wollte, in dem Augenblick, wo der andere die Quälerei nicht mehr ertrag und um sich schlug, würden die Heere seiner Verbündeten herandrücken.

Die Zeit war voranzuziehen, wo ganz Nordwestdeutschland miteinander im Kriege lagerte wurde.

„Ist es nicht ein Frevel wider Gott, dieses Spiel?“, klagte Adelheid.

„Warum läßt Gott es zu?“ fragte der Mönch dagegen.

„Du zweifelst, Leidmuth?“ Adelheid preßte die Hand gegen die Brust. Plötzlich wußte sie, daß sie es nicht ertragen könnte, Leidmuth's Gottvertrauen erschüttert zu sehen. Einen Menschen mußte sie haben, den sie in allen Fragen in Harmonie mit dem Unendlichen wußte einen, der überhaupt war von dem tiefen Sinn der Schöpfung, der das abgrundtiefe Leid dieser Erde erkannte und dennoch glaubte.

„Ich wollte dir helfen“, sagte der Mann leise. Sie wußten beide nicht, daß sie jetzt das vertraute „Du“ gebrauchten.

„Hast du dich nie gefragt, Adelheid, warum Gott das grausame Spiel zuläßt? Er ist doch allmächtig. Er könnte es doch aus dieser Welt fortschaffen, aber er läßt es zu, daß der Bruder den Bruder mordert, daß Hunderte, Tausende sterben, daß Frauen und Kinder verhungern, daß seine Erde verwüstet wird. Er läßt es zu — dieses Regiment des Teufels auf Erden.“

Wozu? Siehst du, Adelheid, in dieser Frage wozu?“ findest du die Antwort. Gott will kein schmerzloses Leben für seine Geschöpfe. Sie sollen erschüttert werden, wachergeteilt aus dem Gleichmaß der Dinge, aufgeschreckt aus Selbstzufriedenheit.

(Fortsetzung folgt)

Zwischen Himmel und Erde



G
R
A
F
G
E
R
D

Ein Irienscher Heimatroman um Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirksena von Ostfriesland

VON THORA THYSELIUS

II. Fortsetzung

Schwer und lastend legte er das Leid auf uns, die wir hier auf Erden in Stunden leben, die wir unser Herz hängen an all die bunten Dinge dieser Welt. Einem Tages nimmt Gott uns, was wir lieben, was wir so selbstverständlich zu unserem Besten rechnen. Er zieht uns die gefüllten Schüsseln fort, er entblößt uns von der wärmenden Kleidung, Hungernd und frierend stehen wir da. Er läßt uns unser Liebestes begrabnen, dessen Hand wir so fest zu halten glaubten. Gott zeigt, daß nicht unser ist auf dieser Erde als er allein. Alles Leben ist hohl und leer, das er nicht erfüllt.

Das ist der Sinn allen Leids! Nicht eine von Gott geschickte Strafe und belleine kein sinnloses Zuschlagen des Schicksals wie mit einer Fliegenklatsche, es ist ein Anruf Gottes an sein Geschöpf, es weist einen Weg, der heraus aus aller Not zu der Erkenntnis Gottes und des Sinnes dieses Daseins führt!

Still hatte die Frau ihn zugehört. Ja, nur so ließ sich dies ertragen. Ihr Gesicht begann zu leuchten.

„Aber Gerd?“ fragte ihr Herz bang. „Würde auch er wacherüttelt werden? Dies Leid, das er anderen bereitet, war Lust für ihn. War er eine Beute des Teufels? War er des Teufels?“

2. Der Streithammer.

Die Herren waren alle erhitzt von dem scharfen Ritt. In wenigen Tagen waren sie von Holstein heruntergekommen, ohne je recht zu schlafen.

Gerd wollte die Nacht durchreiten, um noch nach Rastede zu kommen, wo sich Adelheid mit den Knaben zurzeit aufhielt. Er mußte sich selbst überzeugen, daß sie in Sicherheit waren.

Dort würde er auch am besten erfahren, wie es um die Feste Oldenburg stand. Gerd mußte selbst lachen, wenn er an die Verworfenheit dieser Angelegenheit dachte.

Seine eigenen Knechte belagerten die Oldenburg, die Moritz in seine Hand bekommen hatte. Und er hielt Delmenhorst besetzt, das seinem Bruder gehörte. Moritz mußte seine Verbundenen davon abhalten, daß sie ihm den Turm seiner Burg zerschossen in ihrem Eifer, sie für ihn einzunehmen.

Seit sieben Wochen lagen die Bremer vor Delmenhorst, und gar manchen hatten die Pfeffersücker vor den Toren der Stadt heimlich in der Nacht einscharren müssen, denn gar zu groß waren die Verluste, die ihnen Gerd's Bogenschützen und seine Artillerie zufügten.

Aber nun würde sich die Festung nicht mehr lange halten lassen, die Besatzung begann, Hunger und Durst zu leiden.

Deswegen war Gerd nach Holstein geritten, um dort seine Freunde zu sammeln und um von Kersten, den Tecklenburger Verwandten, den Münsteranern sowie den Braunschweigern die versprochenen Hilfe anzufordern. Sie alle hatten ihm zugesagt, ihre Heere in Marsch zu setzen. In wenigen Tagen würden sie da sein.

Gerd war froh und siegesgewiß. Die Spannung der letzten Zeit war nicht mehr zu ertragen gewesen. Jetzt würde er die Entscheidung erzwingen. Es eilte ihm sehr, wieder in sein Land zu kommen.

Aber bevor es Abend wurde, bezog sich der Himmel mit düsteren Wolken. Die Köpfe der Kerzen glühten am Wegrand, und die Wesen waren von jenem geheimnisvollen Grün, gegen das die hellen Leiber der Birken abstachen.

Ein Windstoß wirbelte den Staub auf, der schwer und drückend gemacht hatte. Und plötzlich durchdrachte ein Blitz hell den unheilsschwangeren Himmel. Der Donner krachte, daß die Pferde schreuten und wild auf den samigen Wegen dahinflogen.

Bäume krachten splitternd dicht vor ihren Füßen, dumpf brüllte das Vieh auf den Weiden. Blitz zuckte auf Blitz. Der Donner krachte ununterbrochen.

Da wandte sich Heinicke von Mandelsloh an den Grafen: „Herr, erd, laßt uns Schutz suchen!“

Aber Gerd hörte ihn wohl gar nicht. Er jagte auf seinem Pferd dahin und seine Augen blitzten in rasender Lust!

Doch Gerd ritt weiter, sein Gesicht dem wilden Himmel zugekehrt.

Da, nach einem steilen Blitz, dem der Donner sogleich folgte, brach aus den schwarzen Wolken heraus. Die Hagelgeschossen prasselten Gerd ins Gesicht, sein Pferd scheute und schleuderte den Reiter ab.

Heinicke von Mandelsloh, der als einziger seinem Herrn gefolgt war, hob den Grafen auf seinen Braunen und kehrte um zu den anderen, die indes behaglich hinter ihren Speckfannkuchen saßen. Zum Glück war Herr Gerd unverletzt.

Mitten in der Nacht, als alle nach den maßlosen Strapazen im Schlaf der Erschöpfung lagen, wurden sie unsanft geweckt.

Die Wildeshäuser, mit denen Gerd von jeher in Streit lag und die er seine „Griechen“ zu nennen pflegte, weil er ihrer Treue nicht gewiß war, hatten seinen Schlupfwinkel an Moritz verraten.

Moritz kloppte das Herz, als ihm die Botschaft überbracht wurde. Wollte Gott ihm endlich helfen? Vor einer Stunde war ihm der Sohn geboren, der Erbe, nach dem sein Herz all die Jahre verlangt hatte. Die ersten Kinder, die Catharina ihm in die Wege legte, waren Mädchen. Dieses dritte aber war ein kleiner Sohn. Jakob wollte er ihn nennen.

Und jetzt, da das Schicksal ihm solche Günst gewahrte, sollte ihm auch Gerd in die Hand gegeben werden?

Er warf sich in den Sattel und eilte. Triumph im Herzen, durch die regenswarme Nacht, und das Nest auszuheben.

Alle fielen sie in seine Hand, tot oder lebendig, nur der eine, auf den es ihm ankam, entkam, zwar nackend, so wie er auf dem Lager gelegen hatte, und auch sein Wappen verlor Gerd bei dieser Flucht durch das Fenster.

Doch das konnte den Grafen wenig kränken. Für ihn war keine Unehre dabei! Und Moritz konnte sich mit diesem Wapp nicht gut brüsten, da es doch auch das seinige war.

Aber dieser nächtliche Überfall steigerte noch mehr Gerd's Zorn. Er konnte es kaum erwarten, bis seine verbundenen Heere herangekommen waren, so sehr verlangte es ihm nach Rache.

Die Sonne schickte die ersten schrägen Strahlen über die Heide, als die Heere der feindlichen Brüder sich enggedrückt zwischen dem roten Heidekraut schimmerten die betauten Spinnweben. Die Allweiberfäden zitterten in der Luft, die so süß und wundersam weich war.

Da kamen sie einander nun näher, Schritt um Schritt, all die Herren und Heiden Nordwestdeutschlands. Sie waren miteinander versippt und verschwägert. Gott mochte wissen, warum der eine hüben, der andere drüben kämpfen wollte.

Die Sonne spiegelte sich in ihrem blanken Harnisch auf ihrem Schwert. In dumpfer Bewunderung sahen die Knechte all dieses Glanz und folgten ihren Herren willig in die Schlacht.

Keiner von allen, die da gegeneinander zogen, dachte daran, daß hier der Bruder des Bruders töten wollte. Sie alle dachten nur an die Beute, an den Machtzuwachs, den sie selbst durch diesen Kampf zu gewinnen hofften.

Einen Augenblick verharrete der greise Herzog Wilhelm, den Freund und Feind „Gotteskuh“ nannte, auf einem Hügel, von wo aus er die weite Heide überblicken konnte.

Der Tag würde heiß werden. Wilhelm ließ seine Reiter schwenken, um dem Feinde Sonne und Wind abzugewinnen.

Und dann brach der Kampf los. Erbittert zochten die Friesen. Mancher von ihnen mußte es Gerd heute heinzahlen, daß er ihm das Dach über dem Kopf anzünden ließ, daß ihm das Vieh geraubt, die Frau geschändet wurde.

Und die Bremer schrien bei ihren Schlägen: „Dies für den Überfall bei Delmenhorst! Das für die Bremer Taufe!“ Oder sie dachten Ingrimmig an die vielen Ellen Tuch, die er ihren Kaufleuten auf seinen Straßen abgenommen hatte.

Auch die Hoyaer waren haderfüllt. Sie konnten es Gerd nicht vergeben, daß er Catharinen so wenig freundlich als seine Schwägerin aufgenommen hatte, ihr vielmehr immer noch zur Last legte, daß sie einen die-vongelaufenen Priester zum Manne genommen hatte.

Herzog Wilhelm sah, mit welchem Grimme der Feind um sich schlug, der zudem in der Übermacht war. Schon begann seine Reitere zu wanken. Weder die Tecklenburger noch die Münsterländer, Braunschweiger oder Holsteiner waren von persönlichem Heldentum. Vielleicht machte die ihre Schwerter stumpfer als die, die auf Moritz' Seite fochten.

Da reckte sich der greise Held hoch auf und ließ sein Schwert durch die Luft sausen. Sechs Feldschücheln hatte er gewonnen. Da sollte ihm hier eine Schär lumpiger Bauern und Krämer Ehre und Ruhm nehmen? Lieber wollte er selbst auf der Waise bleiben, als solche Schande erleben. Mitten in das dickste Getimmel ritt Wilhelm hinein.

Moritz hatte den alten Herzog erspäht. Er brach sich durch seine eigenen Reihenden Weg zu ihm und schlug einem Landknecht

den Speiß, mit dem er den Alten erstechen wollte, aus der Faust. Nein, lebendig sollte der Sieger so vieler Schlichen ihm in die Hände fallen.

Aber da sprengte einer herbei, einen mächtigen Streithammer in beiden Fäusten, den ließ er niedersausen auf die Köpfe der Feinde, die unsanften und zertrampelt wurden von den Hufen seines Pferdes.

Entsetzten packte Moritz' Heer. Die Landsknechte wichen zurück, ja, sie flohen. Die Ritter wurden mit fortgerissen.

Auch Moritz wurde zurückgedrängt von dem Herzog, dessen er sich schon sicher geglaubt hatte. Aufatmend hielt Gerd neben dem Alten inne. Er strahlte ihn an mit seinen Bernsteinellen Augen, ehe er weiter den Feinden nachstürmte.

Graf Gerd gewann diese Schlacht, die Schlacht auf der Borsteler Heide. Er kniete auf dem zerstampften Boden mitten unter den Toten und Sterbenden, und die verbundenen Heere standen ringsum, als Herzog Wilhelm ihn zum Ritter schlug. Er hängte ihm die goldene Ritterkette um den Hals, und die Heide hallte wider von dem Jubel der Herren und Knechte.

„Herr Gerd, dem Mutigen!“ Dies dachte Gerd der herrlichste Tag seines Lebens.

3. Der schwarze Tod.

Catharina rückte für Moritz den bequemen Stuhl im Erker zurecht. Er liebte es, aus dem hohen Fenster über das Land zu schauen, über die Wälder und Felder, die in der satten Reife des Augusttages dalagen. Dieser Platz am Fenster hatte es bislang noch immer vermocht, die scharfen Falten in Moritz' Gesicht zu glätten.

Aber heute lag ein solch tiefe Abspannung in seinen Zügen, daß Catharina erschrak. Sie wagte nicht, ihn nach dem Ausgang der Schlacht zu fragen, die bei Gellener Horne geschlagen worden war. Und Moritz selbst sprach nicht.

Ach, es war lange her, daß er mit all seinen Gedanken zu ihr gekommen war. Die schwere Natur der Borsteler Heide hatte den Mann völlig verwandelt. Der Haß gegen Gerd fraß seine Seele auf, ja, zerstörte ihn.

Die Magd brachte den kleinen Jakob herein. Er war ein so schönes Kind, so mit Lehl-blenden Loden und schünen dunklen Augen. Das Gesichtchen war rosig und wohlgeformt. Mühte es den Vater nicht glücklich machen, den Erben so gesund und schön heranwachsen zu sehen? Jakob wurde in ein paar Tagen zwei Jahre alt.

Aber Moritz sah nur, daß dies Kind seinen Brüdern glück. So licht und schön waren Kersten und Gerd in ihrer Jugend gewesen. Gerdankens setzte er das Kind auf sein Knie, und Jakob spielte glücklich mit der goldenen Kette, die der Vater um den Hals trug.

Jetzt trippelten die kleinen Mädchen herbei, um den Vater zu begrüßen. Sie fielen einander an die Hände, wie sie es immer zu tun pflegten, und sahen gleichsam farblos aus mit ihren hellen Augen dem weifblonden Mann, der den durchschichtigen spitzen Gesichtchen, Allet und Cathrindem glühen ihrer Mutter. Scheu und still setzten sie sich auf ihre kleine Bank unter dem Fenster und sahen den Vater an wie eine seltsame Herrlichkeit. Der Schatten eines neuen Lächelns glüht über Moritz' Züge. Er wollte die kleinen Mädchen auf seinen Knien reiten lassen, aber Jakob behauptete schreiend seinen Platz. Da strich Moritz nur mit der Hand über die gesenkten Fladköpfechen.

Catharina wurde bei dem Anblick dieser Gruppe so weh und zärtlich ums Herz. Warum durften sie nicht miteinander glücklich sein, solange sie alle miteinander waren? Gerd Moritz vermochte nicht mehr den Reichtum zu erkennen, den ihm das Leben gelassen hatte. Er sah nur das eine, das es ihm veranlagte: die äußere Machtstellung.

Nach Gerd's Sieg auf der Borsteler Heide war für Moritz eine böse Zeit gekommen. Der Frieden, der im Mai des Vorjahres geschlossen worden war, war nur von kurzer Dauer gewesen.

Moritz und die Bremer konnten sich nicht entschließen, Gerd vertragsgemäß die Kirche von Elsfleth zu übergeben, da sie sie mit so vieler Mühe zu einer Feste ausgebaut hatten. Der Kampf wogte hin und her.

Die Bremer trauten Gerd's Bauern Vieh und Ackergerät, und dafür wurden bei passender Gelegenheit von dem Oldenburgischen Heer Schiffe erbeutet, die mit Proviant und Waffen guten Ausgleich für die erlittenen Verluste boten.

In vergangenen Winter war es verhältnismäßig ruhig gewesen. Aber dann im März, als die Frühlingstürme das Wasser ins Land trieben, hatten die Bremer die Stedinger Dörfer zünnechten.

Moritz dachte in Erinnerung daran ein böses, finsternes Lachen, daß Catharina ihn ängstlich ansah.

„Ja, du“, sagte der Mann aus seinen Gedanken heraus. „Dannals habe ich Gerd manches heimgezahlt, was ich an Qualen durch ihn erlitten habe. Sein Roß schäumte, und ihm selbst rann der Schweiß über das Gesicht, als er zu der Stelle kam, wo das Wasser ins

Land strömte. Er sah mich nicht, weil ich verdeckt hinter einer Weide stand. Aber ich konnte sehen, wie sich sein Gesicht verzerrte und schmerzweiß wurde.“

Catharina wußte, daß Gerd viele Jahre hindurch an diesem Deich arbeitete. Sein Werk des Friedens sollte dies sein und von ihm kunden, wenn die Erde schon lange seine Gebirne deckte und ein anderes Geschlecht auf dieser Erde wandelte. Mit Anmut wußte die Bauern ihren Nachkommen den Namen dessen nennen, der ihnen den schützenden Deich gebaut hatte.

Aber Moritz mißgönte seinem Bruder dieses Werk. Er frohlockte in dieser Stunde darüber, daß es ihm gelungen war, es zu zerstören.

Es hatte Gerd nichts genützt, daß er Sträucher und Sondsäcke in die Lücke warfen ließ. An so vielen Stellen war der Deich durchstochen, daß das Land bald überström war und nur für lange Zeit eine Brache sein würde.

Diese Tat wird mich noch in meiner Todestunde freuen“, schloß der Mann finster.

„Moritz!“ flücherte Catharina ihre blauen Augen auf ihn. Es war furchtbar zu sehen, wie der Halbgenacke ihn zerstörte. Tränen rannen ihr übers Gesicht. Als sie Moritz' unwilliges Gesicht gewahrte, nahm sie die Kinder still bei der Hand und ging hinaus.

Für den Abend hatte Catharina das blaßgesteckte Feslergeward mit dem silbernen Gürtel angelegt. Sie wußte, daß es nicht kleidete. Moritz liebte es, wenn sie sich für ihn schmückte, und allmählich hellte sich ihr jetzt seine Miene auf, als sie zusammen an dem offenen Fenster saßen. Durch das der süße Duft des Sommerabends zu ihnen herdrang. Wie ein Vorhang hing im Dämmererschein der Regen, der nach einem schweren Gewitter herniederrauschte. Irgendwo in den Bäumen des Gutsgartens sang eine Nachtigall.

Aus dem Gedächtnis sprach Catharina die Worte des „Ackermann“, als er den Tod anflehte, ihm sein Liebestes auf dieser Erde zu lassen. Moritz hatte ihr so oft aus diesem Buch vorgelesen, daß sie es nun auswendig wußte. Sie lechte es sehr.

In der sinkenden Dämmerung konnte sie Moritz' Züge nicht mehr erkennen. Sie erschrak, als sie plötzlich sein verzweifeltes Schluchzen hörte.

„Moritz!“ Catharina kniete vor ihm und umklammerte seine Knie. „Moritz — du und ich, wir bleiben immer zusammen, immer! Wir wollen einander folgen in den Tod. Ich lasse dich nie allein, das schwöre ich dir.“

Sie wußte nicht, daß sie gotteslästerliche Worte aussprach. Sie, die fromme sanfte Catharina, war wie von Sinnen über die Qual, die Moritz' Herz zerriß, und deren Ursache sie nicht begriff.

Aber jetzt sagte er zu ihr: „Graut dir nicht vor mir, Catharina? Um meinwillen haben heute Hunderte von Männern ihr Leben verloren und Hunderte ihre Freiheit. Rot war das Wasser der Hunte von ihrem Blut. Meine Sache ist verloren. Ich gebe es auf.“

Die Stille, die diesen Worten folgte, war lastender noch als der wilde Ausbruch des Schmerzes vorher.

Dann stand Moritz auf und schloß das Fenster. „Mich freit“, sagte er schaudernd. Als der flackernde Schein des Kienspans auf sein Gesicht fiel, sah es in seiner Blässe fast gespenstlich aus.

Noch in dieser seltsamen Nacht erkrankte Moritz an der Pest. Die Menschen hatten geglaubt, nun endlich Ruhe vor dieser Geißel zu haben, denn lange Zeit war kein Pestfall bekannt geworden. Catharina wich nicht von Moritz' Lager. Sie pflegte ihn, ohne daran zu denken, sich selbst gegen die Ansteckung zu schützen. Keiner sonst durfte in das Gemach.

Als eines Morgens der Magd die Schlüssel mit der Morgenkette nicht mehr abgenommen wurde, holte sie voller Angst den Prediger.

Da fanden sie Moritz und Catharina Hand in Hand auf einem Lager. Der Tod gewahrte ihnen die Gnade, in ihm beieinander bleiben zu dürfen.

4. Der Sieger.

Die Magd sprang mit ihren Melkmeiern lüchend beläuselt, als Herr Gerd mit seiner Reihenschar in den Hof sprengte. — Ehe ein Knecht herbei war, sprang der Graf aus dem Sattel und stürmte die Treppe hinauf zu Adelheid. Er fand sie in ihrer Kammer vor dem Muttergeschilde. Sie flüchte zu Beatrix, Sebastian und Christophorus, daß die Heiligen ihre Söhne und ihr kleines Tochterlein und auch Gerd und sie selbst sowie das ganze Tag von der furchtbaren Seuche, vor dem schwarzen Tod, bewahren möchten.

Im Zimmer roch es scharf nach Wadholder. Erschrocken packte Gerd die Frau an der Schulter. „Die Pest! — Es ist doch Jahr und Tag seit dem letzten Todesfall vergangen! Ist eins von den Kindern erkrankt?“

Herrgott, er konnte jetzt keine Kranke gebrauchen, er mußte den Sieg über Moritz und die Bremer ausnutzen. Er wollte ihnen nachjagen zur Ochtm hinunter.

(Fortsetzung folgt)

Zwischen Himmel und Hölle

Ein irrischer Heimatroman um Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirksewa von Ostlirland

VON THORA THYSELIUS

G R A F G E R D



12. Fortsetzung

Sein Gesicht war rot und erhitzt, und heftig sprudelte er die Rede vor. „Ich will ihm den Garau machen, die Kühle will ich ihm zudrücken, damit ich meine Rache habe für die durchstochenen Deiche!“

Adelheids Gesicht war so weiß und verzerrt, und die Augen brannten darin. — Sie wich vor ihrem Mann zurück und lehnte an der weißen Wand. „Die Arbeit hat dir ein anderes abgenommen. Moritz und Catharina starben an der Pest.“

Sie sprach jedes Wort klar und deutlich und starrte ihrem Mann ins Gesicht. Was erwartete sie? Das Aufblitzen eines wilden Triumphes?

Aber Gerd war in tiefer Ergreiftheit vor dem Muttergötterbild niedergekniet. Adelheid sah, wie ihm die Tränen über das harte das dunkle Gesicht rannen. Da fuhr sie plötzlich, wie ihr eigenes Herz ihm gut und warm entgegen. Sie kniete neben ihm nieder und dankte Gott und weinte sich all ihre Qual um diesen Mann von der Seele.

Nein, er war nicht schlecht, er war nicht verworren. Er hatte das Herz eines Knaben. Jetzt glaubte er, Gott selbst wollte ihm in diesem rühmlichen Bewußtsein helfen, Gott habe Moritz mit der Pest geschlagen, um ihn zu strafen für das Unrecht, die eigenen Deiche durchstochen zu lassen. Ja, er sah darin Gottes Willen, ihn selbst zu erlösen.

Der Tod von Moritz und Catharina wurde die Fanfare zu einem großen Sterben. In der Dunkelheit rumpelte der Festkarren durch die engen Gassen, und das Sterbegelächter der Menschen einander aus, wenn sie einander im Hellen begegneten. Wühlte man denn, ob der andere nicht schon gezeichnet war? Nur der Totengräber und der Bader gingen von Haus zu Haus; vor Nase und Mund hatten sie sich Essigwürstchen gebunden.

Abends versuchte, zu wilden Spiel und Trunk zusammen. Heiß loderte die Gier nach dem Leben.

Die Leute sprachen davon, daß die durchstochenen Deiche die Schuld an diesem neuen Unglück trügen. Die Wassermassen, die die Fluten im Lande zurückgelassen hatten, verpesteten die Luft, und die Hitze dieser Sommerwochen hätte dies Unheil geboren. Moritz von Delmenhorst trug die Schuld daran, darum hätten er und Catharina die ersten Opfer sein müssen.

Alle glaubten damals, der Tod würde auch die kleinen blauen Fräulein und den Junker Jakob holen — sie glaubten nichts anderes, als daß ein Fluch auf ihnen allen läge. Aber die Kinder blieben gesund.

Gerd sah jetzt zum ersten Male den Sohn seines Bruders. Das Kind lief auf ihn zu und spielte mit der goldenen Ritterkette, spielte die Gerd seit dem Sieg, auf der Borstel Heide täglich trug. Eine solche Kette hatte doch auch der Vater immer getragen. Jauchzend streckte das Bürschlein die kleinen Hände danach aus.

Da nahm Gerd das Kind auf den Arm und warf es hoch in die Luft, wie er es mit seinen eigenen Söhnen zu tun pflegte. Daß der blühliche Moritz und die unscheinbare Catharina ein solch schönes Kind haben konnten! Jakob gleich den Kindern, die bei ihm zu Hause in der Wiege gelegen hatten. Er hatte dieselben großen strahlenden Augen wie Gerd, er hatte den trotzigen kleinen Mund wie Alf, die weichen blonden Locken wie Dietrich und die hohe gerade Stirn wie Johann.

diese Angelegenheit, die ihnen allen so verworren erschienen war. Er setzte Heinke von Mandelshof zu Vorstand der Waisen ein und ließ die Ritterschaft dem kleinen Sohn seines Bruders als ihrem zukünftigen Herrn huldigen. Vorerst nahm Gerd das Schloß Delmenhorst und die Regierung des Landes in seine Hände. Verwirrt und ein wenig beschämt gingen die Ritter auseinander. Immer hatte dieser Gerd ein anderes Gesicht, als sie erwarteten.

5. Theda.
Die Mägde auf der Ulrichsburg hatten tagelang auf den Knien gelegen und die Dielen geschneuert. Die weißen und schwarzen Flecken in der weiten Halle glänzten so, daß man sich darin spiegeln konnte. Und in der großen Küche war gebraten und gebacken, die ganze Haus duftete. So waren die Zustellungen für dies Fest getroffen worden.

Jetzt klapperten sie da unten mit den Teufeln und deckten die riesige Tafel mit den Kostbarkeiten, die sich in Truhen und Schränken fanden.

Und Theda ging mit würdigem Gesicht in diesen Trübel einher, rückte hier einen Stuhl, wies dort einer Magd die Arbeit. Ihre hellen kühlen Augen waren überall.

Ulrichs Herz wurde zärtlich und warm, als er ihr von seiner Arbeitsstube, die ein paar Stufen höher als die Halle gelegen war, zu sah. Wie lang sie war! Schmal und herb war ihr Gesicht, und der Mund tat sich selten zu einem Lächeln. Glat und streng hatte sie das volle dunkelblonde Haar zurückgekämmt. Ihre Gestalt war hoch und stattlich, aber ohne jede weibliche Weichheit, obgleich sie nun doch wieder ein Kind von ihm trug.

Aber so wie sie war, so herrisch und unnahbar, so überlegen und ruhig, so liebte Ulrich sie. Sie hatte ihm Glück ins Haus gebracht, die Enkelin Focke Ukenas und der Töchter Brooks!

Aber er nach dem Tode von Folke, seiner ersten Frau, und sie war, hatte er sich werten Hoffung gemacht, daß Theda Ukena ihre Hand dem Manne reichen würde, der ihren Großvater Focke Ukena mit zu Tode getrieben und um seine Mägdlein schnt hatte.

Sie hatte damals während seiner wühlberlegten Rede gelassen aus dem Fenster geschaut, und als sie sich zuwandte, war wohl nicht von bräunlicher Freude dem jungen Gesicht, aber auch nichts von bösem Haß.

Sie hatte ihm zugewinkt und die schmale kräftige Hand gereicht. „Ich komme zu Euch auf der Ulrichsburg!“

Ulrich Cirksewa hatte sich nicht der Vorstellung hingeeben, diese junge Frau konnte ihn den älteren Mann lieben. Aber dennoch — sie hatte ihm nie Grund gegeben zu glauben, sie liebe ihn nicht.

Sie hatte in seinen Armen gelegen und hatte seine wilden Leidenschaft, die während langer Jahre in der Ehe mit Folke Wiplets Tochter eingedämmt gewesen war, über sich hinbrausen lassen, ohne daß sie selbst ihm entgegenbebe. Aber in den zehn Jahren, die sie ihm jetzt mit ihm verbunden war, hatte sie ihm zwei Töchter — Heba und Gela — und einen Sohn, drei schöne kräftige Söhne, geschenkt, und so Gott wollte, würde er noch mehr Erben von ihr bekommen.

Enno, Edvard, Uko — wenn er die Knaben mit ihren kleinen festen Beinen auf dem Hof herumlaufen sah, füllte sich sein Herz mit einem namenlosen Glück, und er wurde dann so weich und nachgiebig gegen alles, was Theda betraf.

an seinem Ohr, und Ulrich läuschte sich nicht: in ihrer Stimme war ein seltener Klang von Glück.

Sie sieht aus wie eine Königin, dachte er, als sie zusammen die Gäste empfingen, die einer nach dem anderen zu Pferd oder in ihren Wagen die lange Eichenallee entlang kamen, die zu der Burg hinaufführte. Als hätte begrüßt sie Sibyl von Esens, Ulrichs Schwager aus erster Ehe. Er brachte die junge Theda und seinen Sohn Wibet mit. Diese beiden jungen Menschen strahlten in einem frischen unbefangenen Glück, dem die Feindschaft, die ehemals zwischen ihren Vätern bestanden hatte, nichts hatte anhaben können.

Sibet war seit der neuen Ehe Ulrichs mit Theda Ukena nicht mehr auf der Ulrichsburg gewesen. In seinem Herzen machte er es dem Schwager wohl verubeln, daß es den geliebten, Folke eine Nachfolgerin zu geben.

Jetzt liefen Sibels flinke Augen überall herum und bemerkten jede Veränderung. Seltener beweglichen Miene konnte man da anmerken, ob sie sein Miß- oder Wohlgefallen erregte. Am kritischsten maß er die junge Heba aus.

Ulrich mußte lächeln. Nein, Sibet war durch das Alter nicht ruhiger und gelassener geworden. Er würde auch heute wohl noch in der Schlacht wie ein Stier dahinstürmen.

Dann kam Alke von Inhausen mit seinen Brüdern Wilk und Gerd, die kleinen dieses Festes stotzte eine ihrer ergebigen Kapferfahrten aufgegeben hatten. Und Benlup kam, schön und uppig. Ja, sie war ein wenig dick gewesen, aber dennoch konnte jeder begreifen, daß Lubbe Onken nicht bereute, so schwer um den Besitz dieser Frau gekämpft zu haben. Und man konnte auch merken, daß Benlup es war, die auf Knipens das Regiment führte.

Sobald sie in die Halle trat, wurde es gleichsam heller, und nichts von der Bellemnung, die der ersten Begrüßung einer solch großen Zahl von Festteilnehmern zu folgen pflegt, war zu bemerken, seit Benlups fröhliche Stimme von einem zum anderen ging.

Sie hat Theda, die Kinder herein zu bringen, und sich bewundernd, wie die doch erst sieben Jahre alt war, aber sicher so groß und kräftig, wie ihre eigene Zehnjährige zu Hause. Und Gela strich sie über die blonden Flechten. Nein, so weiches und langes Haar hatte wohl sonst kein kleines Mädchen in ganz Ostlirland.

Sie hatte auch Zuckerzeug in ihrer perlenglänzenden Tasche, und die kleinen Bubben wurden so lustig und übermütig, daß sie der guten Tante Benlup auf den Schoß kletterten und Edzard sie in die dicke Ohrflappchen kniff, an dem zu schon geschliffener Bernsteintropfen hing.

So gelang Benlup, was sich die anderen Hauptstücken vergeblich wünschten: Sie wurde mit Freund mit Theda.

Die Gäste waren nun fast alle versammelt, und Theda war von der Friedeburg mit frischem roten Gesicht ein — und Theda trachte Ulrich leise, ob sie die Pastete mit Taubenraut auftragen lassen sollte. Aber in Ulrichs Gesicht war gewisse Erwartung. Einer fehlte noch, einer, an dem ihm lag, auf den es ihm ankam.

Der Hauptling läuschte in den Gesprächspausen an ein Baderlein. Und dann kamen wirklich noch neue Gäste. Aber es waren die Werdumer, Hieko Boyms mit Wymed, dem wahrhaftig — dahinter tauchte das bleiche Gesicht von Hero Tansen auf. Auch er und Tjadert kamen zu diesem Fest auf der Ulrichsburg.

Ulrich Stimme zitterte ein wenig Ein ganz Menschenalter hatte er darum gerungen, was ihm jetzt endlich zuteil wurde. Ja, er fing an zu ermüden, diesem Phanton nachzujagen. Er hatte eingeschaut, daß er es nicht durch Krieg und Gewalt erringen konnte.

Aber da hatte Theda ihn angesprochen, nicht mit Worten, nur durch ihr bloßes Dasein. Sie, die Enkelin des großen Focke Ukena, die Nachkommnin der Tom Brooks aus Brookland, sie mußte Herrin sein über ganz Ostlirland. Ihr kam es zu, daß sie empfingen, wonach die Väter vor ihr gestrebt hatten. Darum hatte sie dem alternen Ulrich Cirksewa die Hand gereicht, darum hatte sie ihm Kinder geboren. Er sollte für sie die Mächterhöhung erringen.

Und jetzt verlor Ulrich, daß Kaiser Friedrich III. ihn zum Grafen über Ostlirland erhob. Dies Schreiben machte ihn zum Herrn über Land, dessen Besitz strittig war — aber gleichmütig las Ulrich darüber hinweg. Er las es allen den Hänglingen vor, denen er nach und nach die Macht aus den Händen gewunden hatte. Und keiner sprang auf, um das Schreiben zu zerreißen, keiner machte ihm streitig, was er mit List und Klugheit den kaiserlichen Kanzleien abgewonnen hatte.

Nein, alle blickten sie auf Theda, die, umflossen von ihrem starren Prachtgewand, nicht nur aussah, wie eine Gräfin aussehen mußte — jeder der Männer dachte in seinem Herzen, diese Frau wurde mit derselben Selbstverständlichkeit eine Königin- oder Kaiserkrone einnehmen.

Aber in Thedas Augen loderte und flammte es: ihr, ihr, ihr wurde das zuteil, um das Großvater und Ahnen seines Blut hatten flehen lassen, ihr, in der das Tom Brooks die Ehe mit dem Blut der Ukenas zusammenfloß... Wie eine reife Frucht fiel ihr die Grafenkrone Ostlirlands in den Schoß.

Mit ihren Gedanken war sie weitab von all diesen Menschen, die sie bewundernd, neiderfüllt, freundlich oder mißgünstig betrachteten. Sie war bei jenem Ritter Oeko Tom Brooks, der der Geliebte der Königin Johanna von Neapel gewesen war, dem er seiner Braut Folke von Strakholt nur ein halbes Herz nach Hause brachte, weswegen sie die „Quade“ (Böse) wurde. Und Theda dachte an jenen rauhherzigen Enkel dieses Mannes, den letzten Oeko Tom Brooks, den die anderen ostlirischen Häuptlinge vertreiben, denn sie sein Land entrissen hatten — und ihr Großvater väterlicherseits, Focke Ukena, war wohl sein schlimmer Feind gewesen. Der glaubte sich schon sicher in der Macht, als sie auch ihm entrissen wurde. Erst sie, die Enkelin dieses Mannes, empfing, wonach Geschlechter vor ihr gestrebt hatten.

Sie und sie würde die Macht festhalten. Scheitern würde ihre seltsamen Augen in eine Ferne gerichtet, in der sie, befreit von dem alten Mann an ihrer Seite, allein die Regentschaft über dieses Land am Meer in Hinderen hätte, als Treuhänderin zwar für ihre Sohne, aber dennoch Allherrscherin. Oh, sie wollte auf alles verzichten, was sonst das Glück einer Frau ausmachte: Liebe, Hinzukommen, was bedeutete das für? Ihr Herz begehrte nicht.

Ein unbändiger Triumph glänzte für einen Augenblick in ihrem Gesicht, auf die sie sich mit einem Lächeln, das ihn beglückte, dem Enkel an ihrer Seite zuwandte, der für sie die Krone errang, hatte, für sie und die Sohne, die aus ihrer Schoß kamen.

Jetzt ließ sie die Knaben herbeibringen. Der vierjährige Enno war schüchtern und wollte sich für den vielen Fremden verkriechen, und der kleine Uko, der gerade erst anfang zu laufen, verzog weinerlich das kleine runde Gesicht. Nur Edzard lief an allen Gästen vorbei zum Vater hin, der ihn lächelnd auf den Arm nahm.

Da hoben die Gäste ihre Becher und tranken dem neuen Grafenhaus zu. Nur Tanno Duren, der Häuptling von Jever, saß stumm und still da. Dieses hatte er nicht gewollt — Ein wenig bekommen war wohl allen den Häuptlingen zwischen Harle und Jade zumute, irgendwie kamen sie sich überrenpelt, verzögert vor, denn dennoch waren sie frei gewesen in Ostlirland. Doch sie steten sich bald bei dem schweren Wein, der ihnen ihr kühles Denken raubte, mit dem Gedanken, daß es gut sein mochte, einen Herrn zu haben, der so genug war, sie zu schützen gegen die Übergewalt fremder Mächtiger. Sie dachten aber vor allem an Gerd von Oldenburg, der wieder frech die Hand ausstreckte nach ihrem Besitz und auf lang veraltete Rechte pochte.

Als Theda die Häuptlinge über den Grafen sprechen hörte, kniff sich ihr herber Mund zu einem schmalen Spalt zusammen. In ihrer Gegenwart wagte weder Ulrich, geschweige denn einer vom Gesinde, den Namen Gerd zu erwähnen, seit sie erlebt hatte, wie Theda ihn aus ihrer kühlen Beherrschtheit zu heilem Zorn aufblitzte, als man seiner Erwähnung tat.

Ulrich glaubte zu wissen, daß Theda diesen Todfeind Ostlirlands hatte, und hielt für gewiß, daß diese eigenartige Frau in dieser Weise ihre Liebe zu ihm offenbare.

(Fortsetzung folgt)

Zwischen



Fortsetzung

Schwelger legte er jetzt seine große Hand über ihre schmalen langen Finger, die kein...

6. Das große Spiel.

Gerd warf sich unruhig auf dem Lager hin und her. Der Frühlingsturm brauste um die Burg.

Welch eine Nacht! Dem Grafen schien sie den Panzer zu zergeren, den diese Monate um sein eigenes Herz gelegt hatten.

Die Wahrheit war die, daß Kersten wohl gern den verborgenen Schatz gefunden hätte, aber daß ihm leider weder Hexen noch Zauberer zu Diensten standen.

Ja, so wußten die Oldenburger Herren Kersten nicht, daß er in Kiel war, er reist nicht.

Er verlangte von der schleswig-holsteinischen Ritterschaft die Auszahlung der Abfindungssumme von 60 000 Gulden, von denen Moritz und er erst 20 000 erhalten hatten.

mit großen Augen den Geschichten des Vaters, die immer damit endeten, daß ein großer König kam und die kleine Ermgard auf sechs Schloß holte.

Manchmal, wenn die Wintersonne warm genug schien, mußte Ermgard in warmes Pelzwerk gehüllt werden, und Gerd hob sie dann vor sich auf Pferd.

Aber Gerd rief ungeduldig der Katrin zu, sie solle das Kind in Acht nehmen, dann ritt er polternd davon mit seiner Reiterschare.

Es wurde finstere Nacht, und des Grafen Pferd war in einen Graben geraten, bevor sie in einem Schafschauer auf offenem Felde übernachteten.

Dort gab es einen Mann — Ivar Axelson Thott — der wollte Karl Knutson wieder ins Land holen, vielleicht weil er Karls Tochter zur Frau hatte.

Als er sie in den vergangenen Winter auf dem großen Fest, das die Adeligen zu Ehren ihres Widersahrs, hatte ihm das Herz geklopft.

Um die Zeit, als auf den Obstwiesen die Kiraschen reiften, war Gerd wieder in das holsteinische Land gekommen und fand es bereit für seine Pläne und Hoffnungen.

Laut und scharf hörten sowohl der Herr von Rantow, wie Heinke von Mandelsloh, Dietrich Schleppeperll, Hinnek Ahrent und die anderen Gerd's Stimme sagen: „Andern-

himmel und Hölle

Ein Irischer Heimatroman von Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirkse von Ostlriesland

VON THORÄ THYSELIUS

falls ist mein Verzicht auf meiner Mutter Erb- und fällig, wie es auch in der Urkunde vermerkt steht, und ich erhebe Anspruch auf Schleswig - Holstein - Stormarn; denn mir kommt die Herzogskrone so gut zu wie meinem Bruder Kersten."

Das war es also... das hatte ihn wie einen Dämon durch den aufbrechenden Frühling gehetzt.

7. Die Herzogskrone!

Sie waren an den stäubenden Kornfeldern entlanggeritten. Die Luft zitterte blau in der Mittagshitze.

Gerds brauner Hengst schnauhte zufrieden und schüttelte die seidigglänzende falbe Mähne.

Wie schön, wie zauberhaft schön war dies alles! Gerd drängte sich der Gedanke auf, so wie in dieser Stunde würde es nie mehr sein.

Lachend gab Dagmar ihrem Schrecken einen leichten Schlag mit der Reitgerte, daß das empfindliche Tier davonsah, und Gerd sie erst einholte, als sie sich unter der breiten Buche aus dem Sattel gleiten ließ.

Wie hier aus hatte man einen herrlichen Blick über den See, in dem sich die weit überhängenden Bäume spiegelten.

Es duftete süß und warm nach Harz. Dagmar fuhr mit ihren ringgeschmückten Fingern Gerds scharfgezeichneten Mund entlang.

Er lachte und zog ihren Kopf zu sich herunter, daß er sie küssen konnte, bis sie völlig außer Atem war.

Herrgott, wer hatte Ihnen diese heiße verzehrende Leidenschaft ins Blut gegeben?

Sie hatten auf diesem Ritt so viele Dinge besprechen wollen, die ihnen beiden am Herzen lagen — Dinge von weittragender Bedeutung — aber sie brauchten einander nur in die Augen zu sehen, dann sprang darin der Funke auf, der allen Verstand verwirrt.

Als er sie in den vergangenen Winter auf dem großen Fest, das die Adeligen zu Ehren ihres Widersahrs, hatte ihm das Herz geklopft.

Ja, sie war verheiratet mit Reventlow, einem müden holsteinischen Edelmann, dessen einziger Ruhm eine lange makellose Ahnenreihe war.

Aufglühend wandte sie sich dem Grafen zu, der sie an ihre herrliche Jugend im Kopenhagener Schloß erinnerte, als sie noch die von allen verwöhnte Dagmar von Norden-sköld war.

Dagmar war es, die dem Grafen seit dem vergangenen Winter geheime Botschaft sandte von der Lage der Dinge im Lande Holstein.

Überall verstand sie klug, Fäden zu knüpfen und Fäden zu zerschneiden.

„Rantow hütete du der alten Herzogin lassen sollen", meinte Dagmar. Sie wollte klug, alles vermeiden, was die öffentliche Meinung gar zu sehr gegen Gerd aufbrachte.

„Erstaut sah er Dagmar die Schnüre und Haken ihres Kleides lösen. Lachend spritzte sie ihm das perlende Wasser ins Gesicht.

hatte, aus ihrem Schloß vertrieb und ihr die Gelder vorenthielt, die ihr nach dem Gesetz zustanden.

Aber Gerd meinte leichtsinnig: „Was braucht eine alte Frau viel Geld, und wozu braucht sie ein ganzes Schloß! Aber du, Dagmar, für dich brauche ich das ganze Land, und alles Geld der Welt, um diese schöne Hand zu schmücken!"

Dagmar wand sich aus seinen Armen. „Glaubst du, daß es klug ist, wie du jetzt den Adel behandelst? Sie murren und begimmen, dich zu hassen, weil du ihnen überall ihre Rechte schmälertest."

„Und ob er dich liebt", dachte Dagmar, als sie ihm in die flammenden Augen blickte.

Wenn Gerd von Dorf zu Dorf zog, strömten die Herren herbei. Er saß mit ihnen in den Schenken, er tanzte mit ihren Mädchen, er trank mit ihnen Bier, bis sie vor lauter Begeisterung nichts denken konnten.

„Was schert mich der Adel", fuhr er leidend-schäfflich fort. „Wenn die Herren rebellieren, laß ich ihre Schlösser anzünden — ich lasse sie zu Paaren treiben! Aber der Mann, der pläzt von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, der in saurem Schweiß dem Acker pflügt, der ist mein Freund, der soll mich lieben!"

Sie brachten ihm ihre Goldstücke, damit er sie auslösen konnte, loskaufen von der Botmäßigkeit der Ritter. Aber ihm wollten sie gehören ihr Leben lang.

Ein frohes Leuchten glitt über Gerds Gesicht. Ja, das Volk, seine Bauern, das war es, was er am meisten auf dieser Welt liebte — mehr noch als diese zierliche glitzernde Frau in seinen Armen, über die sein Blick jetzt weit hinausging.

Dagmar versuchte, ihn aus der Ferne, in die er entzweit, zurückzuholen. Ihre Leidenschaft entflammte sich, je mehr sie spürte, daß sie nicht allein seine Welt ausmachte.

Es fiel Dagmar gar nicht ein, daran zu denken, daß Gerd dabem eine andere Frau hatte, die ihm sechs Söhne und drei Töchter geboren hatte.

Eines Tages würde er nie mehr von ihr fortreiten. Oldenburg, dieses kleine liebe Heide Oldenburg, würde er einem seiner Söhne geben. Er selbst würde sich die Herzogskrone von Schleswig-Holstein-Stormarn aufs Haupt setzen, und sie würde bei ihm sein, seine Geliebte, seine Freundin, seine Herzogin!

Kersten will mir das Land vorerst als seinem Statthalter übergeben", sagte Gerd. Sie war als Antwort auf ihre Gedanken. Er zog ein Schreiben aus seiner Tasche, und während Dagmar abwechselnd sich froh an ihm schmeigte und ihm dann wieder schalt, daß er die Zeit diese Kunde vor ihr geheim gehalten hätte, las er ihr vor, daß Kersten ihm das Land übergab mit allen festen Burgen und Schlössern, und daß er in dem Lande schalten und walten konnte nach eigenem Willen, so lange der König seine Anwesenheit in Schweden und Dänemark ordnen hat, und das schien für unabsehbar Zeit der Fall zu sein.

Gerd war strahlendster Laune. „Anders vermag er mir seine Schulden nicht zu bezahlen", lachte er vergnügt, während er den hellgelben Goldkettel über den Kopf streifte. Dann ging er braun und straff zum See hinunter.

Erstaut sah er Dagmar die Schnüre und Haken ihres Kleides lösen. Lachend spritzte sie ihm das perlende Wasser ins Gesicht. „Glaubst du, ich wäre am Sund aufgewachsen, ohne schwimmen zu können?"

(Fortsetzung folgt)

Zwischen Himmel und Erde



14. Fortsetzung.

Weil schwammen sie zusammen in den See hinaus. Als sie frisch und kühl zu der alten Bucht zurückgingen, sagte Gerd: „Morgen Erzbischof, den sich die Bremer aus Schwarzburg geholt haben, gelüftet nach Delmenhorst. Aber ich werde ihm sein Verlangen Tintenfaß! — Und dann ist die Zeit jetzt daß diese Diözesen den Bammel schlag!“

Ulrich Cirkens war tot, aber diese Theda, friesland nennen ließ, schien ja den Teufel Neuenburg einen Turm vor die Nase setzen, daß ihre Machtluste nicht gar zu geil in die Höhe schossen!

Gerd merkte gar nicht, daß Dagmar vernarrt und mitleidig dreinblickte, so sehr man. Er sprang in Plänen gefangen genommen, hoch heute nach Oldenburg und zurück zu sein. Nur noch dies mußte er ordnen! Dann kam er für immer in die Land.

Greifbar nah war die Krone, die Herzogkronen von Schleswig-Holstein-Stormarn.

V.

1. Die feste Kammer.

In der Schenke war es heiß zum Ersticken. Dicht gedrängt saßen die Bauern und Bäuerinnen aus der Krempenmark in ihren festgewandten und tranken durstig das gute Hamburger Bier. Bei jedem Schluck hoben sie ihren Becher gegen den Grafen, der sie leicht und lässig in seinem weißen Hemd vor dem geöffneten Fenster saß.

Jeder der Neuentretenden ging zu Herrn Gerd und drückte ihm freudig die Hand, und die Frauen knicketen vor ihm. Der Graf das Kinn und küßte sie auf den Mund weiten Welt gab es einen Herrn, in ihn zählen, daß das Mutterschwein elf Ferkel gegen hütte, und er riet ihnen, einen Eber aus einer fremden Zucht zu nehmen. Sie überlegten mit ihm, ob sie im nächsten Jahre die Weide umbrechen sollten für Ackerland, und wo sie das Holz schlagen könnten für den Neubau.

Nein, diesen Herrn wollten sie behalten, und wenn alle Gudemanns sich gegen ihn erhoben und der Teufel selbst gegen ihn zu Felde zöge. Sie alle aus der Krempen- und der Wittermark, so gut wie die Eidersfriesen wollten Blut und Leben für ihren Grafen lassen.

Gerd schwang sich über das Fensterims und trat zu einem Mann, der sich bei den Pferden zu schaffen machte. „Ja, der König und die Königin kommen. Sie sind auf dem Weg nach Segeberg“, flüsterte der Büttler.

Da piff Gerd durch die Zähne. Bedeutungslos blickte er den Düsternen an, der nickte unauffällig und verschwand. Gerd sprach noch eine Weile mit diesem und jenem. Als der Sommerabend dunkler wurde, zog er sein Pferd aus dem Stall und ritt in der selben Richtung wie der Unbekannte gen Segeberg.

Er kam gerade recht, um zu sehen, wie sein Bauernhaufe — es waren wohl 3000 Mann — sich über den königlichen Zug hermachte, der durch die eilig aufgeworfenen Schanzen und Gräben zum Halten gezwungen worden war.

„Wie eine Spinne!“ dachte Gerd, als er vor die Königin gefahrt wurde. Ihr Gesicht war grau und weh, und die grauen Augen blickten hart und kalt. Nein, hier war jedes Wort vergebens. Stumm liebte Gerd an der Wand.

Auch Dorothea vertrat ihre Zeit nicht mit vielem Reden. „Ihr werdet hier in dieser festen Kammer bleiben, bis der König das Land wieder in seiner Hand hat“, sagte sie gelassen.

Dann ging sie mit plumpen Schritten zur Tür. Gerd hörte, wie sie den Schlüssel im Schloß umdrehte und den Riegel vorschoob. Gefangen — er war der Gefangene der Königin...

2. Des Herzogs Heim.

Es war eine qualvolle Zeit für Gerd. Er stand an den vergitterten Fenstern und starrte in die Sonnengut, die über den Bäu-

men des Schloßgartens lag. Segelnde Wolken zogen in die Weite, die ihm verschlossen war. Hatte es je einen solchen Sommer gegeben? Abends ging die Sonne glutrot unter, und am Morgen strahlte sie wieder glühend vom Himmel.

Und Gerd saß hinter Gittern. Nur für Stunden öffnete sich ihm die Tür. Dann durfte er unter starker Bewachung im Garten müde werden, ging er doch hinaus in die Sonne!

Jedemal, wenn der Schlüssel sich im Schloß drehte, meinte er, jetzt müßte Kersten zu ihm kommen, um ihm endlich seine Freiheit wiederzugeben. Aber die Königin stand trennend zwischen den Brüdern.

Auch hatte Kersten bei der Tagung mit den Gudemanns mancherlei erfahren, was ihm von Gerd aufbrachte und ihn Dorothea recht gegen ließ. Nein, Gerd hatte schändlich an ihm gehandelt. Mit List und Gewalt hatte er gegen ein Land, das Kersten von Rechts wegen gefolgt, die Hand gegen ihn geschlagen, das Kersten alle Zeit in den Bruder gewetzt hätte, hüllig mißbraucht.

Unglückselig Dorothea stachelte diese Kersten gegen Gerd. Niemand durfte mit dem Gefangenen sprechen außer dem Priester. Dorothea hatte lange mit dem König gewöhnt, bis sie sich für Vater Gottes entschied.

Das erste Mal, als er seinen fetten massigen Körper zu Gerd durch die Tür schob, hatte er Kersten mit einem Fußtritt in den tiefen Leib wieder hinaufgedrückt.

Aber Gottlieb war zah. Er dachte nicht daran, seiner Königin einzustehen, daß er gegen diesen rauhen Grafen machtlos wäre. Er kam wieder jeden Tag, vorsichtshalber jetzt immer in Begleitung von zwei Bewachungsleuten.

Gerd hielt sich die Ohren zu, wenn der Vater ihm recht schwarz, die Hüften ausmalte, die ihm erwarteten, wenn er nicht abließ von seinem pöttlischen Trachten nach einer Nacht, die ihm nicht zustünde.

Nein, es fiel dem Grafen nicht ein, Feuer zu fühlen über sein Vorgehen gegen seinen Bruder. Er empfand es als sein gutes Recht, sich mitterliches Erbe in die Hand zu nehmen, da Kersten sich nicht an ihre Abmachungen gehalten hatte und zudem das Volk lieber ihn zu seinem Herrn wollte als Kersten, der voll und mit seinen skandinavischen Reichen beschäftigt schien.

Auch die vielen einsamen Stunden bei Tag und Nacht brachten ihn nicht zur Besinnung. Er rütelte an den Gitterstäben, ob ein gefangenes Tier und wurde nur böse und wilder mit jeder Stunde, die so nutzlos verbrann, die ihm vom Leben gestohlen wurde.

Eines Tages trat statt des dicken Vaters Gottlieb des Grafen Freund Leidmuth durch die Tür. Dies hatte Adelheid bei ihrer Schwägerin für Gerd erwirkt.

Erschüttert sah er in das zerfurchte Gesicht des Gefangenen. Durch Gerd's Haare, die wild und ungestört um sein Gesicht hingen, zogen sich kleine er ihm helfen in seiner Not, verschloß sich der Freund wieder vor ihm. Dann spritzte Gerd den beifühenden Spott, mit dem er jetzt die Welt betrachtete, auch gegen Leidmuth. Einmal versuchte der Priester, ihm trotzdem zu sagen, daß auch dieser bitteren Zeit ein tiefer Sinn innezuwohnen könne, wenn Gerd sie nur recht ansehen wolle.

„Nichts im Leben braucht vergebens zu sein, alles kann uns weiterführen zu tieferer Erkenntnis, und durch alles können wir unsere Kräfte entfalten und uns unserem Ziel nähern. Du mußt Mut zum Leid haben!“

„Nichts im Leben braucht vergebens zu sein, alles kann uns weiterführen zu tieferer Erkenntnis, und durch alles können wir unsere Kräfte entfalten und uns unserem Ziel nähern. Du mußt Mut zum Leid haben!“

„Nichts im Leben braucht vergebens zu sein, alles kann uns weiterführen zu tieferer Erkenntnis, und durch alles können wir unsere Kräfte entfalten und uns unserem Ziel nähern. Du mußt Mut zum Leid haben!“

„Nichts im Leben braucht vergebens zu sein, alles kann uns weiterführen zu tieferer Erkenntnis, und durch alles können wir unsere Kräfte entfalten und uns unserem Ziel nähern. Du mußt Mut zum Leid haben!“

„Nichts im Leben braucht vergebens zu sein, alles kann uns weiterführen zu tieferer Erkenntnis, und durch alles können wir unsere Kräfte entfalten und uns unserem Ziel nähern. Du mußt Mut zum Leid haben!“

„Nichts im Leben braucht vergebens zu sein, alles kann uns weiterführen zu tieferer Erkenntnis, und durch alles können wir unsere Kräfte entfalten und uns unserem Ziel nähern. Du mußt Mut zum Leid haben!“

„Nichts im Leben braucht vergebens zu sein, alles kann uns weiterführen zu tieferer Erkenntnis, und durch alles können wir unsere Kräfte entfalten und uns unserem Ziel nähern. Du mußt Mut zum Leid haben!“

„Nichts im Leben braucht vergebens zu sein, alles kann uns weiterführen zu tieferer Erkenntnis, und durch alles können wir unsere Kräfte entfalten und uns unserem Ziel nähern. Du mußt Mut zum Leid haben!“

„Nichts im Leben braucht vergebens zu sein, alles kann uns weiterführen zu tieferer Erkenntnis, und durch alles können wir unsere Kräfte entfalten und uns unserem Ziel nähern. Du mußt Mut zum Leid haben!“

„Nichts im Leben braucht vergebens zu sein, alles kann uns weiterführen zu tieferer Erkenntnis, und durch alles können wir unsere Kräfte entfalten und uns unserem Ziel nähern. Du mußt Mut zum Leid haben!“

„Nichts im Leben braucht vergebens zu sein, alles kann uns weiterführen zu tieferer Erkenntnis, und durch alles können wir unsere Kräfte entfalten und uns unserem Ziel nähern. Du mußt Mut zum Leid haben!“

„Nichts im Leben braucht vergebens zu sein, alles kann uns weiterführen zu tieferer Erkenntnis, und durch alles können wir unsere Kräfte entfalten und uns unserem Ziel nähern. Du mußt Mut zum Leid haben!“

„Nichts im Leben braucht vergebens zu sein, alles kann uns weiterführen zu tieferer Erkenntnis, und durch alles können wir unsere Kräfte entfalten und uns unserem Ziel nähern. Du mußt Mut zum Leid haben!“

„Nichts im Leben braucht vergebens zu sein, alles kann uns weiterführen zu tieferer Erkenntnis, und durch alles können wir unsere Kräfte entfalten und uns unserem Ziel nähern. Du mußt Mut zum Leid haben!“

Erst, als das Land wieder fest in des Königs Hand war, als Kersten die Schuldigen gestraft und Gerd Unehelde geschworen hatte, wurde der Gefangene frei.

Am Tor schloß er seine beiden ältesten Söhne in die Arme. Dorothea hatte es richtig gefunden, auch diese halbrichtigen Burden in Gewaltnut zu nehmen. Vor allem in Alf, fand sie, brannte dasselbe Feuer wie in seinem Vater.

Der junge Gerd sah blaß und müde aus. Seine dunklen Augen waren ohne Glanz. Er ging vorkubergeliegt. In dem schönen Knaben schien etwas zerbrochen, seit ihm so Gerechtigkeit widerfahren war. Dem Vater tat sein Anblick weh. Er empfand ihn wie einen Vorwurf. Als sie zu vier den Heimgang an diesem Septembertag antraten, ließ er ihn mit Leidmuth voranreiten.

Sie ritten durch die Wälder, die noch grün waren, und wollten doch, daß eine einzige Nacht sie heftlich verfrühen würde. Leben, kostliches Leben! In tiefen Zügen atmete Gerd die Luft des Waldes, die noch einmal alle Süße des sinkenden Sommers in sich gefangen hielt. Er empfand Gerd die Tiefe und Herrlichkeit des Lebens stärker als je an diesem Septembertag, der ihm die Freiheit wiedergab.

Ihr Weg führte über den Revontlocher Besitz. Pflötzlich wurde es Gerd bewußt, daß er während seiner Gefangenschaft kaum ein einziges Mal an die kleine glitzernde Frau Dagmar gedacht hatte. Aber jetzt wollte er ihr doch Lebewohl sagen, der Gefährtin seiner Lust, ließ er, da er als ein Geschlagener das Land verließ, dessen Besitz er mit ihr hatte teilen wollen.

Er hieß Leidmuth mit den Söhnen im Walde rast machen, während er selbst zum Schloß ritt, das weiß und prächtig in der Sonne stand. Als er die breite Freitreppe emporstieg, scholl ihm Lachen und Musik entgegen. Gerd wollte wieder umkehren, aber da hatte ihn bereits einer der Diener erkannt und der Hausfrau gemeldet.

Lässig kam sie zu ihm die Treppe herab, am Arme ihres Ritters, in der ringgeschmückten Rechten den elfenbeinernen Fächer. Ihr schillerndes Kleid, seinemrock schaute sich üppig um die schlanken Hüften, und sie hob ihn kokett bei jedem Schritt, daß Gerd ihre zierlichen Füße in den Goldkiferschuhen sehen konnte.

Ein paar Stufen über ihm blieb sie stehen und zog die fein nachgezogenen Brauen hoch. Ihr hier, Herr Graf?

Verdutzt starrte Gerd der schönen Frau ins Gesicht. Er hatte erwartet — ja, was hatte er eigentlich erwartet?

Pflötzlich ballte er die Fäuste, und sein Gesicht wurde rot vor Zorn. Jedenfalls konnte er nicht erwarten, nach all dem, was zwischen ihm und Dagmar gewesen war, daß sie ihn hier auf der Treppe ihres Hauses begrüße wie einen hergelangenen Fremden.

In den Fenstern lagen die herausgeputzten Gäste und sahen lästern diesem Schauspiel des Herrn von Revontlocher, Dagmars Gemahl, sah Gerd zwischen den Schultern seiner Nachbarn hervorspähen.

Da drohte sich der Graf auf dem Absatz um und ging spornrechtlich ohne Absicht die Treppe wieder hinunter.

Ohne aufzublicken lagte er dahin, kaum, daß Leidmuth und die Söhne sich ihm wieder anschließen konnten. Auch in der Nacht, die sich über das alte Land herabzog, war, wollte er reiten. Er war den anderen eine Strecke voraus. Sie hörten ihn in der Stille der Nacht abseits seine blasses lästliches Lachen.

Mit Erschrecken sah Leidmuth des jungen Gerd's Gesicht für Erschöpfung und innerer Fäulnis. Erwürgen müßte er die, die seinen herrlichen Vater so erniedrigten.

Erst, als sie am anderen Morgen vor den Deich gelangten und das weite Meer vor sich hatten, wurde der Graf ruhiger. Er sprang aus dem Sattel und leckte sich an die Boshung, wo der Wind ihm über das Gesicht strich. Blitzglanz sah er, wie das Schiff blind und herbeigte, und die silbernen Blätter der Weidenbüsche rauschten, bis ihm die Augen zufielen.

Er schielte lange und tief, und als er aufwachte, war alles ihm Bedrückende — Niederlage, Gefangenahme, Demütigung, Enttäuschung — wie fortgewischt.

Scherzend und lustig wandte er sich an seine Begleiter, deren Gesicht noch verstört waren von dem Gram, den sie um selbsterfüllung trugen. Alf leuchtete auf wie wenn nach, deren weißer Leidmuth stimmte erleichtert in den frohen Ton. Nur der junge Gerd blickte mit stumpfen Augen den Mut hin nach, deren weißer Leidmuth stimmte grünlichgrünliche Wasser tauchten. In seinem Herzen war etwas zersprungen das nie mehr hellen würde.

Die Kunde von des Grafen Heimkehr war ihnen vorausgelaufen. Und so sahen sie eines Abends, als die Sonne sank, ein künkle Frauengestalt auf einem weißen Zelter, die Deckkappe entlangelten. Leidmuth hielt die Söhne zurück. Sein eigenes Gesicht war bleich und erröte. Wie würden die beiden diese Begegnung ertragen?

(Fortsetzung folgt)



Ein friesischer Heimatroman von Graf Oerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirksewa von Ostriesland

VON THORA THYSELIUS



16. Fortsetzung

„He, Schiff in Sicht!“ rief da plötzlich der Mann im Auskick. Gerd's Gesicht strahlte sich. Blitzschnell gab er seine Befehle für den Überfall, aber ehe sie zur Ausführung kamen, erkannten Gerd und Alf durch den Nebel, der dicht über dem Wasser lag, die Segler ein Boot aussteigen, in dem zwei Mann an Land ruderten...

5. Kanonendonner.

Angstlich barg die kleine Allet ihren blonden Kopf in ihrer Mutter Schöße. Ermgard und Heilig saßen eng aneinander geschmiegt und ließen sich jedesmal die Ohren zu, wenn die Einschläge der schweren Kanonen die Burg erzittern ließen. Nur die beiden kleinen Mädchen, Anna und Elisabeth, die nach der Holsteiner Reise des Grafen geboren waren, schliefen ruhig in ihrer Wiege.

Christlan und Otto lehnten an dem dicken Gemauer des Kellerglusses, von dem die Wasser tropfte. Adelheid mußte lächeln über die zornmühen trotzigen Mienen dieser kleinen Knaben. Sie waren böse, daß der Vater ihnen nicht erlaubte, mit den Zinnen der Burg zu stehen und bei der Verteidigung zu helfen, wie Alf und Johann es durften.

„Aber ich brauche doch auch hier unten zu schützen“, versuchte die Mutter sie zu trösten. Da holte sich das runde Gesicht des kleinen Otto auf. Bereitwillig schleppte er das schwere Buch mit dem dicken Silberbeschlag herbei und las mit seiner kleinen Kindersprache daraus vor, stolz auf seine von den Priestern erlernte Kunstfertigkeit, mit deren Hilfe er jetzt die dumpe Bangigkeit in den Herzen der Mutter und der Schwestern milderte. Christian jedoch kehrte sich zur Wand, damit keiner die Tränen sah, die ihm aus Zorn und Schmerz über die Wangen liefen.

Otto unterbrach jetzt seine lateinischen Verse und läuschte mit den anderen auf die Schritte, die auf der steinernen Treppe, die in dies Verließ hinunterführte, hörbar wurden. Alf trat herein, sein Gesicht war blaß vor Überanstrengung, und um die Augen lagen tiefe Schattungen. Jetzt bebte er zudem vor innerer Erregung, als er seine Mutter bat, mit ihm allein sprechen zu dürfen.

Die Gräfin legte die kleine Allet auf eine Schütze Strohhalm und sprach ihr beruhigend zu, ehe sie mit Alf ein paar Schritte die Treppe hinaufging. Hier, in der Dunkelheit des Gemäuers, sagte der Sohn stockend, daß der Vater ihn schicken, um so fragen, ob sie noch jemanden bei sich unten im Keller aufnehmen wolle, der Schutz bei ihm suche.

„Da fragst ihr noch“, erstante Adelheid. „Es ist Dina mit ihren Kindern!“ Voll Scham barg Alf den Kopf an der Mutter Schulter. Ungeheuerlich dünkte es ihn, daß die Magd, die wie alle im Lande wußte, des Grafen Geliebte war, hier in diese enge Gemeinschaft mit seiner Mutter gebracht werden sollte.

„Eine Weile war es still zwischen den beiden. Dann sagte Adelheid fest und bestimmt: „Bring Dina herunter! Wir dürfen keinen Christenmenschen in diese Hölle hinausstoßen.“

Erstant sah Adelheid, wie jung und schön Dina geblieben war. Ihr Gesicht war glatt wie von jener Frische der Menschen, die sich täglich der Sonne, dem Wind und dem Regen darbieten. Das volle rötliche Haar lag in schönen Wellen ungeraut.

Dina trug einen kleinen Jungen auf dem Arm, der im selben Alter sein mochte wie Dina und Elisabeth, und verblickt sah Adelheid, daß keines ihrer eigenen Kinder dem Grafen so ähnlich war wie dieser Freck.

Dina grüßte die Gräfin freimütig. Auch sie wußte wohl um diese Ähnlichkeit, und gerade die gab ihr die Sicherheit, daß sie mit Recht hier Schutz suchte.

Dick, ihr ältester Sohn, gehörte lange zu des Grafen Knappen. Er stand mit seinen Halbbrüdern auf den Zinnen der Burg an den Schießscharten.

chens schmalen Gesichter, die lebhaften Augen und die starken Nasen. Alle schienen sie gleichsam gesünder als Adelheids eigene Kinder.

Dina wollte sich beschneiden in eine Ecke setzen, wie es draußen im Lande aussah. „Sie fallen alle wie eine Meute böser Hunde über unseren Herrn her“, sagte Dina. Das Ammerland brennt, Scheep, Edewecht, Rossum. Alle glauben, daß der Untergang der Welt nahe bevorsteht. Bei Deimshorst, Haserwold die Ribbenacker, die Roggen- und Haferfelder. Wo soll man sich in diesem Winter verstecken? Zu Wasser und zu Lande tun Pfefferfische, die Hamburger, Lübecker und Kieler unserem Grafen zum Schabernack, was sie nur können.

Und dann diese böse Spinne, diese Theda Ukena, die sich Gräfin von Ostriesland nennen läßt. Seit Ulrich Cirksewa tot ist und wieder sie alle Hauptlinge gegen uns aufzögern. Alle glauben, daß der Untergang der Welt nahe bevorsteht. Bei Deimshorst, Haserwold die Ribbenacker, die Roggen- und Haferfelder. Wo soll man sich in diesem Winter verstecken? Zu Wasser und zu Lande tun Pfefferfische, die Hamburger, Lübecker und Kieler unserem Grafen zum Schabernack, was sie nur können.

„Adelheid erstante, wie gut Dina mit den verworrenen Verhältnissen Bescheid wußte. Ja, stand Dina erstant, der Graf pflegte manchmal mit ihr über derlei Dinge zu reden. Über die Burg. Alle Feinde Gerds waren sich einig, ihn diesmal vollends vernichten zu wollen, an der Spitze stand Heinrich Tintenfäß.“

Dina ballte die Fäuste, und wilder Haß loderte aus ihren grünlichen Augen, die im Dämmerlicht des Kellers leuchteten wie Katzenaugen.

„Sie versteht zu lassen, und sie versteht zu lieben“, stellte Adelheid fest. Ja, das war es wohl, die bedingungslose Hinnebe ihrer Gefühle, was Gerd immer wieder zu dieser Frau zog. Adelheid fühlte sich frei von Eifersucht oder gar Haß gegen Dina.

Nein, was zwischen ihr und Gerd war, schmälerte diese Frau nicht.

Und nun hatte das Schicksal sie hier alle drei zusammengeführt wie Schiffbrüchige, die sich an die letzte rettende Planke klammern. Das Land, über das Gerd herrschte, war in Feindeshand, die Harriberg war geschloffen. Nun lagen die Kriegsknechte Bischof Heinrich hier vor der Oldenburg und zerschmetterten ihren schweren Kanonen Burg und Stadt.

Adelheid fürchtete den dumpfen Geschützdonner. Waren diese neuen Waffen nicht ein Werk des Teufels? Wie konnten Menschen so solches erstinnen, anstatt aus dem Erzglocken zu gießen, die zur Ehre Gottes läuteten?

So unsägliches Unheil war über das ganze Land gebracht, und Adelheid wußte wohl, daß Gerd dies Unglück nicht unverschuldet ohne jede Hilfe erlangen, da den Bremern durch seine hochverehrte Art, und jetzt, da das Bier und Klugheit bewundern. Unsere Söhne werden größer und mächtiger sein als ihr Vater, und unsere Töchter werde ich Heizen und Königen vermählen. Da wirst endlich Ruhem erhalten, der dir zukommt.“

Erstend wachte Adelheid auf. Doch ein wenig war auch sie erfüllt von seiner Freudigen Erregung. König Kersten hatte sich wieder mit dem Bruder ausgesöhnt.

Eine Tages war er in Oldenburg einritten, ohne sich vorher angemeldet zu haben. Adelheid hatte ihn erschreckend gealtert gefunden. Seine Gestalt war schwer geworden und seine Züge müde und ein wenig schlaff.

„Aber jung war, hatte er ein Gesicht gehabt, auf dem die Rote kam und jung. Auch jetzt waren seine Farben noch weiß und rot, aber es kledete ihn nicht mehr so gut wie in seiner Jugend.“

Kersten hatte nicht viele Worte gemacht. Er fand wohl, es genügte die Tatsache, daß er die beschwerliche Reise nach Oldenburg machte, um dem Bruder die Hand zu reichen.

ersten Male durfte sie in der Gefahr dem Manne nahe sein, den sie mit all ihrer Kraft liebte. Nicht mehr war sie nur der Zeitvertreib für eine Ruhestunde.

Dines feste Hände packten überall zu, wo es nötig, und es tat vielerwärts not. Die Frauen hatten kaum Zeit, an die Gefahr zu denken, in der sie alle sich befanden.

Als es Abend wurde und alle Verwundeten versorgt waren, legte Adelheid ihren Arm in Dinas. Staunend stellte sie fest, daß sie gut Freund miteinander geworden waren. Gerd trat zu den beiden, und sein von Pulverdampf gedunkeltes Gesicht strahlte, wie felder. „Wo soll man sich in diesem Winter verstecken? Zu Wasser und zu Lande tun Pfefferfische, die Hamburger, Lübecker und Kieler unserem Grafen zum Schabernack, was sie nur können.“

„Ihr beiden bringt mir Glück“, meinte er. „Meine Leute haben heute die Versorgungsschiffe der Bremer versenkt. Nun kann Heinrich Tintenfäß mit seinen Leuten lange auf sein gutes Bier, auf sein Brot und Selchene Feinde vertreiben, wenn wir nur noch ein paar Tage durchhalten. Aber dann will ich es ihnen zeigen! Sie sollen mir dafür büßen, daß sie die Harriberg geschloffen haben.“

Adelheid dachte, daß sie wohl froh sein müßten, wenn sie diesmal mit dem Leben davon kämen. Dina änggerte vor dem Glut des Grafen erstant. Sie glaubte so gewiß wie Gerd, daß der Graf seine Feinde vor sich hertrieb wie der Wind die Spreu. So wie er vergaß sie alle Niederlagen und Fehlschläge nicht einmal dieses tollkühnen Unternehmens gegen König Kersten in Holsteinland, das so völlig mißglückte war, um dem Gerd nur mit Not seines Lebens rettete, vernichtete sie sich in dieser Stunde. Mit glänzenden Augen lauschte sie gläubig den Worten des Grafen. Adelheid jedoch wußte, daß sie trotz allem verloren waren, wenn nicht ein Wunder geschah. Der Feinde waren zu viele.

Noch bevor der Morgen graute, wurden die müden Schiffer auf der Oldenburg durch helles Trompetensingen geweckt. Adelheid glaubte noch, ein freundlicher Traum zuckele ihr diese Töne vor, die ihr das Nahen des Vaters ankündigten, aber schon hörte sie frohe Stimmen rufen, sie sind es! Nikolaus von Tekelburg, die Grafen von Hoy, die Bischöfe von Osnabrück und Verden!“

„Ged ich heute kämpfen sich zum Ausfall der Burg“, rief er. „Ich bin mit dem König Kersten und seinen Bremern ab. Der übermächtige Einsatz hatte den Klugen schnell von der Nutzlosigkeit eines weiteren Kampfes überzeugt.“

Strahlend und froh, ein sicheres Unheil im letzten Augenblick abgewendet zu haben, ritt Graf Nikolaus von Tekelburg in die Oldenburg ein. Aber er wurde nur von seiner Tochter Adelheid empfangen. Gerd steigerte sich in einen grundlosen Zorn gegen den Schwiegervater, der ihm nach seiner Ansicht durch sein Dawischenstreben die Mächtigkeit genommen hatte, die Bremer entscheidend aus Haupt zu schlagen. Wozu brauchte Nikolaus den Reichthum, den Gerd nicht zu unternehmen? Den Sie, hätte er sich auch ohne jede Hilfe erlangen, da den Bremern durch den Fang ihrer Schiffe das Brot und die Tische weggenommen. In unmißverständlichen Worten tat Gerd dem alten Nikolaus seine Meinung kund.

Verletzt und gekränkt verließen die Bundesgenossen die Burg, und noch ehe die polternden Pferdehufe die Treppe hinter sich ließen, eröffnete Gerd mit seinem Kanonen ein Schnellfeuer, das er seinem Schwiegervater zum Dank nachsandte.

Es hörte sich an wie ein gewaltiges Donnerwetter, das wohl ganz Gerd's Meinung ausdrückte.

6. Die Ausfahrt.

Gerd stand vor Adelheid im blitzenden Harnisch, das schmale Gesicht, umrahmt von wohlpflegtem, braunem Haar, war erregt und froh. Er war jung und elastisch wie nie zuvor.

Zärtlich nahm er die Frau in seine Arme. „Jetzt kommt die große Wende in unserem Leben, Adelheid. Jetzt sollst du nicht länger die Frau eines Räuberhauptmanns heißen. Allen Glanz und alle Herrlichkeit will ich dir zu Füßen legen. Fürsten und Könige werden an unseren Hof kommen und deine Schönheit bewundern. Unsere Söhne werden größer und mächtiger sein als ihr Vater, und unsere Töchter werde ich Heizen und Königen vermählen. Da wirst endlich Ruhem erhalten, der dir zukommt.“

Erstend wachte Adelheid auf. Doch ein wenig war auch sie erfüllt von seiner Freudigen Erregung. König Kersten hatte sich wieder mit dem Bruder ausgesöhnt.

Eine Tages war er in Oldenburg einritten, ohne sich vorher angemeldet zu haben. Adelheid hatte ihn erschreckend gealtert gefunden. Seine Gestalt war schwer geworden und seine Züge müde und ein wenig schlaff.

„Aber jung war, hatte er ein Gesicht gehabt, auf dem die Rote kam und jung. Auch jetzt waren seine Farben noch weiß und rot, aber es kledete ihn nicht mehr so gut wie in seiner Jugend.“

Kersten hatte nicht viele Worte gemacht. Er fand wohl, es genügte die Tatsache, daß er die beschwerliche Reise nach Oldenburg machte, um dem Bruder die Hand zu reichen.

Von seinen Kindern, von denen nur noch Hans, Margarete und Friedrich am Leben waren, mochte er nicht viel reden. Adelheid begriff wohl, daß sich Kersten mit Hans, der sein Erbe in Dänemark sein würde, nicht allzu gut verstand, Margarete hatte Jakob von Schottland geheiratet und litt in dem bergigen Hochland an Heimweh nach ihrem grünen Jütland. Nur des Jüngsten, Friedrichs, glaubte der Vater sich noch ungetrübt freuen zu können.

Wenn der Königin Dorothea Name fiel, bewachte sich Kerstens Stirn. Nein, er hatte ein ungutes Weib an ihr bekommen, das ihm die Freude im Leben vergaltete, zumal jetzt, da er endgültig Schwedens Krone verloren hatte.

Lange genug hatte er sich die Hände vor die Augen gepreßt, um nicht zu sehen, wie sie ihm alles zerstörte, wie sie ihn selbst zu zerstören begann. Aber jetzt plötzlich ließ er sich nicht weiter stoßen auf einen Weg, der ihn immer weiter fortführte von dem Ziel, dem er zustreben mußte. Die Tage seiner Jugend standen wieder vor seiner Seele, als er sich vor Gott gelobte, der rechte Erbe des weisen Herzogs Adolf zu sein.

Was war aus den stolzen Hoffnungen seiner Jugend geworden? Sie waren vererbt an den Klippen des grauen Lebens, sie waren verstaubt im Alltag Herrgotts, und er hatte immer gewußt: Für die Verwirklichung dieser Hoffnungen allein lohnte sich das Leben.

Es war nicht irgendein äußeres Ereignis gewesen, das ihn zur Umkehr zwang. Aber er war jetzt ein Mann von fünfzig Jahren. Das Leben würde ihm nicht mehr allzu viel Zeit lassen. Wenn er Fehler und Irrtümer wieder gutmachen wollte, durfte er keinen Tag mehr verlieren.

Und deshalb hatte er sich also auf den Weg gemacht, um sich vor allem mit dem Bruder wieder auszusöhnen. Gerd hatte unrecht an ihm gehandelt, aber war er, Kersten, nicht der Ältere der Einsichtigen? Gerd hatte nicht auch er dem Bruder sein Recht vorenthalten? Diese Entzweiung war in der Hauptsache Dorotheas Werk. Und durch die Versöhnung wollte er ihr sagen, daß sie fortan keine Macht mehr über ihn haben würde. Adelheid hatte mit einem stillen, glücklichen Gesicht zugehört, wie froh es die beiden Brüder machte, allen Groll zwischen einmüde zu vergessen. Jetzt begann sie wieder daran zu glauben, daß sich doch alles wieder zum Guten wenden würde.

Gerd hatte endlich Frieden gefunden mit seinen Feinden. Geheimnisvoll deutete er ihr an, ein mächtiger Freund zwinge Heinrich von Bremen zum Nachgeben. Ja, Gott nicht seine Hand über den Grafen. Als Adelheid davon hörte, daß die Brüder eine Pilgerfahrt nach Köln zu den heiligen drei Königen planten, hatte sie dies als sicheres Zeichen der inneren Umkehr genommen.

Leidtmüde freilich hatte sie bedenklich angesehen. Wann je würden denn zu diesen Pilgerfahrten nur zur Ehre Gottes unternehmen? Er hörte die Herren davon sprechen, daß sie in Neuß den Herzog Karl den Kühnen von Bursund zu treffen gedächten, und Karl war weithin sichtbar der mächtigste Herr des Abendlandes, mächtiger als der Kaiser selbst.

Kersten sprach laut davon, ein wenig zu laut, fand Leidtmüde, daß Kaiser und Herzog beide nach ihm gesandt hätten, damit er die Verhandlung zwischen beiden seit ihrem Trierer Treffen bestand, besitzte eine Karte nach Andernach zum Kaiser war ebenfalls vorgesehen. Was mochte der wahre Beweggrund zu diesem ganzen Aufzuge sein? Soviel verstand Leidtmüde von der großen Welt, daß die wahren Gründe nie auf der Oberfläche lagen, und daß jedem Vorhaben der Götterwohlgefälligkeit umgehängt werden müßte.

Die Vorbereitungen, die für diese Reise getroffen wurden, waren außerordentlich sorgfältig, und der Aufwand war über alle Maßen gerühmt wegen seiner Prachtentfaltung, wozu Kaiser Friedrichs Hofhaltung erbärmlich beschneiden zu nennen war, und es also keiner Anstrengung bedurfte hätte, um sich dieser anzupassen.

So trat König Kersten an einem sonnigen Oktobertag mit einer Schar auslesener Ritter Norddeutschlands die Reise zum Rhein an. Zu seinem Gefolge gehörten außer Gerd, Alf und Leidtmüde der Herzog Friedrich von Braunschweig, Wilhelm Gotteskuhs streitbarer Sohn, der lustige Herzog Johann von Maganus, und der sture Mecklenburger Herzog Magnus.

Gerd sprach in dieser Morgenfrühe von nichts anderem als von Karl von Bursund. Daß er nun endlich diesen großen Helden von Angesicht zu Angesicht sehen sollte! Er erregte wie ein Knabe, wenn er darnach dachte, was er mit dem Herzog sprechen würde.

... wenn er mit sich sprechen läßt, fiel ihm Kersten in seine Gedanken. Es war jetzt wieder wie früher zwischen den Brüdern, daß der eine um des anderen geheime Wünsche wußte. (Fortsetzung folgt)

Zwischen Himmel und Erde



17. Fortsetzung

Ein triesischer Heimatroman um Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirksena von Ostriesland

VON THORA THYSELIUS

„Man erzählt von Karl, er lebe wie in einer Wolke, so fern allem Irdischen — und oft erlangen die, die weit gereist sind, um mit ihm zu verhandeln, nur eine Antwort durch seinen Kanzler“, sagte Kersten. „Jetzt vor Neuß soll er zudem in düstere Wälder mit versunken sein. Seit Beginn der Belagerung hat er in keinem Bett mehr geschlafen. Sittend wie Hannibal — verbringt er seine Nächte.“

Sie verstummten beide und hingen ihren Gedanken nach. Kersten war frohen Mutes, er lebte so sehr, durch das wolke Laub der herbstlichen Wälder zu reiten. Und der Ostertobehimmel war blau und strahlend; sie würden eine gute Fahrt haben.

Gerd war voll innerer Spannung. Unendlich fügte sich darin, als er König an einem birkenumstandenen Sandbuckel machen wollte. Hier war es windgeschützt, und die Sonne wärmte um die Mittagstunde so wohligh, daß die Reiter nach dem scharfen Ritt auf dem weichen Waldboden schnell einschliefen.

Aber Gerd gönnte ihnen nicht allzu viel Ruhe, er wollte noch vor dem Abend Osnabrück erreichen. Herrgott, wie er sich schonte nach Weite und Freiheit! Flüchtlich dachte er dankbar der glücklichen Wendung, die sein Leben seit der Versöhnung mit Kersten genommen hatte. Vor wenigen Monaten noch war sein Land rings umdröht von Feinden, seine Burg belagert und nahe vom Fall. Heute aber ritt er mit den Ersten des Heeres zu dem mächtigsten Herrn des Nordlandes, zu Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, und auch den Kaiser würde er sehen.

Er fühlte sich emporgeloben von einer Welle des Lebens. Er genoss die Höhe, und behaglich nahm er die Wohlgesinntheit der Fröhgenossen entgegen.

Scherzend zuterte Dinge ritt der Graf durch die sonnigen Oktobertage, und als die Reisenden bei Lippe in einen Hinterhalt gerieten, zeigte er, was sein gutes Schwert wert war. Lächelnd reichte ihm Herzog Friedrich die Hand, als Gerd ihn aus dem drohenden Haufen der Wegelagerer herausgehoben hatte, und meinte, sein Vater, Wilhelm Gotteskuh, habe den Grafen nicht zu begreifen. Bei der Besteller Heide „den Mutigen“ genannt. Das machte Gerd froh. Er hatte sich überhaupt nie so wohl gefühlt wie in Gesellschaft dieser eilen Herren. Alles Kleine und Verzerrende fiel von ihm ab, er war der Held, als den ihn alle bewunderten.

Jetzt endlich würde sich sein Leben so gestalten, wie er es als Knabe geträumt hatte. Er würde die Grenzen sronen, die ihm als kleinem Grafen von Oldenburg gesetzt waren. Er wollte endlich das erlangen, wozu ihn Gott erschaffen hatte, wozu ihn sein persönlicher Mut, seine nie ermüdende Tatkraft befähigten. Er wollte herrschen über viele Macht, Macht, Macht wollte er erringen!

7. Die Begegnung.

Die Herbstsonne lag glühend über dem Rhein, als Herzog Karl den nordischen Horden zu Ehren zwölf kostbare Frankschiffe den Strom abwärts rudern ließ. Der Burgunder war mit 5000 Pferden aus seinem Lager zu Neuß aufgebrochen, um König Kersten und sein Gefolge zu begrüßen. Bei Düsseldorf ließ er für seine Gäste ein Zeilauer errichten, das keinen Wunsch für die Pomeranien unerfüllt ließ und Karls unermesslichen Reichtum offenbarte.

Die erste Begegnung aber sollte auf dem Strom stattfinden. König Kersten und sein Gefolge erwarteten Karl auf dem vor Anker liegenden Schiffe des Herzogs von Jülich und Berg. Der Dänenkönig besaß dabei gar kostliche Schiffe, deren er auf den Nordmeeren gar viele bedurfte. Aber als Karls Frankschiff sich jetzt näherte und Kersten die schlanke Gestalt des Herzogs auf dem mit Blattgold ausgelegten, kunstvoll geschlitzten Vorschiff erkannte, stund er doch über so viel Pracht. Die Besatzung und der Herzog selbst waren aus köstliche Kleidung in blinkenden Harnisch, ja, des Herzogs Rüstung war aus eitel Gold.

Nachlässig raffte Karl den perlengestickten Waffentrock, als er über den Laufweg dem König entgegenstieg. Dieser Herzog trug all den Frunk mit einer selbstverständlichen Nichtachtung. Der Adel seiner Person unabhängig alles.

Später legte er die kostbare Helmzier ab. Das dunkle Haar umrahmte schlicht das schmale Gesicht. Seine Augen waren von düstere Schwermut erfüllt. Gerd lächelte gleich eine tiefe Zuneigung zu diesem Mann.

Auch der Herzog mußte wohl Gefallen an der Grafen gefunden haben, denn Gerd gehörte zu den kleinen Kreis, der mit Karl an einem Tisch zur Tafel gebeten wurde. Es war in Burgund Sitte, in kleiner Tafelrunde zu speisen, wie denn alles darauf abgestimmt nicht zu stören. Nur durch das Gemüte keit des Raumes waren diese nach Rang geordneten Tafelrunden geeint. Es galt als besondere Auszeichnung, zu den zwölf Ausgewählten zu gehören, die an der ersten Tafel mit Karl speisen durften.

Nie zuvor hatten die norddeutschen Herren mit soviel Zeremonie ihr Mahl eingenommen, selbst bestimmte Tischmusik erhöhte wurde. Karl erwartete von seinen Festteilnehmern, daß sie sich in ihren Gesprächen weit über die Alltags erheben. Verließ jemand gegen dies unangenehme Gebot, so traf ihn lener kalte feindselige Blick aus den dunklen Augen des Herzogs, der ihn für immer aus dessen Nähe verbannte.

Befangen warteten die Gäste, wie die Burgunder mit all den Gabeln und Gabelchen, den Schalen und Napfen hantieren würden, deren Bestimmung ihnen unbekannt war. Nur Gerd hob ungeniert die Schale mit Wasser an den Mund, und lachte schallend, als der Zeremonienmeister ihm bedeutete, die sei zum Händespülen bestimmt. Er schüttelte sich und verlangte nach Wein, um den geladen Geschmack des duftenden Wassers fortzuspülen.

Karl lächelte unmerklich. Dieser Graf von Oldenburg gefiel ihm. Der war weder verlegen noch verlegen — wie die meisten, die zu heben wagten und sich stets gefälligst seiner Meinung anschlossen. Für einen Augenblick hob sich von Karls ebenmäßigem Gesicht die lastende Schwermut, als er Gerd zu trank, aber der goldene Pokal des Herzogs war nicht mit rotem Burgunder gefüllt, wie er ihn seinen Gästen einschenken sollte, er hätte die Hitz seines Blutes zum Sieden gebracht; dieser Herr der köstlichen Weinberge trank nie anderes als Wasser!

Betroffen beobachtete Leidmuth, der an einem der unteren Tische mit Herrn de la Marche und dem Lombarden Compobasso saß, diese Begegnung zwischen dem Burgunder Herzog und Gerd. Er erkannte plötzlich die Ähnlichkeit dieser beiden Männer: Sie hatten die gleiche lässige Art, die die Kraft ihres Wesens zu verbergen suchte, und den gleichen selbstverständlichen Hochmut gegen die sie umgebende Welt.

In düstere Schönheit lehnte der Herzog da in seinem Juwelenbesetzten Sessel, saß auf allen Schmuck verzierend auf, der Ordenskette des Goldenen Vlieses und dem goldenen Dolch an seinem Gürtel über dem schwarzem Sammetgewand, das er jetzt statt der goldenen Rüstung trug.

Unabsichtlich hatte Gerd seine Kleidung der des Herzogs angeglichen. Auch er liebte nicht die prunkende Kleidung seiner Zeit. Er hatte die pelz- oder brokatbestreuten Gewänder, wie sie alle zu diesem Fest tragen. Sein schlichtes enganliegendes Wams war aus grauer Erbsenfarbene Seide, und auch er trug als einziger Schmuck die Ritterkette, die er auf der Besteller Heide empfangen hatte.

Aber nicht dies Außere machte die Ähnlichkeit zwischen den beiden aus — nicht, daß sie beide anders waren als ihre Umwelt, sondern vielmehr ein gemeinsamer Zug ihres Wesens: Aus den stolzen Zügen der beiden sprach klar erkennbar der starke Wille, Herrscher zu sein! „Welteroberer!“ dachte Leidmuth erschauernd.

Auch König Kersten gewahrte erschrocken, wie der Bruder und der Burgunder Herzog sich gegeneinander öffneten. Er war plötzlich voller Unruhe. Das hatte er nicht voraussehen können. Er mußte mit allen Mitteln verhindern, daß Gerd weiter in dies Abenteuer hineingeriet, das Karl von Burgund hielt.

Noch in dieser Nacht warnte er den Bruder, sich weiter mit dem Gefährlichen einzulassen: „Er ist ein Unstürzer! Er trachtet nach dem Kaiserthron! Herr der Welt will er sein!“

Aber Gerd lächelte nur das befleckte Lächeln eines Knaben, der endlich den Gefährlichen für sein gefährliches Spiel gefunden hat.

1. Der Kühne und der Mutige.

Sie saßen bei dem Schein der altromischen Lampe, die Karl auf allen Feldzügen begleitete. Die wenigen Gegenstände, deren der Burgunder zu seinem Leben bedurfte, waren von ausweichender Schönheit. Es war schwer, ihm darin Geschenke zu machen, aber diese Lampe, die ein Weinbauer in seinem Winger gefunden hatte, unweisend, daß es das kostliche Vergangene dem Tage zurückgab, liebte der Herzog.

Karl schlug den golddurchwirkten Zeltvorhang zurück und befahl dem Pagen, sich zur Ruhe zu begeben. Er wollte allein sein, ganz allein mit diesem Mann, der ihm so vertraut war, als wenn sie sich seit Urzeiten.

Erstaunt hatte der Großbater den Befehl entgegengenommen, den Halbbruder diesen Abend bei seinen Gästen sowie in allen militärischen Obliegenheiten zu vertreten. Karl, der Unnahbare, der Müdrausende, der die Schweizer Gesandten wochenlang auf eine Unterredung warten ließ, dessen Empfangs eine Gnade selbst für Englands König, seinen Schwager Eduard von York, waren — diesen unerheblichen Herzog brachte einen ganzen Abend, ja, eine Nacht im Gespräch mit diesem unbedeutenden Grafen von Oldenburg auf der Großbater wußte nicht, wie er dieses Ereignis eingliedern sollte in das Bild, das er von frühesten Kindheit an bemüht war, sich von dem soviel glanzvolleren Halbbruder zu bilden, und die übrigen Herren beobachteten böse und müllaunig diesen Gunstbeweis des mächtigsten Herrn des Abendlandes gegen einen Mann, der keinem von ihnen an äußerer Machtstellung gleichkam.

Währenddem glühte Karl auf in froher Begehrtheit. „Glaubst du an Gott, Graf?“ — „So gewiss, wie die Sonne und Mond und Sterne über uns gibt!“ „Glaubst du, daß Gott einen Jeden von uns seine Aufgabe zugewiesen hat?“ — „Das glaube ich, so lange ich lebe.“ — „Wann wir sie erfüllen — unsere Aufgabe — hebt er uns zu ihm in den Himmel. Wenn wir versagen, stößt er uns hinab in die Hölle!“ — „Ja, zwischen Himmel und Hölle stehen wir in diesem Leben.“ Sie sahen sich an als Erwachende, erkennend, daß sie eins waren in ihrem Denken und Fühlen.

Sie sprachen Latein miteinander, das Gerd besser beherrschte als Herzog, der in seine fehlerhaften Satzgefüge oft niederländische oder französische Worte mischte. Doch sie verstanden sich.

„Woher hast du diesen Glanz und unermeßliche Schätze in die Wiege“, fuhr Karl fast flüsternd fort, während er einen goldenen Schrein öffnete und Gerd einen Blick tun ließ in den goldenen Diamanten, maltesischem Perlen, glühende Rubinen. „Fünf Herzogtümer und acht Grafschaften sind mein!“ — „Ruhelos im Zeit hin und her. Sein Gesicht verlor die knabenhafte Frische. Plötzlich sah er so alt aus, wie er war: ein Mann in den vierziger Jahren. Düstere glühten seine dunklen Augen.“ Herzog, nur Herzog nennt man mich. Aber Könige und Kaiser bitten meine Gunst, um meinen Beistand. Mein ist die Herrschaft über das Morgenland!“

Seine Stimme klang reichlich. „Ich gehe die Kaiserkrone, und ich würde sie gewinnen!“ — „Sahst du Maria?“ fuhr er ruhiger hin. „Gerd hatte die lunge Tochter des Herzogs — einmal in der Frühsommer geschied — hatte sie sogleich an der Ähnlichkeit mit dem Vater erkannt.“

Karl stürzte. „Einen deiner Söhne möchte ich hier zu Frau geben“, sprudelte er impulsiv heraus, „wenn ich sie nicht dem ebenverstorbenen verlobt hätte.“ Gerd schwieg. „Ich verlobte dich über dem Burgunder Burgunds reiche Erbtöchter einem seiner Söhne zu vermählen, wie darüber, daß Karl ähnlich sein Zerwürfs mit dem Kaiser vertragen.“ — „Ja, das verlobte ich nicht Kaiser seinem Sohn Maximilian und Maria selbst!“ — „Hatte er die Burgunderin nicht verschmüht als Schwiegertochter, obgleich der Sohn ihm flehenlich gebeten hatte, ihm Maria zu lassen, die er liebte, weil sie Karls Todverwar war? Der langsame Friedrich und Karl waren im Zorn einander geschieden.“

Aber jetzt hat der Herzog dies ab mit einer Handbewegung. „Der Kaiser wird um die Hand meiner Tochter bitten müssen, denn er braucht meine Juwelen, er braucht meine Soldaten — der Bettelkaiser!“ Karl umstand wahrhaftig Friedrichs Armut als eine Schande. „Er wird mich zum deutschen König krönen — oder besser noch zum König von Burgund.“ — „Ja, das alte herrliche Burgunderkönig Gunter, Gernot und Cisehers soll wieder erstehen. Unter mir, unter meiner Regierung wird es neu erblühen, das alte schloßherrliche Königreich!“

„Das ist gewiß“, schied er plötzlich nicht mehr, „nach Friedrich werde ich Kaiser über Deutschland sein, so oder so!“ Er legte Gerd die schmale Hand auf die Schulter. „Bist du mein Freund?“ — „Für ich so offen mit dir zu sprechen.“ — „Ach, ich habe keinen einzigen Menschen auf der Welt der mich kennt, den ich auf den Grund meiner Seele blicken lasse — Hagenbach ist tot.“

Der Herzog schlüchte herunter, als spärte er das Blut auf der Zunge, das der Schwöler seitewillens aus des Statthalters Hals spritzen ließ. „Und Adrian Bubenberg, der Altshofmeister in Bern, ist er war der Freundschaft meiner Jugend, aber jetzt nimmt ihn die Welt mir — Man kann Freundschaft verlieren.“ Der Herzog versank in ein düstere Schweigen.

„Du, Gerd, wirst du immer bei mir bleiben?“ — „Er gestanden, wie er stand in Karls Zeiten.“ — „Der Graf sah Karl Friedrich an.“ — „Auch ich habe meine Aufgabe, Herzog“

Meine eigene Aufgabe. Aber dein Freund werde ich sein, solange ich atme.“ Doch Karl bedrängte ihn: „Bleib bei mir! Sei immer in meiner Nähe. Du machst Kräfte in mir frei, die sonst verschlossen sind. Kräfte, die wichtig sind für die Menschheit, für die Welt, für Gott. — Ich will dich zu meinem Feldhauptmann machen, zum Ersten über die edlen Ritter Burgunds. An meiner Seite sollst du stehen in meinem Rat. Du sollst allen Glanz und alle Herrlichkeit mit mir teilen, und du sollst einen Teil der Last von meinen Schultern nehmen.“

„Du unseh! Ich zusammen, wir erobern die Welt! Wir wollen gemeinsam das heilige Grab von den Ungläubigen befreien. Wir sind die Herren des Abendlandes, wir werden die Herrscher des Morgenlandes.“ Was ist der Kaiser? Was sind alle Feinde der Welt, wenn wir zusammenstehen? Und rüch, wenn kein Feind mehr wider uns aufsteht, sichten wir das herrliche Reich des Friedens auf, das Reich Gottes auf Erden; und ich werde sein Statthalter sein!“

„Ja, das Reich Gottes auf Erden.“ Gerd war begriffen von der Weihe dieser Nachtstunde, in der Karl sich ihm offenbarte. Aber dennoch konnte der Stärke ihn nicht vollends zum Gefolgsmann machen. Gerd wollte sich seiner eigenen Aufgabe nicht begeben. „Du stehst im Süden, und ich bleibe im Norden“, sagte er fest. Seine seltsam hellen Augen glänzten in die dunklen des Freundes.

Karl begriff. Hier war er einem Manne begegnet, der ihm nicht untertan sein konnte. War das nicht mehr, als er erwartet hatte? Er streckte Gerd die Hand hin. „So wollen wir denn gemeinsam unserem Ziel zuschreiten, du im Süden, ich im Norden, ich will dich Ostriesland für mich erobern!“ wandte er sich plötzlich wieder greifbaren Geschehen dieser Erde zu.

Erstaunt horchte Gerd auf. Frieland? Hatte der Kaiser nicht Ostriesland Ulrich Cirksena zum Lehen gegeben? „Mich wollte Friedrich zum König über Frieland krönen“, erklärte Karl, „damals in Trier, aber der Kaiser im übrigen nicht einigen konnten, wurde auch dieser Plan zunichte. Doch jetzt hole ich mir die Krone auch ohne den trügerischen Zauderer. Du wirst die Gräfin Theda mit samt ihren Söhnen Enno, Eduard und Theodor führen.“

Gerds Augen leuchteten auf. Kampf gegen die Cirksena, Krieg gegen Ostfrieland, das war sein Feld. Er schlug in die darzobene Hand. Und so schlossen sie in dieser seltsamen Nacht den Bund, der gegen die Hiltelreiter für den geplanten Zug gegen West- und Ostfrieland verpflichtete und ihm dafür Karls weitgehenden Beistand, große Ländereien in Ostfrieland, die Statthalterstellung über das noch zu erobernde Land, sowie ein Jahrgeld von 2000 rheinischen Gulden zusicherte.

2. Die Reise nach Andernach.

Mürrisch sah Gerd mit den Herren aus Kerstens Gefolge um dieses lebendige Feuer in der Herberge. Er hielt die frostigen Hände über die Flammen und streckte leicht die Beine aus. „Welch ein Wahnwitz, bei dieser klirrenden Kälte nach Andernach zu reiten! Kann der Kaiser nicht warten, bis es Frühling wird?“

Stumm und verbittert starteten die Männer durch das niedrige Fenster auf den Strom hinaus, wo sie die Eiseshollen zu glitzernden Türmen zusammenschoben hatten. Pfeifend trieb der Sturm den Schnee vor sich her.

Magnus von Mecklenburg war aufgestanden und trampelte sich zur verklammten Fülle warm. Jetzt blieb er vor Gerd stehen und schleuderte ihm wütend ins Gesicht: „Du weißt doch wohl, daß du es bist, dem ich diesen Ritt verdanke?“ — „Bist du betrunken, Mecklenburg?“ fragte Gerd verdutzt.

„Nein, aber vielleicht warst du es, als du diesen Pakt mit dem Burgunder abschloßst?“ — „Weißt du nicht, daß du damit dem Kaiser Bruder hatte es seine Gesicht schlugst? Dein Reich ist nicht dieses Menschenfingers fortzulocken. Darum drängte er so auf die Befreiung nach Köln, darum hetzt er uns durch Eis und Schnee rheinwärts zum Kaiser!“

Wütend sprang Gerd auf und wachte den ungeschicklichen Magnus bei den Schultern. In dessen Augenblick trat Kersten ein, heiter und guten Mutes. „Im allein focht diese Kälte nicht an. Er liebte es über knisternde Eisfelder zu reiten, durch Tannenwald den Schnee in hellen Wolken stäubte. Ihn freute der Reif in der Mähne seines Pferdes und der dampfende Atem vor seinem Munde.“

Freimütig blickte er dem Bruder ins Gesicht, der von ihm hören wollte, ob er ihn absichtlich von Karl fortgelockt hatte. Kersten nickte. „Gewiß! Du solltest erst den Freuden deiner Jugend über dich entscheiden, ob du diesen wahrhaftigen Pakt halten willst. Gerd lachte verächtlich. „Der Bettelkaiser? Was gibt es an dem zu sehen — He, Spielmann!“ — Er winkte den Sänger herbei, den ihm der Wirt der Herberge empfohlen hatte. „Kennst du ein Lied von Kaiser Friedrich?“

(Fortsetzung folgt)

Zwischen Himmel und Erde



G R A F G E R D

Ein friesischer Heimatroman um Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirksena von Ostriesland

VON THORA THYSELIUS

18. Fortsetzung.

Der nickte erfrag und stimmte seine Laute. Mit seinen schmalen Fingern griff er in die ein glitzerndes Leuchtdien, gleichsam eine Bezeichnung nach Bildern, die in seiner Erinnerung wach wurden.

„Von der Hochzeit des Kaisers will ich erzählen.“ Ein schmeichler Trunk noch von dem heißen Wein, den er herbeibrachte, dann versank die Mauer in die Ländchen.

„Vor einem Jahrzehnt war es, 37 Jahre war der Kaiser damals. Dieser träge Friede, dieser Koloß. Zwölf Jahre zuvor hatten ihn die Fürsten zu ihrem Herrn erwählt, aber immer noch zauderte er, sich vom Papst die Krone aufs Haupt setzen zu lassen, immer noch konnte er sich nicht entschließen, eine Kaiserin zu wählen. Spott und Stichelreden brachte ihm das genug ein, bis er sich endlich für Eleonora von Portugal entschied.“

Zunächst schickte der vorsichtige Friedrich Hülfine und Advokaten auf Brautschau, die ihm die Prinzessin über alle Maßen schön schätzten, so daß dem schwabwieglichen Mann sonst ein wenig warm wurde. Aber als er ihr dann in Siena begegnete, zauderte er enttäuscht, ihr zu sehen umkehren zu wollen, denn Eleonora dünkte ihm beißlich nicht so beschwerlich, wie er geglaubt hatte. Sollte er sich nicht doch noch überlegen, einen entscheidenden Schritt zu tun? Verlegen blickte er den wägenden Blick vor den lebhaften Augen der jungen Prinzessin.

Eleonora war 102 Tage geistesum, um dem künftigen Gemahl zu begegnen. Man hatte ihr erzählt von der Stäthlichkeit Friedrichs, dessen Mutter die polnische Riesin Cimbuzin von Masowien und dessen Vater Ernest der Eisene war. Ob Friedrich auch Hülfine mit seinen Händen biegen konnte? Schüchtern öffnete er die klöbigen Hände des Kaiserin. Voll Staunen mußte sie diese gewaltige Gestalt, die links und rechts von ihr stand. Furcht kroch der kleinen Prinzessin ins Herz, so ein Kind wie sie war. Kaum wagte sie den griesgrämigen Augen des Kaisers zu begegnen, der mit vorgeschobener Unterlippe auf sie herabschaute.

Die Damen und Herren des Gefolges mühten sich, den hohen Herrschaften aus der Verlegenheit zu helfen. Es war doch auch nichts Geheimnis, so ohne Umschweife Mann und Frau zu werden. Aber nach der kirchlichen Trauung, glaubten alle, würde der langsame Friedrich schon lebhaft genug werden. Sie hatten die gelegentlichen Durchblicke seines tiefen Gefühls hin und wieder erlebt.

Aber diesmal sollten sie sich irren! Der Sinner machte eine lange Pause. Versteckte Lächelner huschten um seinen bedröhten Mund. Als er fortfuhr, war seine Stimme hell und spottend. Einen seltsamen Einzug zur Hochzeit und Krönung als Friedrich hat nie ein Kaiser gehabt!

Diesmal hatte der Geizige nicht gesparr an prunkvollen Gewändern für sich und seine Begleiter. Von Brokat und Seide schimmerte der Traghimmel, der seine Riesengestalt schürmte, und edelsteinschwer war die Krone über seinem Hute.

Würdig und gelassen glitt sein Blick über die drängende Masse in den Gassen Roms. Triumphierend blickte er auf Eleonora hinab, die zaghaft das Johlen und Schreien als Ehrenbezeugung zu deuten versuchte.

Doch jetzt sperrte der Pöbel den Weg, er griff nach Friedrichs kostbarer Kleidung, lange Stangen zerfelzten die Herrlichkeit des Traghimmels. Rücksichtslos stürzte die entsetzte Masse gegen den Festzug.

Das Lächeln der Braut erstarrte. Gierige Hände streckten sich aus nach dem prunkenden Bräutigam, um ihn vom Pferd zu werfen. Die Krone schwankte, aber ohne sie eine Beute der raubstüchtigen Masse werden konnte, sprang der Kaiser vom Pferd, um dem Nächstenstehenden den derben Prügel aus der Hand und droch nun in gerechtem Zorn auf jeden ein, der ihm in den Weg kam. Zwar lag es nicht in Friedrichs Absicht, Blut zu vergießen, das dünkte ihm dieses Zwischenfall nicht wert; denn im Grunde hielt er seinen Majestät für unantastbar. Aber die wilden Begleitungen waren nicht alle so friedfertiger Gemütsart wie er. In der Hitze des Augenblicks flog ein Reiterwort aus seiner Scheide, und es wurde mancher zu Tode getroffen, ohne Friedrich sich unter dem zerfelzten Traghimmel die Krone zurechtücken

konnte, die er trotz des Getümmels nicht abgesehen hatte.

Die Festfreude jedenfalls war ihm gestört. Er grübelte, warum Gott ihn so strafen möchte, daß er diesen hohen Ehrenrang nicht in Ruhe und Frieden begehren durfte. Einen mißtrauischen Blick begehren durfte Eleonora, die im Grunde doch warf er auf Eleonora, die Sie hielt doch nicht etwa in ihrem Gefolge eine Hexe?

Vielleicht war es dieser Gedanke, der Friedrich so schen machte? Er war nun gerade Papst die Trauung vollzogen, hatte die junge Kaiserin erwartet, welche die Gemächern auf ihren Gemahl. Die Herren Füßchen über den ewigen Zauderer, Eleonora. Damen huschten und verurteilten Tage für die Kaiserin. Erleichtert freute sie sich auf den Besuch bei ihrem Oheim Alfons die peinliche Lage durchschaute. Aber verding für dieses merkwürdige Verhalten der Alten nahm er sein Sohn solle deutsch sein auf deutschem Boden gezogen, auf deutscher Erde geboren!

Der Sinner wurde unterbrochen von dem schallenden Gelächter der Herren. Ob Friedrich könne er ja erwarten, daß die Kaiserin eine Kälte zur Welt brächte.

Doch, meinte der Sinner, der Kaiser solle so fürcht, loben, und ein Gebot zu sprechen, bevor er die Kaiserin bestehe. Ich habe nie mit derlei meine Zeit vergeudet. Ich habe Gerd und warf dem Spielmann ein Gulden zu.

„Dein Lied hat mir gefallen, doch lohnt es sich, zu solch einem Herrn die bestworfene Reise fortzusetzen.“

Gerd versuchte einseitig, die ihm unbehagliche Reise abzubrechen. Er wollte zurück zu Karl. —

Aber andernfalls schickte ihnen der Kaiser bereits seine Boten und sicherlichen Herren willkommen hießen. Und sicherlichen Zaunung als Willkommensgabe. Freilich sich führte, weit kostbarer, aber so war es Friedrich auch gewohnt. — Er pflegte aus seiner Bedürftigkeit nie ein Hehl zu machen.

Es war ein froher Januarstag, als die Reiter die Türme von Andromach vor sich liegen sahen. Ehe sie die letzte Anhöhe erreichten, kam ihnen mit großem Gefolge der Kaiser selbst entgegen. Er umarmte Kersten, den er von anderer Begegnung kannte, und begrüßte Gerd so freundlich, daß der Mühe hatte, seinen Groll aufrechtzuerhalten.

Am Hof des Kaisers war freilich alle anders als bei dem Burgunder. Die Speisen — obgleich offenbar reichlicher als sonst — ließen die verwöhnten Nördländer die Nasen rümpfen. Friedrichs Kleidung war so beschneid und unprunklos. Bebaglich deutete der Kaiser auf seine hünenhafte Gestalt. Es würde ein gar zu eitel Glänzgen geben, wollte ich diese große Fläche mit Edelsteinen behängen.

Stauend empfand Gerd, wie hier die Zeit gleichsam stillstand. Sie ruhte, im Gegensatz zu dem stürmischen Verlauf der Tage vor Neuß. Der Kaiser wußte sein Leben war vor Neuß. Er brauchte nicht zu hasten. Vielmehr räumte ihm die Zeit manchen Feind aus dem Weg, den sein Schwert nicht treffen konnte.

Er hatte es von seinen Pflanzen gelernt, daß man warten muß. „Ich bin ein Gärtner“, sagte er still lächelnd, als er mit König Kersten und seinem Bruder durch die Gewächshäuser ging, die seine einzige Leidenschaft waren. „Könnte ich es nur Max sagen, wie man diese Pflanzen hüten muß“, sagte er bedächtig und ein wenig kummervoll.

Nirgend auf der Welt waren Vater und Sohn so verschieden voneinander, wie der Kaiser und der junge Maximilian, dessen heiße Seele in leidenschaftlicher Hingabe an die Herrlichkeiten dieser Erde glühte. Nirgendwo als in diesen beiden wurde es mehr offenbar, daß jedem Menschen sein Eigenes innezuwohne, das er nicht von seinen Vätern ererbt hat, das den Kern seines Wesens ausmacht, um den herum alles andere kreist.

Gleich am ersten Tag hatte der junge Kaiser seinen in Erfahrung gebracht, wie zum Freund Graf Gerd mit dem Herzog von Burgund war. Nun wich er nicht von Gerd Seite und wollte bis ins kleinste alles hören, was sich von Neuß ereignete hatte. Maximilian liebte Karl. Ungestüm suchte er immer wieder die Gelassenheit Friedrichs durchbrechen. Maria von Burgund sollte seine Kaiserin werden und keine andere! Friedrich sollte den großen Helden seiner Zeit ehren, wie es ihm gebührte. Er sollte ihm Kronen geben, um sein Haupt zu schmücken. Er sollte sich glücklich preisen, wenn er ihm zum Geschenk darffe.

Aber Max stand am Hof seines Vaters allein mit dieser feurigen Anbetung dessen, der ihm selbst den Kaiserthron streitig machte. Erst in Gerd fand er einen Gleichgesinnten. Nächsten fanden sie beidermaßen und sprachen von Karl.

Schließlich gelobte der Graf, den Kaiser zu überreden, die Verhandlungen zwischen Burgund und Habsburg abgebrochen worden waren, Gerd ging diesmal klug zu Werke. Er schob seinen Bruder vor. Er versahnd, er Kersten darzulegen, wie sehr es dem Frieden dienen würde, wenn Kaiser und Herzog sich einigen könnten.

Und wirklich gelang es Kersten, der bei Friedlichen in dem Ansehen eines wahrhaft friedfertigen und weltchtigen Mannes stand, lieber Beziehungen zwischen dem Reich und Burgund zu erlangen.

Triumphierend ritten die Fürsten am Ende vorüberziehendes. Der Kaiser setzte, nach dem burgundischen Betrugszug zurück.

3. Das goldene Vlies.

Die Hauptleute von Holland, die Herzog Karl heulen ließ, weil sie den dankbaren Fürsten beschissen hatten, waren linienten vor ihn gefahren, aber Kersten und die Feldlager vor Neuß wollten immer noch im die Dänenkönigs hatte sich auf die Dauer nicht dem Zauber von Karls Persönlichkeit vorbei war, ließ ihn die Festenzeit nach dem anderen feiern. Wenn es ihm trotz all der Pracht nicht gelang, Gerd zu bestimmen, die ersten Feldhauptmann bei ihm zu bleiben, so züerte er doch dadurch die Absicht des Freundes immer weiter hinaus.

Der Herzog schenkte sich nach der strengen Ordnung seines Tages nach diesem Abendessen Zwiespräch mit Gerd. Einzig diesem Mann gelang es, Karl zu befehlen von der Stauheit, die er seinen Gefolgsleuten entgegen Gerd empfand, er solle aufhören, einzeln ihn zu suchen, er nicht mit wohlhabenden Menschen zu beehren, wie er es in mancher Maßnahme mit anderen Herrn zu tun pflegte. In Gerd's Antwort sah die Maske von Karls Gesicht, und seine Stimme allein ließ er einen Blick tun in seine Seele, Maßlosigkeit seiner Hoffnungen.

„Ja, dieser Graf war der einzige, dem Karl es nachah, wenn er die strenge Ordnung in die der Burgunder die äußeren Dinge gestrafft hielt!“

Diese formvollendete Ordnung und Ausgewogenheit, durch die am burgundischen Hof alles festgesetzt und vorausbestimmt erschien, setzte Gerd immer wieder in Verwunderung und reizte ihn zum Widerstand.

„Wie kannst du nur Tag für Tag zu genau der gleichen Stunde zum Beten gehen? Und deine Gerichtsitzungen, die du dreimal wöchentlich abhältst — lanweilen sie dich nicht zum Verzweifeln? Warum verlangst du von mir, daß er ein reines Gewand trägt, wenn er die Harmonie verliert — und warum läßt du deinen Koch nur die ersten Trüffel und die ersten Heringe des Jahres auftragen und an den anderen Tagen ihn auf seinem Sessel thronen, den goldenen Löffel in der Hand? Oh mein Gott — ich glüh in Grunde an deiner Ordnungsucht!“

„Karl liebt die Ordnung“, mir hilft diese Ordnung. Ohne sie würde ich den Hof nicht halten, alle Dinge meines Reiches — des begrenzten der Gegenwart und des unbegrenzten zukünftigen — zu überblicken, hielte ich was zerstreut hielte. Er wollte seine Kräfte nicht zerstreuen lassen, nur dann vermogst du große zu lenken.“

Gerd schüttelte ungläubig den Kopf. Er bedröht, daß diese äußere Ordnung das Gegengewicht zu der Gespaltenheit von Karls Wesen sein mußte, daß er dieser Hilfe mehr bedurfte als andere, um zu innerer Harmonie zu gelangen. Nein, in diesem Punkt lehnte er es auch völlig ab, Karl nachzuerfolgen.

Auch sonst fand Gerd hier bei dem Burgunder sehr verschieden von dem, was er gewohnt war und an anderen Höfen gesehen hatte. Die Zweige und Spaßmacher, die er selbst so liebte und deren er in Oldenburg nicht genug haben konnte, fanden vor Karl einen besondern Gnahe. Der Herzog verachtete die „Schmeißfliegen“ — wie er sie nannte —, weil sie den Sinn von tieferen Gedanken ablenken. Er hatte überhaupt alles, was Zerstreung hieß. Er wollte seine Kräfte nicht zerstreuen lassen — er wollte sie sammeln.

Karl mußte sich um Gerd. Er wollte dem Freund gern die Stütze in die Hand geben lassen, die ihm sich Herr fühlen ließ über vieles. Deswegen wollte er Gerd nun auch noch das Fest des goldenen Vlieses erleben lassen, das das hohe Lied der Wohlbehaglichkeit war.

In der Morgenfrühe des Feiertages schritt Karl in feierlichem Ornat an der Spitze seiner Bedienten zum Hofe. Der Herzog vertrat in der vordersten Reihe des Kirchengebäude und verfolgte mit brennenden Augen das

Schauspiel, während die Ritter von Goldenen Vlies mit Karl, ihrem Großmeister, das Abendmahl empfingen.

Auch Kersten gehörte zu den Auserlesenen, und neben ihm trug den hermalig geführten Scharlachmantel die athletische Gestalt Eduard von York, von dessen gleichmäßig schönem Gesicht das bräunlichgelbe Haar in starken Wellen herabfiel. Auch der Part hatte die Farbe weißen Laubes, und wenn dieser König von England das eigenwillige Kinn bewachte, blieben die braunen Barthaare in starrer Unbeweglichkeit, die er sie mit geschlagener Eichel pferen ließ. Er war mit schwarzen Worten Karls, daß er diesem Schwager die Krone Frankreichs verschaffen wollte, um Ludwig, den schönen Schächerer, in ein Kloster zu sperren.

Flüsternd erklärte Oliver, der neben Gerd saß, die Bedeutung der goldgestickten Feuerzweige auf den Scharlachmantele. Philipp, Karls Vater, der Gründer des Ordens vom Goldenen Vlies, hatte sie gewählt als äußeres Zeichen seiner Friedensliebe, hinter dem Ritter die Bereitschaft zum Kampf stand; die eingeschlossene Flamme, die sich entzündet beim ersten Schlag!

Nicht alle Ritter vom Goldenen Vlies waren heute versammelt. Karls Halbbruder Johann und der Baron von Clessy fehlten, ihrer wurde an diesem Tag mit Verdacht überdacht, denn sie waren zu Ludwig übergegangen.

Noch ein dritter fehlte: Karls Schweizer Statthalter Hagenbach. Ihn hatten Schweizer gerichtet. „Vielleicht kann ich einmal die Stelle dieses Toten in diesem Orden einnehmen“, sprach ein plötzlich in Gerd's Herzen ein Wunsch auf den Scharlachmantel und die goldene Kette aus kleinen Feuerzweigen mit dem Wilderfell als Anhänger! Gerd glaubte, daß ihn nichts mehr freuen könnte, als der Tag, da Karl ihn zu einem Würden in diese Schar der Großen der Welt — und dieser Tag würde kommen!

Später, als die Hornsignal zum Turnier riefen, stieg Gerd voller Lust erfüllt in den Sattel. Er war Karls Freund, er würde ein Ritter des Goldenen Vlieses werden. Ehre und Macht, Glanz und Herrlichkeit warteten auf ihn.

Gerd war der Sieger dieses Tages. Lächelnd reichte Maria von Burgund ihm den Preis, und er flüsterte ihr die Größe zu, die Mutter der Kaisersohn, ihm an sie aufgetragen hatte.

Die Tafel wurde mit noch größerem Gepränge als sonst gehalten. In Burgund vorzuziehen man die Kunst, auch so verschiedenartige Geister, wie sie heute versammelt waren, in Harmonie zu bringen. Die Tischmusik, deren Auswahl Karl stets selbst musikalisch pflegte, sowohl wie die auslesenen Tafelgenüsse, die gerügten Weine, der kunstvolle Tischschmuck, die festliche Kleidung — dies alles stimmte die Ritter und ihre Damen gleichmäßig, daß sie sich völlig eins fühlten.

Gerd fand seinen Platz neben Maria, die so sehr Karls Tochter war, daß sie beide in schneller Freundschaft zueinander aufblühten. Es war das erste Mal, daß Gerd Gelegenheit hatte, mit den Damen des Hofes zusammen zu sein. Stauend stellte er fest, daß er nirgendwo in den nördlichen Ländern so viele Frauen mit leuchtendem Blondhaar gesehen hatte wie hier. Vergnügt lächelte Maria, die selbst stolz ihre dunkle Schönheit trug. Der Graf hatte wohl noch nie etwas von den Zaubermitteln gehört, die eine Frau anwenden konnte, um gerade den Reiz zu erlangen, mit dem sie den Mann betören wollte? Aber das mußte der Graf doch zugeben, daß diese leichte blende Lockensprache, unter der oft dunkle Augen in stüdtlicher Glut brannten, verwirrend und bezaubernd war?

Gerd war dankbar, daß er neben diesem Mädchen Maria sitzen durfte, das so natürlich und ursprünglich inmitten dieser ganzen Verwirrung war. Verwirrt hörte er die Dame, die zu der tiefen Liebesmystik des Buches „de la rose“ sprechen, und als sie ihm nach seiner Meinung über dieses literarische Kunstwerk fragte, mußte er ihr beschämt eingestehen, daß er nie im Leben von einer solchen Schule der Liebe gehört hätte. Aber Maria lachte dazu und meinte, daß ein Mann wie er diesen auch wohl nicht bedürfte.

Eins schied Maria jedenfalls nicht von ihrem Vater gerührt zu haben. Karls köhliche Einstellung zu den Fragen der Liebe.

Dies mußte Gerd jetzt denken, als neben Karl zu jener Frau glitt, die in kühler Unantastbarkeit inmitten des aufbrandenden burgundischen Temperamentes saß. Margarete von York, die Engländerin, Karls zweite Gemahlin.

Am Hof wollte man wissen, daß Margarete immer noch auf Karls Unarmung wartete. Dabei war Margarete schön, von jener klaren Schönheit der Frauen am Meer.

„Sie leidet“, sagte Maria, die Gerd's Blick aufgefassen hat, „sie sehnt sich danach, Burgunds Erben in ihrem Schoß zu empfangen und —“ herb schloß sich ihr Mund, die ihr dies Glück verhörte.“

(Fortsetzung folgt)

Zwischen Himmel und Erde

G R A F G E R D



Ein triesischer Heimatroman von Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirkseva von Ostriesland
VON THORA THYSELIUS

20 Fortsetzung.

An seiner Seite wollte ich der Liebe dienen. Mit ihm vereint dem Leid der Welt entgegenzutreten.
Aber ihm hält die Gier der Welt in ihren Klauen. Ich konnte ihm nicht daraus lösen. Er brachte Leid über mich, er brachte Leid über sich selbst. Zerstörend gebrauchte er seine Kraft, die ihm doch von Gott kam. Und ich, ich habe das Böse nicht überwunden, nicht mit meinem Liebes.
Ich ertrage es nicht mehr, Leidmuth, laß mich dem Tod.
Der Mann richtete sich auf von dem Lauerer, vor dem er kniete. Sein Gesicht war grau und verfallen. Er starrte auf die Frau, die weiß und fern dalag.
Das Leid brach ihr das Herz.
Die Tür wurde aufgesessen. Ein Windstoß drang in das Gemach. Gerd stürzte an Adelheids Lager. Er warf sich über sie, er preßte sein Gesicht auf ihre erkaltenden Hände, er rief sie an.
„Bleib bei mir! Du, bleib bei mir.“
Adelheid hob die Augenlider, die schwer und grau ihre erlöschenden Augen deckten. Mühsam zitterte ein Lächeln um ihren Mund. „Vielleicht kann ich dich erlösen durch meinen Tod...“

7. Der Kumpfen.

Die Würfel rollten über den Tisch, elfenbeinernen Würfel mit goldenen Augen. „Drehen“, schrie der Graf, und seine Stimme war rauh vom Trinken. Sein Kumpfen lachte, erregt und gefangen vom Eifer des Spiels. „Siebzehn! — Heute schlage ich dich, Ohm Gerd!“
Er schenkte den schweren Wein in die Becher. Seine Hände zitterten dabei, und seine Bewegungen waren fahrig und ruhelos. Hochaufgeschossen und noch knabenhaft schmal war der Körper des Siebzehnjährigen. Wirt hing ihm das Haar in die Stirn, und die Augen in dem schmalen Gesicht brannten vor wildem Verlangen nach dem Leben.
Gerd stierte ihn an mit Blicken, die zwischen Nüchternheit und Rausch tiefer sahen als sonst. Eine heiße Zärtlichkeit sprang auf in seinem Herzen. Er schob mit der Hand die Würfel vom Tisch, daß Husdan, der aufgetrollt unter dem Tisch gelegen hatte, aufsprang und schnappend hinter ihnen herlief. Der Hund und das Zauberwölfe, die in den Winkeln auf den Augenblick gewartet hatte, Beachtung zu finden, belagerten sich nun auf dem Boden.
„Der Graf stieß mit dem Fuß nach dem Gesicht. Er hatte an ihren Späßen die Freude verloren seit Adelheids Tod. Was freute ihn überhaupt noch? Der Wein — und dieser dort — dieser Junge!“
Er zog ihn dicht zu sich heran und blies ihm in die flackernden Augen. Was darin brannte, war das gleiche Feuer, das er selbst nicht trug. Er preßte dem Neffen die Hand.
„Jakob, du sollst es fortan gut haben, Jungel! Dein Leben war freudlos und dunkel bis heute. Weder Vater noch Mutter hast du gekannt...“ — Gerd hatte völlig vergessen, daß er selbst es ja gewesen war, der Jacobs Vater gern mit dem Schwerste seines Lebens genommen hätte. Moritz' Tod durch die Pest war ihm Befreiung von dem unflüchtigen Feinde gewesen.
„Doch jetzt empfand er nichts, als daß seines Bruders Sohn Jakob Blut von seinem Blute war, daß er in ihm seinen eigenen Tod wiederfand, stärker und lebendiger als in seinen eigenen Söhnen.“
Ja, Gerd gestand sich ein, daß er zu den jüngeren Söhnen — zu Johann, Christian und Otto — kein rechtes Verhältnis finden konnte. Johann pflegte dem stürmischen Willen des Vaters schon als kleiner Junge eine kühle Abwehr entgegenzusetzen. Es war Gerd immer, als müsse er sich diesem Sohne gegenüber verantworten — als sähe er mit seinen grauen Augen hinter die Dinge — als sähe Johann überhaupt Dinge, die ihm selbst unbekannt waren.
Christian und Otto standen völlig unter dem Einfluß des Bruders. Zu ihnen konnte Gerd nicht gelangen, der nicht zuerst Johann sich gewann.
Aber! Es gab eine Zeit, da wich Alf von des Vaters Seite. Noch damals auf seiner Reise zu Karl von Burgund war das so gewesen. Aber seit Adelheids Tod entzog sich dem Vater. Der Tod der Mutter stand

wie ein Vorwurf zwischen Gerd und diesem Sohn und machte sie scheu voneinander.
Auch die heranwachsenden Töchter wichen dem Vater aus. Er, der für sich selbst alle Freiheit in Dingen der Liebe in Anspruch nahm, wollte den lebhaften und schönen Mädchen am liebsten jeden Umgang mit den jungen Herren in seinem Land oder den Nachbargrafschaften verbieten. Noch immer konnte er, er müßte sie bewahren für einen König, zumindest einen Herzog. Aber alle bis auf ihn selbst sahen, wie seine Macht sich gemindert hatte seit Karl von Burgunds Tod — und das machte niemanden freundlicher gegen ihn.
Gerd war einsam geworden.

Er griff nach dem schweren Becher und stürzte den Wein hinunter. Gespannt hingens Jakobs Augen an den Lippen des Älteren. Wie erwachend sah Gerd in dem Blick an. Wieder glitt diese Zärtlichkeit um seinen Mund.
„Ja, du, Jakob — du und ich, wir wollen jetzt zusammenstehen. Wir wollen der Welt zeigen, was wir zu tun vermögen: wir Grafen von Oldenburg und Delmenhorst! Ich habe dir nun dein Vatererbe wiedererschaffen, ich habe dir dein Erbtheil wieder in die Hände gerissen. Jetzt beginnt ein neues Leben für dich und auch für mich.“

Gerd schloß im Ja wohl völlig vergessen zu haben, daß er selbst es gewesen war, der Delmenhorst an das Bremer Bistum verlorren hatte, und auch Jakob machte in mehreren Herzen dem Ohm kein kleiner Vorwurf. Er war nur glücklich, daß endlich ein Mensch die Mühe wert fand, sich um ihn zu kümmern. Er hatte ja nicht nur Vater und Mutter erlöschend gesehen; eine freudlose Jugend hatte er seinen Kindern geholt, der ihm nahestand und dem er lieb war. Überall ging man ihm aus dem Weg, überall war er lästig.
„Müßte er da nicht wie ein kostbares Geschenk die öffentliche Zuneigung Gerds entgegennehmen? Und wie lockend und herrlich würde ihm das Leben, das er mit dem Grafen führen durfte! Eine Schar Knechte gehörte ihm, der bisher nicht einmal ein Pferd sein eigen hatte nennen dürfen. Tag für Tag lag er mit seinen Leuten auf den Straßen, und gelegentlich fand er sich in die Ränke und Listen, die andere um ihr Hab und Gut, gelegentlich auch um ihr Leben brachten. Gerd konnte wohl mit Jakob zufrieden sein, denn unter seiner Knappenschaft hatte er keinen, der dem jungen Räuberhauptmann an Verwegenheit gleich kam. Er hatte zuvor hatten die Oldenburger den Kaufleuten aus Bremen und Hamburg größeren Schaden zugefügt als jetzt, da Jakob auf der Delmenhorst auf der Lauer lag und wie der Sturmwind über sie herfiel.
Und Jakob nahm bedächtig das Lob des Grafen entgegen. Es feuerte ihn zu immer tolleren Unternehmungen an. Er liebte den Ohm mit hingebender Liebe. Er, der Sohn Moritz', wünschte sich nichts anderes, als in Gerd's Nähe leben zu dürfen. Er sah in ihm den großen Helden, den er nachherem wollte. Bellend sprang jetzt Husdan auf und rannte zähnefletschend zur Tür. Onkel und Neffe sahen sich an, und nun, da in beiden Gesichtern dieselbe Spannung lag, war eine große Ähnlichkeit zwischen ihnen.
Gerd öffnete seine Fenster und lauschte in die Dunkelheit. Bedeutungslos nickte er. Auf dem Burghof wurde es lebendig. Die Knechte setzten die Pferde, und einer eilte gegen die Spitzburg des Frempferauf, um zu melden, daß von Wildeshausen her ein Kaufmannszug käme, der viele Ballen kostbarer Tuche, Brokat und Spitzen mit sich führe. Hamburger sollten es sein.
Da blitzte es auf in Gerd's und Jakobs Augen. Sie warfen sich in den Sattel und verschwanden an der Spitze ihrer Reitertruppe in der Nacht.“

VII.

1. Wiln von Busche.

Die Pferdehufe klapperten auf dem frosthaften Boden. Die Zweige der alten Büsche, die rings die Burg umstanden, waren schon von Raubfrost, und mühsam drang die Sonne durch den Dunst, der über der Erde lag. Aber schließlich siegte sie doch über das Nebelmeer. Das Eis der Grafit blitze auf, und die beiden Männer konnten den Turm der Delmenhorster Festung erkennen.
„Heute müssen wir ihn zwingen — heute will ich ihm den Fuß auf den Nacken setzen“, zischelte der Kleinere. Er hielt beim Sprechen den Mund vor den schliefen Mund, der böse und entsetzt war durch das Fehlen zweier Zähne. Dadurch schien der ganze Mann verzerrt. Er war knapp mittelgroß, aber breit und viereckig. Auf einem Stierkopf saß dieser abschließende häßliche Kopf.
„Wie ein Faun steht er aus, der gute Wiln von Busche“, dachte Bischof Heinrich, der selbst ein schöner stattlicher Mann war. Aber er war ein Mann, wie einer aussah, wenn man sich den Willen besaß, um ihm zu helfen, endlich diesen wilden Grafen Gerd zu bezwingen.
Er hatte manchmal guten Mann in seinem Heer: Depenbrok, Roloff von Langen, Wulfert von Bienen, aber auf keinen konnte er sich verlassen, aber auf diesen müsterischen Edelmann Wiln von Busche. Wie er so da stand, den Kopf ein wenig vorgebeugt, die

großen Ohren gleichsam lauernd in die Ferne gespißt, die Fäuste geballt, schlen er der verkörperte Vernichtungswille, gesammelte Kraft gegen Gerd.
„Warum hast du ihn eigentlich?“
Da wurde das Stiergeischt blutrot, daß der Bischof seine Frage bereute. Wiln von Busche deutete mit seinem kurzen dicken Daumen auf den entstellten Mund: „Das ist seine Frage bereute.“
„Ich war lange Zeit an seinem Hof, damals hatte ich mich schon getreuen Gefolgsmann. Es gab dort in Oldenburg ein Mädchen, das schön und fein und altsam war. Aber ich habe es nicht bekommen. Gerd mußte seinen Scherz mit ihm treiben, wie er es mit vielen tat. Und als ich es ihm wehren wollte, schlug er mir die Zähne aus dem Mund...“
„Dann hab ich geschworen, daß ich dieser Schling treffe sollte — härter als mich...“
„Er muß ihn härter treffen als der Tod, wenn ich meinen Eid halten soll.“

Der Bischof sagte kein Wort.
Er selbst war böser und finsterner denn je, seit er den einzigen Menschen verloren hatte, seit er auf dieser Erde liebt: seinen Bruder Günther. Er durfte kein Weib und kein Kind haben, und seinen Bruder, der Blut von seinem Blut war, hatte er getötet.
Günther war es gewesen, der ihm damals die Stadt Delmenhorst umzingelt hatte. Wie froh und strahlend hatte er ihm die Einzelne des Weichbildes der Stadt gemeldet. „Ich fang ihn dir, den frechen Räuber, ob er dich oder tot!“ hatte er ihm damals geschworen.
Aber kaum einen Monat später traf ihn eine Kugel und löschte sein Leben auf dieser Erde aus.
Die Burg lag noch immer unbezungen. Ein Vierteljahr lang lagen des Bischofs Kriemschilde im Winterlager, und noch immer schien die Kraft der Befragten erschöpft.
„Hor nur“, sagte der Bischof zu Wiln von Busche, „die schlachten schon wieder ein Schwarm Deutsch drang das durchdringende Quaken einer Sau zu ihnen herüber. Wiln von Busche kniff die Lippen zusammen und in Richtung nach der Burg. Der Bischof wollte ihn zurückrufen, aber der andere hörte bei dem eiligen Getappeler der Pferdehufe.
Nun, möchte er rufen: Der Bischof glaubte zu wissen, daß für Wiln noch keine Kugel geossen war. Es tat schon not, herauszubringen, wie es dort oben in der Burg wirklich aussah. Die Spitzer brachten die widersprechenden Nachrichten. Wenn nicht bald ein Ende gemacht werden konnte, liefen ihm seine Leute bei dieser Winterkälte davon. Aber der Bischof wollte diesmal nicht unversichert die Sache wieder abgeben. Gerd zu tief brannte in ihm der Haß gegen Gerd.“

Der Graf hatte es übel getrieben mit Land und Leuten, zumal seit der santen Adelheid Tod. Es war kein Tag vergangen, daß dem Bischof nicht ein Überfall der Oldenburger gemeldet worden war. Da hatten Gerds Leute den Holländern Butter und Käse abgenommen, drei Wagen ihnen Schiffe mit Häuten in die Hände gegeben. Die Knechte aus Bremen, Hamburg, Lübeck, Kiel zitterten, wenn sie nur Gerds Namen hörten. Die wildesten Gesellen, die die Knechte beehrte, hatte dieses tolle Treiben lauernd beobachtet, bis das Maß voll war und er die Zeit für gekommen hielt, um zuzupacken. Es horst, das er dem Grafenhaus widerwärtig hatte überlassen müssen, wieder in seine Hand zu bringen. Er konnte doch nicht zulassen, daß Gerd es zu einem Räuberneist mißbrauchte!
Die Hansestädte waren willfährig genug, dem alten Erzfeind endlich allen Schaden heimzuzahlen, den er ihnen ein Leben lang zugefügt hatte. Und frohlockend nahm auch Theda von Ostriesland die Gelegenheit wahr, Gerd den Garau zu machen.
So hatten Bischof Heinrich und sein Bruder Günther an der Spitze eines stattlichen Heeres in Stedingen einfallen können. Das Anmerken wurde vorvertrieben. Gerd schien völlig in die Enge getrieben. Ihm blieb nichts als Delmenhorst.
Aber hier hatte er nun alle seine Kräfte zusammengeholt. Seit Monaten schon lagen die Feinde vor den Toren der Festung, Günther hatte den Tod gefunden, und manchen tapferen Mann hatte Heinrich verloren. Es war ungewiß, wie lange der Bischof die Besatzung noch widervertheidigen könnte, da er um keinen Schritt breit Boden dem Feinde näher kam. Die Besatzung hielt in todesmüthiger Entschlossenheit allen Anstürmen stand, und die Spitzer wußten zu berichten, daß es neben Gerd selbst vor allem sein junger Sohn Johann war, der kühl und bedächtigt alles zu tun verstand, um der Überzahl der Feinde zu widerstehen.
Der Bischof hatte fest darauf gerechnet, daß der Mangel an Nahrung die Festung zur Übergabe zwingen würde. Aber Tag für Tag beunruhigten ihn die Geräusche, die ihm von der Burg her das Schlachten von Schweinen ankündigten.

Heinrich hob lausend den Kopf. Da kam Wiln von Busche zurück. Er ritt im Galopp. Ein paar Kugeln hatten aus der Burg hinter ihm her, aber er selbst schien völlig sicher, daß sie nicht ihm bestimmt waren. Jetzt hielt er in der Deckung, und ein breites Grinsen verzog seinen Mund, vor den er gewohnheitsmäßig seine Hand hielt.
„Es ist ihre letzte Sau. Sie stechen und knödeln und quetschen sie, daß sie so erbärmlich quielet, aber abgetödtet wird sie nicht. — Sonst haben sie wohl nichts als Ratten auf der Burg, um ihren Hunger zu stillen.“
Es schüttelte den Mann gleichsam vor Vergnügen über diese Entdeckung, vor Bischof Heinrich schiefte. Was war das für ein Mann, der über seine hungrigen Leute die Gewalt hatte, ihnen das Schlachten ihrer letzten Sau zu verordnen?

2. Das Gerächt.

Johann schob den älteren Bruder beiseite und trat vor den Vater hin. „Da wirst es tun!“ sagte er fest und ruhig und ohne Heiterkeit, aber so, als erwarte er keinen Widerspruch. Er wollte aufgehen. Er hätte die Faust, um zuzuschlagen, diesen Knaben, der sein Sohn war, ins Gesicht zu schlagen. Da traf sein Blick Alf, der wie vernichtet den Vater anstarrte. Tränen rannen ihm über das Gesicht. Er schrie völlig hilflos.
Die beiden jüngeren Brüder Christian und Otto hielten sich zurück, sie standen gleichsam in Johanns Schatten. Dieser Sohn aber, um den Gerd sich nie recht gekümmert hatte, der stand jetzt vor ihm — als sein Gegner.
Er sah über ihm zu Gerächt.
Das schrie Gerd dem Jungen ins Gesicht, aber der duckte sich nicht. Seine grauen Augen blieben so kühl und überlegen wie vormals. Das brachte den Grafen erst recht in Wut.
„Ruhig entgegnete Johann dem Vater: „Wie sehr ich dem Gegner bin, hast du wohl auf der Delmenhorst sehen können.“
Da wurde Gerd stumm. Da, auf der Festung hatte es keinen geben, der müthiger und entschlossener gekämpft hätte als Johann. Damals war er gut Freund gewesen mit dem Sohn. Er hatte eine Zeit lang geglaubt, daß doch Johann es sein müßte, um den er dermal die Grafschaft übergeben würde, da Alf immer mehr von seiner schneidbaren Tapferkeit wehrte. Um so tiefer war jetzt im Erschütterung, da Johann sich so offensichtlich gegen den Vater stellte.

„Warum hatte er denn all seine Kraft eingesetzt, um die Burg zu halten?“
„So lange es noch eine Sine hatte, Vater, habe ich gekämpft. Nicht für dich, und auch nicht für mein Erb: aber für das Land, für meine Heimath für die Erde. Um des toten Großvaters willen wollte ich die Grafschaft so bewahren, wie er sie einst seinen Söhnen hinterließ: Oldenburg und Delmenhorst vereint. Aber jetzt ist aller Kampf sinnlos geworden. Jetzt gilt es nur, zu bewahren, vor dem völligen Untergang zu bewahren.“
Gerd starrte ihn an, als verstünde er nicht. „Was uns not thut, ist Frieden. Vater, du bist es, der diesen Frieden im Wege ist. Bischof Heinrich verlangt deine Abdankung und da wirst es tun müssen. Du mußt abdanken!“
Hart fielen die Worte in die Stille. Nur Alf's Weinen bewies Gerd, daß er nicht träumte. Abdanken?
Gerd zitterten die Knie. Er mußte sich setzen.
„Der Feind steht vor Oldenburg. Es gibt keine Rettung mehr“, hörte er wie aus weiter Ferne die Stimme Johanns.
„Es ist die Stimme eines Mannes, eines ganz fremden Mannes“, mußte Gerd denken. „Es kann nicht dein Sohn sein, der so zu dir spricht, nicht dein Kind, das auf deinen Knien geritten ist, dessen weiches Gesicht du zwischen deinen Händen gehalten hast. — Er steht auf der Gegenseite. Er gehört zu den Feinden, die dich zu Tode hetzen wollen.“
Sie waren alle gegen ihn aufgestanden. An der Spitze Bischof Heinrich, finstern und unversöhnlich, voll bitteren Hasses seit dem Tod des Bruders. Und Theda mit ihren Söhnen, unberührtlich wie sie. Nein, von den Ostriesland hatte er am allergeringsten Gnade zu erwarten ihr Leben lang hatte Theda, und vor ihr Ulrich Cirkseva, mit Gerd um die Macht gerungen. Die Grafen würden nicht ruhen, ehe sie ihm nicht den Fuß in den Nacken setzten konnte.
Und selbst wenn diese beiden Feinde, Heinrich und Theda, ihn vor der völligen Vernichtung bewahren müßten, da sie mit seinem Sturz vielleicht die eigene Machtstellung erschüttern könnten — die Städte würden es nicht zulassen. Die wußten: ließen sie ihn nur ein klein wenig leben, so würden seine Kräfte wieder wachsen, und er würde sie wieder einsetzen im Kampf gegen das alte Bürgerthum der reichen Hansestädte.
Nein, diesmal würden sie ihn nicht entschicken lassen, das sah Gerd nun wohl. Die Westesländer hatten sie ja auch genommen. Nur der Mann waren mit dem Leben davon gekommen. Bischof Heinrich würde nicht ruhen, bis er auch die Oldenburg in seine Hand bekam, und dann war es für immer aus mit der Grafschaft. Dann würden die Grafen aus Wäldern Stamm keine regierenden Herren mehr sein.“

(Fortsetzung folgt)

Zwischen

Himmel und Erde



Ein Iriessischer Heimatroman um Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirksena von Ostfriesland

VON THORA THYSELIUS

G
R
A
F
G
E
R
D



21. Fortsetzung.

„Warum hast du dich dein Leben lang nur in diesem Kampf gefehlt? Gerd wieder Johans kühlte Stimme. „Ich sehe keinen Grund, warum Krieg sein müßte zwischen Ostfriesen, Bremern und Oldenburgern. Sind wir nicht alle eines Stammes?“

Da hob Gerd wieder die Faust, um zuzuschlagen, aber er ließ sie vor Johans festem Blick sinken. Diese junge Generation begriff nicht mehr die Notwendigkeit des Kampfes. Aber er wollte ihnen zeigen, daß die Zeit für seine Abdankung noch nicht gekommen war. Noch hatte er Gleichgesinnte auf dieser Erde — Kersten, der Bruder! Wie konnte er sonst vergessen, daß er dessen Hilfe gewiß sein konnte. „Laß sachte!“ befahl er Alf, „da wirst noch heute noch Kopenhagen sein, Kerstens Dänen werden unsere Oldenburg entsetzen.“

Aber Alf rührte sich nicht. Sein Schloß wurde heftiger. Die Söhne sahen an dem Vater vorbei. Dann fielen Johans Worte in die Stille.

„Oheim Kersten ist nicht mehr auf dieser Erde. In der vergangenen Nacht meldeten Boten aus Kopenhagen seinen Tod.“

Da setzte Gerd den Namen unter die Urkunde, die Johann ihm zuschob. Er übergab die Regierung seinen Söhnen. Er trat zurück von dem Schuplatz der Welt. Er gelobte, in ein Kloster zu gehen.

3. Der Klosterbruder.

Ein Menschenalter waren die Blüme in dem Klostergarten gewachsen, seit Gerd mit Leidmuth von seinen Plänen und Hoffnungen gesprochen hatte auf jener Bank unter der Eiche.

Die Eiche stand noch da, so knorrig und fest, und unter ihren Zweigen verspürte man den Regen nicht, der wie ein grauer Schleier über der Ebene hing. Gerd lehnte an dem runden Stamm und sann den Worten nach, die ihm aus der Jugend her in Erinnerung geblieben waren.

„Muße... Sein Leben lang hatte er keine Muße gehabt. War es erst gestern gewesen, daß Leidmuth sagte, Muße wäre das kostbarste Gut dieses Daseins? Aber was sollte ihm Muße? Ihn quälte die Zeit, ihm quälten die Gedanken, die Gesichte, die ihn bedrängten.“

„Er möchte dies Leben von sich werfen. — Adelhaid, wo bist du? Warum erregst du vor mir? Warum kann ich nicht zu dir kommen?“ — Muße — ja, hätte er sie damals gehabt, als sie noch bei ihm war, die Holdselige. Er wollte gewiß, sie hätte ihn beim Ausgehen können aus dieser Qual. Sie hätte diesem sinnlosen Dasein einen Sinn zu geben vermocht.“

Aber allein konnte er nicht den Weg finden. Oder wenn Karl noch lebte hätte! Ja, mit dem Freund hätte sich diese Weltabgeschiedenheit ertragen lassen. „Er und ich, wir waren ja die Welt!“ dachte Gerd. „Wir hätten nichts gebraucht als uns selbst.“

„Oder Kersten... Dumf spürte Gerd, daß sich der Bruder etwas in sich getraut hatte, das ihn unempfindlich gemacht hatte gegen die Wechselfälle des Daseins. Ja, Kersten hatte die Kraft gehabt, in der Stille zu leben — dem wäre es vielleicht sogar Begehrten gewesen. Er selbst aber konnte es nicht. Er mußte teilhaben. Er beehrte die bunte Fülle, die tönenden Klang der Welt.“

„War ein Mann von fünfzig Jahren. Alf? Er mußte lachen — böse und hart lachen. „Du Lachen, Mochten andere sich in seinem Überverbrauch fühlen: er stand in der Welt seiner Kraft. Erst jetzt glaubte er, die Welt zu erkennen, zu erkennen mit ihrem Widerspiel, erst jetzt durchschaute er die Zusammenhänge mit ihren Schwächen und mit ihrer Stärke. Erst jetzt hätte er vermocht, die eigene Kraft recht einzusetzen.“

„Und jetzt sollte er abtreten? Zur Solte geschrieben von Jüngern, Unferhärenen? Er wollte nicht in wildem Zorn. Er schloß die Fäuste gegen die rauhe Rinde des Eichbaums. Er wollte nicht.“

„Er mochte nicht seine Nächte zergrübeln. Er konnte nicht latentes dahindämmern. Er wollte nicht in Büchern lesen, Bücher schreiben über die Kunst des Sterbens wie ein gelehrter Mönch. Er durfte nicht brachliegen in seiner besten Kraft.“

Wie eine düstere Last senkte sich die Einsamkeit auf ihn, seit er hier im Kloster lebte. Einsamkeit — er hatte sie nie zu tragen vermocht, immer hatte er sprudelndes

Leben um sich sehen wollen. Wenn er daheim sich ausruhte von dem Getöse der Schlachten, dann hatten Adelheid und die Kinder, Freunde, Lautenspieler, Spaßmacher um ihn sein müssen.

Er war die Stille geflohen. Und außer in seiner Gefangenschaft bei Kersten in Holstein hatte er es immer so einrichten können, daß er nie mit sich allein war.

Jetzt aber lastete die Stille des Klosters auf ihm. Da war es ihm Entspannung, weite Wanderungen zu machen.

Und eines Tages stand er vor dem Haus, in dem Dina lebte. Dina mit ihren Kindern. Er öffnete die Tür und beugte den Kopf unter dem rauchgeschwärzten Balken. — Da saß sie am Spinnrad, die Sonne fiel durch die kleinen Fensterrahmen auf ihr weißes Haar, unter dem das Gesicht so frisch und jung geblieben war. Als sie ihn erkannte, sprang ein Leuchten auf in ihren Augen: „Gerd! So hat Gott meinen Wunsch doch erfüllt!“

Sie legte ihm die Arme um den Hals, und sie bewirtete ihn mit Rahmbrütze, wie sie es ehemals zu tun pflegte.

„Ja, sie lebte hier bei ihrem jüngsten Sohn — bei Freck, der nach der Rückkehr des Grafen aus Holstein geboren war. Als Gerd den jungen Bauern zu sehen bekam, war er verbüßelt über die Ähnlichkeit mit ihm selbst. Nur schien Freck nicht von der Hastlosigkeit getrieben, die den Grafen durchs Leben gepeitscht hatte. Die Verbundenheit mit der Erde hatte ihm Schwere gegeben.“

Und Dirk? Plötzlich wollte Gerd wissen, was aus den Kindern geworden war, die er mit Dina gehabt hatte. Still und ohne Vorwurf sagte die Frau: „Dirk fiel bei dem letzten Kampf um Delmenhorst.“ Da senkte die Graf stumm den Kopf. Auch das Opfer war gebracht worden. Er erinnerte sich gut, daß er einmal stolz gewesen war auf diesen Jungen, der so gesund und stark und frisch gewesen war, aber das Leben hatte ihm keine Zeit gelassen, sich viel um ihn zu kümmern. — Rixde war lange verheiratet, wie auch die jüngeren Kinder, die sie miteinander gehabt hatten.“

Als Gerd durch die sinkende Dämmerung zum Kloster zurückwanderte, war ihm wöhlter und leichter ums Herz als seit langem. Womit hatte er die treue Liebe dieser Frau verdient, die ihr Leben lang ihm mehr gegeben hatte, als sie je von ihm empfangen konnte?

Anfangs war hin und wieder auch Alf zu dem Vater gekommen — still und gedreht und ein wenig verlegen, aber es war doch ein Mensch mit der Wärme eines menschlichen Herzens. Sie hatten miteinander von den Reisen gesprochen, die sie nach Friesland und an den Ithel gemacht hatten, und sie waren gut Freund gewesen.

Aber jetzt hatten die Ostfriesen Alf gefangen. Sie hielten ihn verwahrt in dem festen Turm von Berum, und nun war der Sohn so einsam, wie es der Vater war. Zum ersten Male in seinem Leben litt Gerd um eines anderen Menschen willen. Warum wurde ihm alles genommen? Auf diesen Sohn, der seine letzte Verbindung zum Leben war?

„Gott, warum läßt du dies zu?“ — Gerd hatte diese Worte laut hinausgeschrien. Und ihm wurde die Antwort: „Gott ruft dich an. Auf den Stein wird gehämmert, um den es sich lohnt.“

Leidmuth war zu dem Freund gekommen. Sie hatten einander nicht gesehen seit Adelheids Tod. Der Priester war gleich danach aufgedrungen zu einer Wallfahrt nach dem Heiligen Grabe. Aber jetzt, da Gerd in so großer Not stand, hatte ihn sein Weg zu ihm geführt.

„Gerd, noch ist es Zeit! Es ist nie zu spät. Erkenne doch: was ist dir geblieben von allem, wonach dich die Gier der Welt leitet? Du zerrennest in die Macht, und alle Lust ist schal. Du endest in Qual und Verzweiflung. Freund, Dein Weg hat dich an den Rand der Hölle geführt.“

Aber noch kamst du umkehren. Du lebst. Vielleicht gibt Gott dir noch Zeit. Du mußt dich dir als du selbst: nicht Reichtum nicht Ehre, nicht Macht, nicht Ruhm, Adelheid, dich, und deine Sühne haben dich verlassen.“

Du hast nichts als dich selbst. Nun bau an dir. Einmal schon standen wir hier unter der Eiche. Du warst jung, und das Leben ein Besessener hast du dich in den wilden Strudel gestürzt bist dahingelacht auf den Zwickzacken des Teufels, hast dich erlöset, hast dich errafft, was die Welt an Schätzen bot, deine Hände griffen nach dem bunten Filter, Deine Hände sind leer, und dein Herz ist zerissen. Freund! Laß ab von der Gier der Welt!“

Hattest du nicht Adelheid? Hast du sie nicht immer noch? Soirst du nicht, wie sie um deine Seele ringt? — Seele? Warum soll ich an eine Seele glauben? Ist der Tod ein? — Hast du sie jemals gesehen?“

„Du bist ein Tor, wenn du nur das glaubst, was du siehst. — Gab es nicht Adelheid?“

Da senkte Gerd stumm den Kopf. Seele — Letzte man um seiner Seele willen auf dieser Erde?

4. Die Feindin.

Theda saß am geöffneten Fenster und blickte über das Meer, das nach Osten sich in bleierner Glätte dehnte an diesem Septembertag, der alle Süße des vergangenen Sommers noch einmal gefangen hielt. Das Licht der sinkenden Sonne fiel auf die starre graue See, in die die hohe Gestalt der Gräfin gekleidet war, und ließ sie in opalem Schimmer aufglänzen. Die schmalen Hände der Frau lagen gefaltet im Schoß. Sie waren ringlos, als bedürfte ihre Schönheit keines weiteren Schmuckes. Das volle Haar,

„Gerd von Oldenburg bittet um Erlaß.“ — „Empfange du ihn — nein, führ ihn herauf!“ sagte sie fast flüsternd in plötzlichem Entschluß.

Kam es jetzt, worauf sie ein Leben lang gewartet hatte? Wieder wurde jene Stunde am Meer lebendig. Der Junker Gerd war bei ihnen in Nesse zu Gast gewesen. Es war damals, eher die Grafenschaft von seinem Bruder übertragen erhielt. 18 Jahre mochte er alt gewesen sein — sie waren fast gleichaltrig.

Seine Seele war erfüllt von hohen Idealen, und sein Herz brannte von einem heißen Willen, die Welt zu wandeln nach seinen eigenen Gedanken. Während er mit Theda am Rande des Meeres entlang gegangen war, das in immerwährenden Wogen die Wellen an den Strand warf, hatte sein Mund flammende Worte gefunden für seine hochfliegenden Pläne, denen damals noch jede wirkliche Grundlage fehlte; denn er war der dritte Sohn — Kersten war die Grafenschaft bestimmt und ihm die graue Mönchskutte.

Von dieser Stunde an hatte Theda Gerd geliebt.

Damals hatte die sinkende Sonne dasselbe zauberhafte Farbenspiel über Himmel und Meer gegossen wie an diesem Abend — So lange sie glauben konnte, daß Gerd eines Tages kommen würde, um sie zu sich zu holen, ging sie Abend für Abend ans Meer hinaus. Fieberhaften Herzens hörte sie der Wiedung, die durch Kerstens Ernennung zum König von Dänemark auch in Gerd's Leben eingetreten war.

Daß er Herr über die Grafenschaft wurde, nahm sie als ein Zeichen dafür, daß ihrer beider Schicksalwege miteinander verbunden werden sollten. Und sie schmückte sich wie eine Braut, als er mit zwanzig Jahren die Regierung übernahm.

Sie wartete geduldig. Mochte er erst Ehre und Ruhm gewinnen in Schlachten gegen Schweden, gegen die Bremer, gegen Ulrich Cirksena. Diese Ehre, diesen Ruhm gewann er für sie. Wenn er groß und herrlich war, würde er vor sie hinstreten, und sie würden zusammen zu der schwindelnden Höhe emporsteigen, die sich seit jenem Abend am Meer über ihn aufbaute.

Aber Gerd war nicht gekommen. Unelligbig hatte sie von seiner Hochzeit mit Adelheid von Tecklenburg gehört.

Seit dieser Zeit ging Theda nicht mehr allabendlich an den Meeresstrand hinunter, seitdem verlor ihr Gesicht jede Weichheit, seitdem wurde ihre Stimme herrisch und hart.

Und dann nahm sie Ulrich Cirksenas Werbung an.

„Ja, sie gab dem Manne das Jawort, der der mächtigste Gegner Gerd's war. Und seit dieser Stunde, da sie Verzicht leistete auf das Glück der Hingabe, seit dieser Stunde, da sie ihr Weibstum zum Opfer brachte, hatte sie nicht gerastet und geruht im Kampf gegen den, der ihre Liebe verschmüht hatte.“

Blut, viel Blut war geflossen. Das sollte das Feuer löschen, das unter ihrer Starrheit immer noch in ihrem Herzen brannte.

Sie hatte geliebt. Sie war Gräfin von Ostfriesland. Straff und fest hielt sie die Zügel über ihr Land am Meer in der Hand.

Sie triumphierte über den Mann, der jetzt ein Graf ohne Land war, der verlernt von aller Welt, diesen mächtigen Feinde tot lag, dem die Söhne die Macht aus den Händen gewunden hatten. Theda glaubte zu wissen, Gerd besaß nun keinen Menschen mehr, der zu ihm gehörte. Alf, sein ältester Sohn, saß, wohlverwahrt von ihren eigenen Knechten, in dem festen Turm von Berum. —

Theda horchte den mühsamen Schritten entgegen, die jetzt die stolle Turmtreppe hinaufkamen. Deutlich hörte sie, daß der Mann ein Bein nachzieht. Sie hatte von Gerd's Verwundung in seinen letzten Kämpfen gehört. Daher mochte ihm diese Behinderung kommen.

Und dann blickte sie dem Grafen in das spannungsvolle Antlitz, das dennoch unverwundlich jung schien unter dem fast weißen Haar. Ungeduldig befahl ihr Blick dem Beschlüßer, das Licht zurückzutragen. Im Osten war wie eine große goldene Laterne der Mond aufgegangen, und langsam zog er am Firmament auf, heller und heller werdend, bis die silbernen Fülle seines Lichtes das Meer aufleuchten ließ.

Stumm saß Gerd und schien in diesem Anblick versunken, während er doch um Worte rang, dieser Frau seine Bitte vertraulich entgegenzuwerfen. Ihn jetzt die Unterfanen und volle Verheißung; denn sie, die so starr und unerbittlich vor ihm saß, würde ihre Feindschaft gegen ihn nicht mit einer Guttat enden.

„Du bist einsam, Theda...“ Wieder seinen Willen fielen diese Worte in die Stille. — „Erstund hörte er — so antwortete! „Ja, du und ich sind einsam — es wäre Menschen es sind, deren Gedanken höher steigen als die der anderen.“

„Du und ich“, hatte sie gesagt — und ihre Stimme war ohne Haß und ohne Erbittert getroffen über ihren einsamen dröhnenden Gefühl schwebte sie jetzt. (Fortsetzung folgt)



Gräfin Theda Kurier-Klieschee.

das sie immer noch streng gescheltet trug, was jetzt eisgrau, und zwischen den feingedungenen Brauen stand eine steile Falte, wie sie sich dem einträgt, der stets in nobler Kräft gewohnt ist, seinen Willen durchzusetzen.

Nichts Weibliches war an dieser Frau, deren helle Augen über die herrliche Wölbe des Meeres blühten. Eine solche Rubinstunde war selten für Theda, seit sie nach Ulrich Cirksenas Tod die Regenschaft für ihre Söhne führte. Aber heute mußte sie hier sitzen und über das Meer blicken. In dem jetzt fern am westlichen Himmel die Sonne versank. Glutend liefen die letzten Strahlen über das Wasser, und dann tauchte der Himmel mit seinen leichten Wolken in ein sonderbares Farbenspiel, das sich im Meer widerspiegelte. Keinen Blick wandte die Frau von diesem Zauber, der sich in jedem Augenblick wandelte — vom zarten Rosa und vom bleichen Rot bis zum düsteren Lila durchlief es alle Stufen der Farben.

„Oh Herrlichkeit, oh Schönheit dieser Erde!“ — Theda hatte diese Worte laut ausgesprochen. Und ihm wurde die Antwort: „Gott ruft dich an. Auf den Stein wird gehämmert, um den es sich lohnt.“

Als die verheißende Farbenspiele der bleiernen Dämmerung wich, senkte die Gräfin den Blick in den Schoß. Sie hörte von unten ihren Namen rufen. Es war Edzards Stimme, die herrlich und laut durchs Haus drang. Nein, mochten die da unten warten. Heute war es Jahr und Tag, seit sie ihr den Sohn ins Haus trugen, den sie am zärtlichsten von ihren sechs Kindern geliebt hatte: Enno — den Ältesten.

Er war ertrunken im Schloßgraben, gerade als er anfing, der Mutter eine Stütze bei der Regierung des Landes zu werden. Sein bleiches Gesicht mit den halbgeöffneten Augen, das nasstropfende Haar... Theda würde diesen Anblick nie vergessen, der ihr der herbeste Schmerz des Lebens war. Von diesem Sohn war sie geliebt worden, und auch sie hatte ihn geliebt mit all der verborgenen Kraft, deren ihre verschlossene Natur fähig war, mit aller Wärme, deren ihre modern Kinder nicht zu bedürfen schienen. Seit seinem Tode gab es niemanden mehr, der sie aus ihrer starren Einsamkeit erlösen konnte.

Die heischende Stimme von Edzard wurde lauter. In heftigen Sprüngen kam er die Wendeltreppe zu ihr ins Turmzimmer hinauf. Er riß die Tür auf.

„Hier also bist du!“ sagte er und versuchte den Arger in seiner Stimme zu dämmern, denn noch beugte er den eigenwilligen Kopf unter der Mutter Reglement. „Unten begehrt einer Erlaß, dessen Namen wir vor deinen Ohren nicht nennen dürfen, einer, der der Tod und unseres Landes war. — Aber ich meine“, fügte er ein wenig großsprecherisch hinzu, „dem Raubvogel sind die Schwäne verbannt.“ Er kann uns nicht mehr gefährlich werden.“

„Von wem — sprichst du?“ fragte Theda stockend.

„Von wem?“ — „Du bist ein Tor, wenn du nur das glaubst, was du siehst. — Gab es nicht Adelheid?“

Zwischen Himmel und Hölle



GRAF GERD

Ein Iriesscher Heimatroman um Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirksena von Ostriesland

VON THORA THYSELIUS

22. Fortsetzung.

Was erwartete sie? Adelheid war tot. Konnte er jetzt nicht kommen, sie zu bitten, ihn aus seiner Einsamkeit zu erlösen?

Oh, sie war bereit, immer noch bereit, alle Herrlichkeit ihrer unerbittlichen Herrschaft herzugeben für ein Leben in abgeschlossener Stille mit Gerd.

Ihr Mund, der unter Ulrich Cirksenas beherrschenden Küssen unerschlossen geblieben war, öffnete sich durstend.

Da zerrissens Gerd's Worte grausam ihr heimliches Wünschen: Ich komme, um dich um die Freigabe Alfs zu bitten."

Theda lachte — ein hartes, kaltes Lachen, voll Hohn und Spott. Gerd erschrak. Er konnte nicht wissen, daß dieser Hohn ihr selbst galt, ihrem Glauben, ihrer Hoffnung, ihrer Liebe, denen er jetzt mit der für sie belanglosen Bitte um die Freilassung des Sohnes den Todesstoß versetzt hatte.

Schneidend klang Thedas Antwort: „Geht nach Hause, Herr Graf, zwischen uns ist kein Weg mehr.“

5. Gotlands König?

Gerd lag geknebelt unter Deck. Ihm war über allem dem dumpfen stichigen Geruch des fauligen Strohs, das in der Ecke des Verstecks angedrückt war. Auch fühlte man hier unten so deutlich das Schlingern des Schiffes. Er stöhnte laut. Nein, er brauchte sich nicht zu beherrschen. Kein Mensch hätte ihn, so laut er auch schreien möchte. Über seinen Kopf war eine schwere Eichenbohle, und Gerd hatte wohl gefühlt, wie noch eine Eisenplatte darübergeschoben worden war.

Ob die verfluchten Piraten ihn hier elend verhungern lassen wollten? Sein Magen kramte sich vor Schmerzen, und seine Zunge war trocken und hart vor Durst. Er versuchte, sich auf die Seite zu legen und tastete mit dem Kopf in der Finsternis, ob er nicht irgendwo etwas zu trinken fände. Aber dabei schmerzte ihn sein Bein, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Das Beste war noch, ganz still zu liegen.

Über sich hörte Gerd jetzt das Stampfen schwerer Seestiefel. Er schrie: „Wasserr Wasser!“ Aber die Schritte gingen vorüber, und die Gestalten der Finsternis stürzten sich von neuem auf Gerd.

Was hatte ihn verlockt, aus der Abgeschiedenheit des Klosters wieder in dieses Leben hinauszutreten? — Damals hatte er einem Gerücht Glauben geschenkt, daß Kerstens Sohn Hans, der jetzt dänischer König war, ihm Gotland zum Lehen geben wollte. Er hatte geglaubt, daß das Leben ihm nun doch noch die Krone gewähren wollte, nach der ihn gelüestete: Gotlands König sollte er sein.

Aber König Hans hatte ihn nicht einmal freundlich, geschweige denn ehrenvoll empfangen. Das hatte seinen Grund darin, daß Hans ihm das tragische Ende des jungen Jakob zur Last legte, obwohl Gerd bis dahin nichts davon gewußt hatte. —

Hier in der Finsternis des Kerkers, gepölnet von Hunger und Durst, vermochte der Graf nicht Herr zu werden des Entsetzens, das ihn jetzt wie damals bei den Gedanken an den jungen Neffen packte. Und er erlebte dessen Schicksal, als wäre es das seine.

Er sah Jakob am Steuer eines Schiffes stehen. Seine schmalbrüstige, hochaufgeschossene Gestalt war eingesunken, gekrümmt von Schmerzen. Ja, er hatte sich an Deck schleppt, obgleich das Fieber in seinem Körper raste, obgleich ihn jede Bewegung peinigete. Aber er hielt es nicht aus, in der Kiste zu liegen. Das einzige, was ihm noch wohltat, war das Meer, das graue, weite, unermessliche Meer mit seinem wogenden Auf und Nieder.

Grim, Jakobs Maat, steckte den Kopf zu ihm herein und fragte, ob er den Junker ablassen sollte, und nach einer Weile fragte der rothaarige Herr, ob er ihm nicht Gesellschaft leisten sollte. Sie hatten wohl Angst, daß Jakobs Hände nicht mehr die Kraft besäßen, das Schiff zu steuern, sie glaubten wohl, er sei verwirrt in seinem Geist und würde sich auf eine Klippe setzen.

Verächtlich lachte Jakob, und das verzerrte das Gesicht des Jünglings zu einer Fratze. „Für Skarbut hatte ihm alle Zähne aus dem Mund gepressen. Pesser wäre es wohl, er hätte das Schiff mit seiner ganzen verkommenen Besatzung auf Grund, dann hätte er

selbst die passende Gesellschaft zu seiner Fahrt in die Hölle, die er sicher bald antreten mußte.

König Hans hatte ihn nach Kopenhagen befohlen. Ob der Vetter ihn am Daumen aufhängen würde, wie er selbst es mit den Kapitänen der aufgebrachtten Kaufahrtenschiffe zu tun pflegte? Jakob schauderte das Fieber schüttelte ihn stärker. Oder würde der dänische König ihn auf einer Klippe mitten im Meer aussetzen, wie er es kürzlich mit den Wismarer Seeleuten getan hatte? Hans würde sich wenig darum scheren, daß er krank war, wohl zu Tode krank. Er, Jakob, hatte auch nicht danach gefragt, ob die verurteilten Wismarer auf der Klippe verbluten würden.

Jakob hatte sich wohl nicht allzu viel Gutes von Hans zu versetzen. Als er damals nach dem Verlust von Delmenhorst ohne Pferd und ohne Rüstung nach Kopenhagen geflüchtet war, hätte sein Verwandter ihn am liebsten mit Hunden vom Hof gehetzt, und Hans hätte in der Folgezeit auch wohl nachgehängt zu haben.

Drei Jahre lang hatte Jakob in Kopenhagen gelebt — von Königs Gnaden, und er war sich und anderen eine Last gewesen, bis der Dänenkönig seinem Drängen nachgab und ihm ein Schiff anvertraute.

Mit diesem Schiff fuhr nun Jakob auf den Meeren ein herrliches Leben dünkte es ihm! Nach Herzenslust überließ er die bebüßigen Kaufahrtsschiffe, die die Hanse auf den Meeren fahren ließ, und die Handelsleute fürchteten den Junker Jakob mehr als die Pest. Der hatte es sich zum Ziel gesetzt, das Erbe seines Obems Gerd zumindest in diesem Sinne anzutreten. —

Gerd stöhnte auf, als seine Gedanken an diesem Punkt angelangt waren. Ja, er konnte sich nicht länger den Schieber vor die Augen pressen; er, er allein trug die Verantwortung für das grausame Schicksal, das Jakob getroffen hatte.

Und wieder bedrängten ihn in halber Bewußtlosigkeit die Bilder. Er sah Hier, Jakob, Steuermann, um das Ruderhaus schleichend mit böse lauerndem Blick, Jakobs Gestalt straffte sich, und er strich sich das wirre Haar aus der Stirn. Hätte Gott sie werden ihn doch nicht über Bord werfen, wie er selbst es oft mit Jenen getan hatte, die ihm lästig geworden waren? Er griff an die Brust, wo das Papier knitterte, in dem Vetter Hans ihm befohlen, auf kürzestem Wege nach Kopenhagen zu kommen.

„Ich werde dich zur Verantwortung ziehen für den Raub, den du an den Kaufleuten begangen hast — ich fordere dich vor meinen Thron zur Rechenschaft für alle, die du vom Leben zum Tode befördert hast!“

Jakob wätschte sich mit der Hand über die Augen — es verschwamm ihm alles — wie Blut sah das Meer aus — rotes, wogendes Blut. Er stöhnte auf. Er griff sich an die Kehle. Grim und Hier, die lauernd von Mast aus jede seiner Bewegungen verfolgt hatten, sprangen her. Jakob sah noch das rotstoppelte Gesicht von Hier, der ihn mit dem Fuß belästigte, und selbst ans Steuer sprang. Grim griff Jakob unter die Arme und schleppte ihn durch die Luke in die Kiste unter Deck. Seine Füße schlugen polternd auf die eisenschlagenen Treppentritten. Grim schleppte Jakob in die Hölle. —

Mit einem Schrei wachte Gerd aus seinem Alptraum auf. Gelendete starrte er in das Licht der Laterne, mit der jemand ihm ins Gesicht leuchtete.

„He, komm herauf, du“, schrie ihn der wilde Geselle an und durchschneit seine Fesseln mit einem scharfen Messer, das er auch weiterhin in der Hand behielt, bereit, jeden Augenblick zuzustoßen. Gerd bekam Wein und gutes Essen, und dann wurde ihm befohlen, ans Steuer zu gehen. Der Steuermann war von einer schwarzen See über Bord gespült worden, und nun kannte sich niemand mehr in diesem Gewässer aus.

Der Graf hatte nicht über Lust, das Schiff auf eine Klippe zu setzen; denn er war sich durchaus klar, wie diese Piraten ihm gegebenenfalls die Rettung aus See zu danken würden. Aber je länger er da am Steuer des guten Schiffes stand und es sicher durch die brandenden Wogen steuerte, desto mehr gewann die Lust des Lebens wieder Macht über ihn.

„Ihn dünkete, er müsse dem Schicksal dankbar sein, daß ihm nicht so manches gute Jahr auf dem Meere gegönnt hatte, nachdem das große Spiel um Kronen für ihn ein Ende genommen hatte.“

Als er damals in Kopenhagen so bitter von König Hans enttäuscht worden war, hatte Alf, der inzwischen durch Johann aus der ostfriesischen Gefangenschaft befreit worden war, ihm ein Schiff gegeben. Und dieses Schiff war für Gerd der Anfang für eine eigene Flotte geworden, mit der er nach seiner Art die Meere beherrschte. — die Meere zwischen Gotland, Holland, England, Frankreich, Spanien. Ja, er war für lange

Jahre wieder das Entsetzen des Kaufmanns geworden. Und er hatte es nicht bereut, die Stille des Klosterlebens gegen dieses wilde Aufregungsgartum vertauscht zu haben. Freilich, einmal war auch der dunkle Tag gekommen, an dem die Hamburger ihm zwei seiner besten Schiffe gekapert hatten. Ein undachtzig Mann hatten sie in Gefangenschaft geschleppt, von denen sie dreißig Stück mit dem Beil hrichteten, darunter Jürg, der des Grafen Freund gewesen war.

Aber auch diesen Schlag hatte Gerd verbinden können. Er hatte sogar wieder Verbindung gefunden zu der großen Welt, und ein wenig von dem Glanz seiner Tage mit Karl dem Kühnen lag wieder über ihm. Als Parteigänger Maximilians, der jetzen Kaiser geworden war und dem nun doch Karls Tochter Maria zur Kaiserin gegeben worden, hatte Gerd teil an den handrischen Kriegen, und in Schottland am Hofe Jakobs IV., dem Enkel Kerstens, war er ein gern gesehener Gast.

Zu mancher Stunde hatte Gerd gedacht, doch noch einmal die alte Macht zurückzugewinnen. Jedoch nun war für ihn wohl auch Hoffnung verloren. Bei einer Reise nach Spanien, wohin es ihn unwiderstehlich zog, war er mit seinem stolzen Segler in die Gefangenschaft des Seeräuberbandes geraten. Seine Mannschaft war niedergemacht worden, und was die Teufel mit ihm vorhatten, sobald die See vorbei war, mochte er sich nicht ausdenken.

Aber ehe der Sturm nachließ, sah Gerd in der Ferne ein Segel. Es war ein seiner eigenen Schiffe, das die Verfolgung des Piratenschiffes aufgenommen hatte.

6. Die letzte Schlacht.

Gerd war an diesem Morgen ubellaunt und gereizt. Bis späte in die Nacht hatte er gestern mit der Schiffsmannschaft beim Wein gessen. Jetzt hatte er einen schweren Kopf, und die alte Wunde am Bein schmerzte ihn. Doch es gab nicht mehr vieles, das ihn hinterlassen. Er begann wohl wahrhaftig alt zu werden.

Vielleicht kam nun die Reihe des Sterbens an ihn. Was von den Gefährten seiner Jugend lebte denn noch? Kerstens mußte sein zehn Jahren in seinem kostbaren Sarkophag in Kopenhagen. Adelheid und Karl starben vor zehn Jahren. Von Moritz und Catharina sprach niemand mehr. Tot waren Tanno Düren, Lübke Onken, Sibo von Esens, Ulrich von Norden, tot waren die eigenen Söhne Gerd und Dietrich und der Neffe Jakob.

Ihn allein hatte das Leben übrig gelassen. Zu was taugte er noch? Die Söhne hatten es ihm nahegelegt, aus der Heimat zu verschwinden, wo sein bloßer Name Unfrieden verbreitete. Jahr und Tag war er bei seinen Verwandten in Schottland gewesen, Jahr und Tag war er über die Meere geseilt. Doch jetzt wollte er heimkehren.

Aber würde er Ruhe finden? So sehr düsterte es ihn immer noch nach Taten, so sehr hatte er sich bemüht, die Mannen vor sich zu haben, aber nun wollte ihm das Schicksal nichts anderes gönnen.

Er streckte die Hand aus. Zitterte sie schon? Konnte sie noch ein Schwert fassen?

Alle Macht, die er in seinen guten Tagen zu halten und zu erringen gehofft hatte, war ihm aus den Händen gerunden. Graf ohne Land — Mann ohne Heimat — Vater ohne Liebe seiner Kinder.

Gerd schlug die Hände vors Gesicht. Was war ihm geblieben? Nichts — nichts — nichts!

„Graf Gerd!“ Die Tür wurde aufgerissen, und Männer mit Schwert und Rüstung traten herein. Lachend legten sie dem Alten die Hand auf die Schulter. Es waren Herren aus Holstein und aus Dänemark, die König Hans, Gerd's Neffe, mit einem Söldneraufgebot nach Wolfenbüttel schickte, um dem Welfen bei seiner Fehde gegen die Bürger beizustehen.

Sie hatten im Hafen gehört, daß Graf Gerd am Vorabend in Hamburg angekommen wäre. Da hätte es ihnen keine Ruhe gelassen — sie wollten ihn begrüßen. Ob er sich ihrer noch erinnere? Arvid Sparre, Ivar Ronsdöf, Rus af Helmsätter? Einige von ihnen waren mit dabei gewesen, als Gerd auf der Borstel Heide mit erhabenem Streithammer dem Bruder ihm fest sicheren Slet wieder aus den Händen schlug. In den Herzen all dieser Männer war Gerd's Bild lebendig.

Als sie später beim Wein saßen, wußten sie den alten Kämpen davon zu überzeugen, daß es seine Pflicht war, nun seinerseits dem Entzwei des Mannes zu helfen, der ihm selbst in jener nordwestdeutschen Fehde beigestanden hatte.

Erst wehrte Gerd ab. „Ich bin alt!“ Aber da lachten die Herren. „Wilhelm Gotteskub war damals so alt wie ihr heute — 72 Jahre — und danach lebte er noch dreißig Jahre. Warum solltet ihr das nicht auch, Graf?“ — „Aber Wilhelm war der regierende Herzog

von Braunschweig und kam an der Spitze eines stattlichen Heeres. Und ich — ich habe keinen einzigen Kriegsmann.“ Doch da riefen sie, heiß vom Wein, sie alle wollten seinem Befehl gehorchen. Da straffte sich Gerd's Gestalt, und er verschloß sich nicht länger dem Ruf.

Je näher die Bewaffneten der braunschweigischen Landesgrenze rückten, um so mehr freute den Grafen dieser Haudei. Von nicht all stromten die Fürsten und Ritter herbei. Sie alle wußten: diesmal ging es nicht um eine Strafe eines Landesherren gegen seine aufässigen Untertanen. Diesmal wurde für alle Zeiten entschieden, wer fortan die Macht haben sollte — weiterhin die Ritter und Fürsten oder aber das Bürgertum, das so uppig aufbeblüht war.

Sie alle waren gewillt, diese Herren, ihre Macht zu behaupten. Dem alten Gerd lachte das Herz, als er die große Zahl der ritterlichen Heere sah, das sich in dem Zeltlager vor Braunschweig sammelte. Keiner der Kurfürsten, Erzbischöfe, Pfälzgrafen, Landgrafen, Bischöfe und Grafen Deutschlands hatte zu Hause bleiben mögen oder sich durch einen anderen vertreten lassen. Sie wollten nicht fehlen in diesem Kampf um die Macht. —

Der alte Graf Gerd hatte mit dem dänischen Ritter Torikild Arnesen seine abendliche Runde durch das Zeltlager gemacht. Diesen Jungen Torikild hatte Gerd Hebevogten und man sah die beiden oft zusammen. Als bei dem kurfürstlich-sächsischen Zelt vorbeikamen, hörte man die Würfel klappern. Bei dem Erzbischof spielten die Herzöge Karten, und überall liefen die Herren fleißig die Becher herum; denn die Septemberrächte waren kühl.

Der Pfälzgraf bei Rhein hatte sich schon am frühen Abend toll und voll getrunken. Torikeld trat er aus seinem Zelt und fiel Gerd um den Hals. „Komm, du alter Raubgraf! Komm und trink mit mir! So wie du müßten wir alle sein, du hast dein Leben lang den Pfefferstücken gezinkt, wie wenig dir an ihrer Freundschaft lag. Du bist hier der Held. Dir sollte der quade Heinrich den Oberbefehl geben!“ — So ratierte er und zog Gerd in sein prächtiges Zelt, wo Bogislaw von Pommern mit seinem roten Gesicht saß und auf den Knien die seinen Regitze hielt.

Er küßte sie, und sie tranken aus einem Becher, und der hohe Ständesherr machte sich nichts daraus, daß alle Welt sah, wie gut Freund er mit diesem fragwürdigen Geschöpf war. Aber der Pfälzgraf verlangte, daß Regitze sich jetzt zu Gerd setzen sollte. Dem müstigen Mann gebühre die Schönte im Lager. Bogislaw sprang auf und zog sein Schwert aus der Scheide. Wäre ihm der beachtenswerte Bischof, Konrad von Osnabrück nicht in den Arm gefallen, hätte der Pfälzgraf diesen Unsinn teuer bezahlen müssen.

Gerd strahlte. Das war ein Leben nach seinem Herzen. Er fühlte nichts mehr von den Gebrechen seines Alters, er war wieder jung. Ja, dies sollte der Abschluß seiner besten Tage werden: ein Sieg gegen die Sünder, gegen die Hanse, mit der er sein Leben lang in Streit gelegen hatte. Er trank Arvid Sparre zu. „Ich schulde dir Dank, Freund, daß du mich zu dieser Fehde einludest!“

War es nicht ein ergötzliches Spiel, zu sehen, wie die Braunschweiger Städte die Asseburg aufgaben und sie selbst verbrannten — wie Vechede trotz seines breiten tiefen Wassergrabens von den Bürgern geräumt werden mußte, wie Neubrück fiel, Kampfen und Thune erstürmt wurden von den Ritterlichen!

Jetzt lag das große Heer der fürstlichen Gewalt hier vor Braunschweig. Noch bevor der Frost ins Land kam, würden sie die Städter zu Paaren treiben. Und er war dabei. Er, Graf Gerd, der alte Kämpen von Oldenburg!

Hier fragte niemand nach seinen Machtbesitz. Hier sah man nur alle sein gutes Schwert, das Gassen durch die Reihen der Feinde mähte. Kurfürsten und Herzöge begehrten seinen Rat. Er war der alte Freund des seligen Wilhelm Gotteskub, des Großvaters des quaden Heinrich, für den sie alle in diesen Kampf gezogen waren — Gerd war der Mann mit dem Streithammer, den Wilhelm nach gewonnenen Feldschlachten zum Ritter schlug. Vergessen waren alle Demütigungen, alle Erniedrigungen. Er würde als Sieger aus seiner letzten Schlacht heimkehren, und niemand — auch seine Söhne nicht — würden ihm nach solchen Taten die Anerkennung verweigern können.

Die Sterne glitzerten, als Gerd Arm in Arm mit dem jungen Torikild Arnesen zu dem dänischen Zeltlager zurückging.

Schlaf folgt.

Zwischen Himmel und Hölle

Ein irrischer Heimatroman um Graf Gerd von Oldenburg und Gräfin Theda Cirksena von Ostriesland

VON THORA THYSELIUS



GRAF GERD

Fortsetzung (Schluß).

„Glaubst du, daß es Sünde ist, Krieg zu führen?“ fragte ihn Torikild plüchelig und blieb an einem fast ausgebrannten Wachtfeuer stehen. „Sünde? Dann ist es die herrlichste Sünde der Welt, und ich will wohl dazu nach meiner letzten Schlacht in die Hölle fahren!“ lachte Gerd. Aber Torikild grübelte weiter. Der Wein hatte ihn schwermütig gemacht. „Wann, meinst du, gab es den ersten Krieg?“ — „Zu Zeiten Adams und Evas“, sagte Gerd leichtbhin. „Kain erschlug den Abel. Krieg ist so uralte wie das Menschengeschlecht selbst — vielleicht älter noch. Kampf wird sein zu dieser Erde, solange die Sonne Leben weckt.“ — „Aber wir Menschen sehnen uns doch alle nach ewigen Frieden“, wandte Torikild ein. „Wir wollen noch diese eine, noch eine letzte Schlacht schlagen, um den Sieg über unsere Widersacher davonzutragen, dann aber soll Frieden sein, ewiger Friede. Aber nein, nie, vermögen wir ihn zu erringen. Stets erwacht aus altem Streit neue Unruhe. Wenn wir mit unseren Ritterherren morgen den Sieg über die Städte davontragen, so müssen wir uns übermorgen schon wieder neu rüsten für einen Kampf — ich, der ich ein Ritter bin und dessen Güter ich heute beim Würfelspiel saß. Warum ist das Leben so?“ und flüsternd legte der Däne hinzu: „Ich hasse den Krieg — ich, der ich ein Ritter bin und dessen Güter ich heute beim Würfelspiel saß. Warum ist das Leben so?“ und flüsternd legte der Däne hinzu: „Ich hasse den Krieg — ich, der ich ein Ritter bin und dessen Güter ich heute beim Würfelspiel saß. Warum ist das Leben so?“

Der Himmel war von jener flirrenden Klarheit, wie sie nur der Vortrühler kennt. Sedelnde weiße Wolken speigeln sich in dem Wasser, das auf den Wiesen zwischen den Anlagen stand, und die umgebene Erde der Äcker duftete gut und stark. Gerd war es froh und leicht ums Herz. Er hatte sich an diesem Morgen einem Zug junger Hölzer angeschlossen, die leichtdühnig auf dieser bergigen Straße, die von Frankreich nach Norden führte. Der alte Graf hatte es plötzlich eilig, nach Hause zu kommen; er wollte den rauhen Strom der Weser durch die Ebene der Heimat fluten sehen, er wollte vom Deich auf die rauhe Seite des Nordmeeres blicken. Eine unbewusste Sehnsucht heftete ihn nach den niedrigen windgedrückten Katen am Deich, aus denen der Torfrauch stieg, nach dem Kreischen der Mowen, nach der Weite, der unbegrenzten Weite seiner Heimat. Viele Monate lang war er nun durch fremde Länder gepilgert. Er hatte zum Heiligen Grabe wallfahren wollen, aber dazu reichte seine Kraft nicht mehr. Doch durch Frankreich und Spanien war er gepilgert bis zum Grabe des heiligen Jakob von Compostella. Harte Bauen hatten die Priester ihm auferlegt für alle Sünden seines bewegten Lebens, er hatte diese Monate in Gebet und heiligen Übungen vollbracht. Und durch das Fasten und das Kasieren seines Körpers war er von jener Leichtigkeit und Besinnlichkeit des Geistes, die ihm tiefe und herrliche Gedanken gab.

Jetzt fielen die jungen Männer und Frauen, die an der Spitze des Pilgerzuges gingen, in einen frohen Gesang, obgleich es bergan ging. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland teilte trotz ihrer großen Macht das Schicksal aller Menschen, die nicht in ihrer Jugend sterben; sie wurde wie alle anderen alt und — je älter, desto unansehnlicher. Ihre Hofsänger merkten das wohl, doch versicherten sie der hohen Frau täglich, daß sie in ewiger Jugend blühe und strahle. Allein, einer machte dieses Lügen nicht mit ... der unbestechliche Spiegel. Er war ein blühendes Kind, das offen ins Gesicht zu sagen, daß ihre Schönheit im Verblühen sei. Kein Wunder, daß er schnell die Gunst verlor, die er früher so reichlich genossen hatte. „Ich weiß gar nicht“, sagte die Kaiserin. „Ich weiß gar nicht mehr.“ Der so lang favorisierte Spiegel wurde also beseitigt und durch einen neuen ersetzt. Man

wie die Katze im Sack misamt ihren Wagen voll Fleisch, geräucherter Fische, Mehl und Getreide.“ Aber der quade Heinrich hatte Feinde unter seinen eigenen Knechten. Einer von ihnen, Bruno Fy, dem der Herzog einmal mit der Reitpeitsche durchs Gesicht geschlagen hatte, weil sein Pferd nicht ordentlich gestriegelt worden war, lief über zu den Städtern und verriet, daß die Straße nach Peine ungangbar sei. Da wichen die Hildesheimer aus nach Bielefeld, wo sie sich mit den Braunschweiger Bürgern vereinigten, bevor die Ritter heran kamen. Dreimal stürmte Heinrich ihre festgeschlossene Wagenburg, aber dreimal wurde seine Reiterei mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen. Er mußte die stark zusammengeschmolzene Schaar zurücknehmen bis Bielefeld, jedoch die Bürger blieben ihnen auf den Fersen. Ja, sie waren gleichsam besessen von dem Gedanken, daß sie sich rächen müßten für alle Not und Entbehrung während der monatelangen Belagerung, daß ihnen die kleinen Kinder aus Mangel an Milch gestorben waren, dafür, daß ihre Frauen elend und krank geworden waren, daß ihre eigenen Körper so schwach und ausgezehrt waren und sie alle von der bitteren Kälte Frostschäden an den Gliedern hatten, sie wollten es ihnen heimzahlen, den Ritterlichen.

Was bedeutete ihnen der Tod? Wenn sie diese Schlacht verloren, büßten sie für ihr Leben dreifach ein. Und sie alle stürmten voran, ihr Bürgermeister Laifer an der Spitze, sie stürmten mit ihrer Kurzwaffe gegen die großen Geschütze des Feindes, und sie kämpften, bis die fürlichen Knechte die Spieße fortwarfen und flohen und die Spieße für die Ritter verloren war. Nur einer stand auf der Wastalt, noch als die blasse Wintersonne sank — ein alter Mann. Er hatte den Helm vom Kopf genommen, er stand da mit seinem blanken Schwert, und der Wind wehte ihm das eisgraue Haar ins Gesicht. Um ihn lagen Berge von Toten, er schlug von seiner Hand Keinen von ihnen hatte ihn zu verletzen vermocht — er blutete nicht; und dennoch war Graf Gerd zu Tode getroffen.

Die Schlacht verloren — seine letzte Schlacht. In seinen Armen hielt er den sterbenden Torikild Arneson.

7. Die Pilgerfahrt.

Der Himmel war von jener flirrenden Klarheit, wie sie nur der Vortrühler kennt. Sedelnde weiße Wolken speigeln sich in dem Wasser, das auf den Wiesen zwischen den Anlagen stand, und die umgebene Erde der Äcker duftete gut und stark. Gerd war es froh und leicht ums Herz. Er hatte sich an diesem Morgen einem Zug junger Hölzer angeschlossen, die leichtdühnig auf dieser bergigen Straße, die von Frankreich nach Norden führte. Der alte Graf hatte es plötzlich eilig, nach Hause zu kommen; er wollte den rauhen Strom der Weser durch die Ebene der Heimat fluten sehen, er wollte vom Deich auf die rauhe Seite des Nordmeeres blicken. Eine unbewusste Sehnsucht heftete ihn nach den niedrigen windgedrückten Katen am Deich, aus denen der Torfrauch stieg, nach dem Kreischen der Mowen, nach der Weite, der unbegrenzten Weite seiner Heimat. Viele Monate lang war er nun durch fremde Länder gepilgert. Er hatte zum Heiligen Grabe wallfahren wollen, aber dazu reichte seine Kraft nicht mehr. Doch durch Frankreich und Spanien war er gepilgert bis zum Grabe des heiligen Jakob von Compostella. Harte Bauen hatten die Priester ihm auferlegt für alle Sünden seines bewegten Lebens, er hatte diese Monate in Gebet und heiligen Übungen vollbracht. Und durch das Fasten und das Kasieren seines Körpers war er von jener Leichtigkeit und Besinnlichkeit des Geistes, die ihm tiefe und herrliche Gedanken gab.

Jetzt fielen die jungen Männer und Frauen, die an der Spitze des Pilgerzuges gingen, in einen frohen Gesang, obgleich es bergan ging.

Für sie gab es kein Ermüden. Gerd hatte gesehen, wie zwischen ihnen Blicke und Gebärden getauscht wurden, die nicht zu dem Strick und dem härenen Gewande paßten, die sie alle trugen. Der Graf lächelte still. Das war der Lauf der Welt, und kein Bußprediger würde je etwas daran ändern. Aber die jungen Menschen gingen ihm nun doch gar zu schnell den steilen Weg bergauf. Ihn schwindelte plötzlich; denn er hatte seit dem Vorabend nichts mehr gegessen — das geübte zu der Buße, die ihm wegen seiner Sünden auferlegt worden war. Er setzte sich in das saure Vorjahresgras am Wegrand und legte den Kopf auf einen Stein, der warm war von Sonnenwärme. Das tat gut. Seine Hände griffen in die Erde und ließen die Krumen durch die Finger gleiten, fremde Erde zwar — Frankreichs Erde. Und wieder dachte Gerd an die Heimat. Seine Gedanken waren von einer seltsamen Klarheit.

Als er vor Jahresfrist seinen Söhnen sein Vorhaben, eine Pilgerfahrt zu machen, mitteilte, hatten sie ihm bereitwillig geholfen. Sie fanden wohl, daß er nicht mehr tat, als sie erwarteten. Zu dem Gerd, der Geliebter geworden war, ließ ihm dies verstehen. Dieser Sohn war ihm fremder noch als die anderen. Otto legte es ihm zur Last, daß er wegen Gerts schlechten Leumund einen Bürgerlichen das Erzstift Bremen hatte überlassen müssen.

Ach ja, die Söhne hatten ihm zum Schluß nicht allzu viel Liebe gezeigt. Sie stießen an der Enge ihres Lebens. Nur Alf hatte manchmal versucht, freundlich gegen den Vater zu sein. Aber auch er geriet immer mehr unter den Einfluß Johannes. Ueltes' Sohn war Gerd so völlig fremd in der Wohl- abgewohnheit seines Wesens. Staunend sah der Vater, wie Johann nach dem Zusammenbruch selbstsüchtiger die Enge in der Enge nahm und klug und bedachtsam den Weg suchte, der das Land aus der Verworfenheit wieder in sichere Verhältnisse brachte — Schritt für Schritt. Johann hatte Keines in seinem Wesen, das Gerd nicht begriff.

Erst recht schlecht war Gerts Verhältnis zu seinen Töchtern. Ermaard und Heilig waren nun beide mit friesischen Häuptlingen verheiratet, die erzenzogen Gerd, der seit Seite eines Königs zu sitzen! Gerd hatte sich geschämt, den Ehevertrag mit Hero von Dornum zu unterschreiben und war unter dem Vorwand, wichtige Geschäfte hielten ihn fern, ausgewichen. Erbitterlich dünkte es ihn, daß seine älteste Tochter, die er stets am meisten geliebt hatte, es nun nicht viel besser bekommen sollte, als wäre sie einen seiner Bauern vermählt. Er hatte es nicht vergessen, wie oft er ihr in ihr kleines rosiges Ohr geflüstert hatte, daß ihre blonden Locken einmal eine Krönkronen schmücken würden. Heilig schien eher zufrieden mit Edo Wienken von Jever; denn Edo's Männlichkeit bedürfte nicht so sehr des äußeren Rahmens.

Aber diese beiden waren jedenfalls verheiratet. Ob die Jüngeren je einen Mann finden würden? Anna und Elisabeth waren wegen der schlechten Aussichten so grämlich und müde geworden, daß es unwahrscheinlich schien, daß sie je von ihrer selbst wollen geheiratet würden.

Und alles dies legten die Kinder ihrem Vater zur Last. Das hatte er Leben so eingerichtet, daß nicht allzu viel Glanz an ihm haften. Gerd seufzte. Das Ganze er beim Abschied wohl zu spüren bekommen. Und auch seine Bauern liebten ihn nicht mehr je früher. Sie dachten an die verwüsteten Felder, an die zerstörten Saat, die seine endlosen Fehden zurückließen. Daß er es gewesen war, der die schützenden Dämme um ihr Land hatte bauen lassen, schienen sie vollends vergessen zu haben. Und gar die Bürger, deren Wohlstand er sein Leben lang durch seinen Kampf mit der Hanse geschmälert hatte! Als er schon das Büßergewand für die Reise angelegt hatte, waren sie gekommen, um ihn in den Schuld-

turm zu werfen. Nur mit Mühe war es ihm geglückt, sich ihrer Rachgier zu entziehen.

Ein Bild jedoch von dem Aufbruch aus der Heimat bedrückte ihn: als er in der Morgenfrühe aus der Klosterpforte trat, hatte Dina aus ihm gewartet. Eine weiße Strecke Wesen hatte sie ihn begleitet. Er sah ihr Gesicht vor sich, wie es still und friedlich im Alter war. Sie hatten damals nicht viel miteinander gesprochen. Dina hatte ihm nur durch ihr bloßes Dasein zeigen wollen, wie sie allzeit vor sich, wie es still und friedlich im Alter war. Sie hatten damals nicht viel miteinander gesprochen. Dina hatte ihm nur durch ihr bloßes Dasein zeigen wollen, wie sie allzeit vor sich, wie es still und friedlich im Alter war. Sie hatten damals nicht viel miteinander gesprochen. Dina hatte ihm nur durch ihr bloßes Dasein zeigen wollen, wie sie allzeit vor sich, wie es still und friedlich im Alter war.

Aber seine Fülle trugen ihn nicht mehr. Taumelnd sank er ins Gras. Als er eine Weiße still gelegen hatte, zogen wieder jene lockenden Bilder durch seinen Sinn, die ihn veranlaßt hatten, diese Pilgerfahrt nach dem Süden des Abendlandes zu machen.

Ja, in dieser Stunde gestand er es sich endlich: nicht nur die Schwere seiner Sünden hatte ihn zum Grabe des heiligen Jakob von Compostella getrieben. Er hatte gehofft, dort unten in Spanien dem Manne zu begegnen, der der Welt als der Entdecker des neuen Erdteils seines Mitsiegers galt: Christoph Columbus.

Immer noch brannte in Gerd, der alle Wege der alten Welt kannte, die Sehnsucht nach dieser unerschlossenen Ferne. Warum nur hatte er damals seinen Plan nicht auszuführen können, mit Diderik Pining, dem dänischen Admiral, dieses Land aufzusuchen? Aber in jener Nacht, als er den Entschluß gefaßt hatte, waren die Husaren gekommen, um ihn zu rufen nach Holstein zu rufen. Und dieses wahnwitzige Unternehmen hatte ihm erneut den Groll seines Bruders Kersten eingetragen, so daß ihm der Weg nach Danemark verschlossen blieb.

Und dann war jenes Abenteuer gekommen. Das Karl von Burgund hieß. Mit jenem Mann, dem er auf dem Gipfel seiner Macht begegnete, hatte ihn eine Freundschaft verbunden, die ihm Gewähr schien für die Erfüllung aller seiner geheimen Hoffnungen und maßlosen Pläne, so daß er deren Verwirklichung nicht erst in weiter Ferne glauben mußte zu müssen. Aber dann hatte der Wahnwitz des Kriegers Karls Macht vernichtet. Und mit dem Freund hatte Graf Gerd alles Ansehen verloren.

Und später? Ach, später war so vieles gewesen, was sein Leben erfüllte: Kampf, immer wieder Kampf!

Und über dem Getöse des Tages hatte er die Stimme überhört, die ihn mahnte, etwas Großes in diesem Leben zu vollbringen. Er mußte an das Gleichnis der Bibel denken. Er hatte das ihm anvertraute Pfund in alle Winde verstreut, anstatt es tausendfältig Frucht tragen zu lassen.

Wenn er zur rechten Stunde mit Diderik Pining hinausfahren wäre, so wäre wohl er heute der Mann, der dem Abendlande eine neue Welt erschlossen hätte; er, Graf Gerd von Oldenburg!

Nun war es zu spät. Sein Leben war vertan.

In dieser Stunde erkannte Gerd, wie verblendet er gewesen war, sein Leben lang. Welchem Phantom war er nachgegangen? Sie alle standen wieder ihm auf, die er aus Gier nach Macht ins Unglück gestoßen hatte. Sie kamen mit blutenden Wunden, mit angstverzerrten Gesichtern und klagten ihn an.

Auch die, die ihn in diesem Leben geliebt hatten, kamen mit blutendem Herzen, und ihre Augen waren voll Schmerz. Warum, Gerd, schobst du uns achlos beiseite? Warum müßtest du wie ein böser Dämon durch deine Tage hetzen, gestachelte, gereizte von der Gier nach Macht? Altes hast du diesem Tölpel geopfert — auch uns, die wir dich liebten! Und jetzt stehst du am Ende deiner Tage da mit leeren Händen!

Gerd war in einen kurzen unruhigen Schlaf gefallen. Nach einer Weile schlug er wieder die Augen auf. Alf und Johann — er konnte er ihnen doch nicht mehr sagen. Er hatte sie warnen wollen vor dem Tölpel, der sein eigenes Leben zerstört hatte, vor dem Tölpel, der in einem jeden Menschen Herzen wühlt: vor dem Tölpel nach Macht.

Gerts Kopf war herabgedrückt von dem Stein. Seine trockenen Lippen murrelten abgerissene Worte. Da hob eine leichte Hand seinen Kopf und gab ihm zu trinken. Gerd begriff, daß es ein Priester war, der sich um den Zurückgebliebenen kümmerte. Er brachte ihm die letzte Wegzehrung.

Aber dieser Mann trug Leidsüchtige Züge. Und seine Hand, die schmal und weiß war wie Leidsüchtiger Hand, deutete den Birkenweg entlang.

In der Halle des Verfallenenmorgens kam ihm Adelheid auf dem Wege entgegen.

F. S. Ende!

Der unbestechliche SPIEGEL

Von der Kaiserin, die nicht alt werden wollte

Die Kaiserin Elisabeth von Rußland teilte trotz ihrer großen Macht das Schicksal aller Menschen, die nicht in ihrer Jugend sterben; sie wurde wie alle anderen alt und — je älter, desto unansehnlicher. Ihre Hofsänger merkten das wohl, doch versicherten sie der hohen Frau täglich, daß sie in ewiger Jugend blühe und strahle. Allein, einer machte dieses Lügen nicht mit ... der unbestechliche Spiegel. Er war ein blühendes Kind, das offen ins Gesicht zu sagen, daß ihre Schönheit im Verblühen sei. Kein Wunder, daß er schnell die Gunst verlor, die er früher so reichlich genossen hatte. „Ich weiß gar nicht“, sagte die Kaiserin. „Ich weiß gar nicht mehr.“ Der so lang favorisierte Spiegel wurde also beseitigt und durch einen neuen ersetzt. Man

hatte den feinsten und glattesten aller Spiegel gewählt, der indes seinem Vorgänger darin glich, daß er der Kaiserin ihr Gesicht zeigte, wie es war, und nicht, wie sie es haben wollte.

Da wurde sie über alle Maßen traurig und bemerkte mit einem schweren Seufzer: „Man kann gar keinen guten Spiegel mehr haben; sie sind nicht wert, daß man sie ins Zimmer stellt, denn man muß sich nur ärgern, wenn man hineinsieht. Wie die Kunst der Glasmaler, so ist auch die Kunst, gute Spiegel zu verfertigen, verloren gegangen. In meiner Jugend war man darin weiter als jetzt. Die Spiegel von heute taugen alle nichts mehr!“

Der arme Spiegel wurde also verhängt, und die Herrscherin alle Reue würdigte ihn fortan keines Blicks mehr.